B. L. franç. pag. 110.

Comp: Adalric.

<36602041870012

<36602041870012

Bayer. Staatsbibliothek

Epist. 81. -1

Bielfeld

Des
Freyherrn von Bielfeld
freundschaftliche
Briefe
nebst einigen andern.

Aus dem Französischen.

MARTIAL. *L. X. Epigr.* 47.

Quod sit, esse velit, nihilque *magis.*

Erster Theil.

Danzig und Leipzig,
bey Daniel Ludwig Wedeln, 1765.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verzeichniß

der im ersten Theile befindlichen

Briefe.

Zueignungsschreiben
An den Herrn von Voltaire, S. 19

Erster Brief.
An Madem. M. D. B. in Hamburg, 23

Zweyter Brief.
An den Herrn L. M. B. v. B. zu Schwe-
rin, 34

Dritter Brief.
An den Herrn Bar. v. *** in Hamburg 38

Vierter Brief.
An Herrn v. St.** in Hamburg, 41

Fünfter Brief.
An Herrn v. E.** zu Schwerin, 49

Sechster Brief.
An Madam v. *** in Hamburg, 56

Siebenter Brief.
An Ebendieselbe, 67

Innhalt.

Achter Brief.

An Ebendieselbe, S. 83

Neunter Brief.

An Herrn Chevalier von N** in London, 117

Zehnter Brief.

An meinen Vater, 121

Eilfter Brief.

An die Fr. Marquisinn v.*** in Paris, 125

Zwölfter Brief.

An meinen Vater, 130

Dreyzehnter Brief.

An Herrn von St.** in Hamburg, 148

Vierzehnter Brief.

An Ebendenselben, 165

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Geheimdenrath Jordan in Berlin, 178

Sechzehnter Brief.

An Ebendenselben in Berlin, 193

Siebzehnter Brief.

An den Herrn Baron von Pöllnitz zu Berlin, 207

Achts

Innhalt.

Achtzehnter Brief.
An Madame v. Br.** zu Berlin, S. 225

Neunzehnter Brief.
An den Hr. v. Hagedorn in Hamburg, 233

Zwanzigster Brief.
An meinen Bruder zu Paris, 241

Ein und zwanzigster Brief.
An Herrn v. Stuven in Hamburg, 250

Zwey und zwanzigster Brief.
An des Prinzen von Preußen königliche Hoheit zu Berlin, 254

Drey und zwanzigster Brief.
An den Herrn Baron von D.** zu Hamburg, 258

Vier und zwanzigster Brief.
An meinen Vater zu Hamburg, 267

Fünf und zwanzigster Brief.
An meine älteste Schwester in Hamburg, 275

Sechs und zwanzigster Brief.
An Madame von B.** in Berlin, 281

Sieben und zwanzigster Brief.
An Se. Excellenz, den Herrn von P**, königlichen Staats- und Cabinetsminister zu Berlin, 286

Innhalt.

Acht und zwanzigster Brief.
An Hr. Bar. v. K** zu Berlin, S. 301

Neun und zwanzigster Brief.
An Ebendenselben zu Berlin, 309

Dreyßigster Brief.
An Ebendenselben zu Berlin, 322

Ein und dreyßigster Brief.
An den königlichen preußischen Herrn Geheimdenrath Jordan zu Berlin, 332

Zwey und dreyßigster Brief.
An Herrn Baron von Knobelsdorf, Oberaufseher der königlichen Gebäude in Berlin, 347

Drey und dreyßigster Brief.
An den Herrn Geheimdenrath von Jordan zu Berlin, 362

Vier und dreyßigster Brief.
An den Herrn Geheimdenrath von Jordan zu Berlin, 374

Fünf und dreyßigster Brief.
An Herrn Bar. von K** zu Berlin, 385

Sechs und dreyßigster Brief.
An die Madem. von *** in Berlin, 408

Innhalt.

Sieben und dreyßigster Brief.

An den Hr. v. Hagedorn zu Hamburg, S. 42●

Acht und dreyßigster Brief.

An den Herrn Jordan zu Berlin, 427

Neun und dreyßigster Brief.

An den Herrn Baron von Pöllnitz zu Berlin, 432

Vierzigster Brief.

An Se. Excell. den Herrn von Podewils, königlichen Staats- und Cabinetsminister zu Berlin, 447

Ein und vierzigster Brief.

An meine Mutter zu Hamburg, 459

Zwey und vierzigster Brief.

An den Herrn Jordan zu Berlin, 462

Drey und vierzigster Brief.

An meinen Bruder zu Bordeaux, 470

Innhalt.

Vier und vierzigster Brief.
An Madame von N** zu Hamburg, S. 477

Fünf und vierzigster Brief.
An die Madame von *** in Berlin, 482

Vor-

Vorrede des Uebersetzers.

Wenn je ein Buch einen allgemeinen Ruf erweckt, ganz verschiedne Schicksale in kurzer Zeit erfahren, und zu allerhand einander widersprechenden Urtheilen Anlaß gegeben hat: so sind es gewiß des Freyherrn von Bielfeld Briefe. Kaum waren sie in dem vorigen Jahre in dem Haag in französischer Sprache ans Licht getreten: als sie sogleich in den meisten Ländern, wo Geschmack und Gelehrsamkeit herrscht, bekannt wurden.

Man verschrieb sie nach England, Frankreich und Deutschland; man fand sie in den vornehmsten Buchläden von Dännemark und Schweden; ja selbst nach Rußland hat man sie in ziemlicher Anzahl kommen lassen. So groß aber die Begierde war, womit man diese Briefe fast überall suchte; und so stark der Beyfall war, womit man sie fast durchgängig aufnahm: so wurden sie doch in gewissen Ländern unterdrückt, und ihr Verkauf gänzlich verboten. Die Freymüthigkeit, womit der Herr Verfasser besondre Umstände von verschiedenen Höfen erzählt, die lebhaft gezeichneten Charaktere einiger Vornehmen, die sich nicht gern geschildert sahen, und die ausgedruckten Namen vieler noch lebenden Standespersonen, waren vermuthlich die Ursache, warum man an manchen Orten den Vertrieb dieser Schrift auf alle mögliche Art zu hemmen suchte. Dieses machte indessen die Herren Kunstrichter aufmerksam. Sie fiengen an, den Werth dieses Bu-

ches zu untersuchen. Sie beurtheilten solches, aber sehr verschiedentlich. Einige fanden in diesen Briefen die nützlichsten Anmerkungen zur Politik, zur neuern Geschichte und zu den vorzüglichsten Theilen der Litteratur und Gelehrsamkeit: andre hingegen sahen solche nicht anders, als eine trockne und bloße Erzählung von den Lebensumständen des Herrn Barons an. Einige bemerkten darinne überall eine gesunde Kritik und feine Moral: und andre wollten beydes verdächtig machen. Einige konnten den französischen Ausdruck an einem gebohrnen Deutschen nicht genug bewundern, andre sahen es gleich aus der ersten Zeile, daß Paris nicht die Geburtsstadt dieser Briefe sey. Einige erhoben den Herrn Baron an die Seite des Herrn von Baar: andre setzten ihn herunter zum Herrn von Pöllnitz. Einige rühmten an diesen Briefen die Lebhaftigkeit des Vortrags, das Angenehme, das Unerwartete, das Einnehmende; und andre hingegen bemühten sich, ihnen

einen feinen Witz und geläuterten Geschmack abzusprechen.

Kaum sollte man glauben, daß die Menschen so verschieden in ihrer Denkungsart seyn könnten. Allein, sie sind es, und niemals wird man in ihren Urtheilen eine größere Abweichung bemerken, als wenn über einen noch lebenden Autor ein richterlicher Ausspruch gefället werden soll. Die verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Verstandes, die verschiedene Anwendung derselben auf diese oder jene Wissenschaft, der verschiedne Geschmack, der uns durch Unterricht oder Lesen beygebracht worden, die verschiedenen Grundsätze, wornach einige wenige Menschen denken, die verschiedenen Vorurtheile, die wir bey der Erziehung oder im Umgange mit andern unvermerkt an uns nehmen, der verschiedene Gesichtspunkt, woraus die Werke eines Schriftstellers oft betrachtet werden, die verschiedne Verbindung, in der wir manchmal mit dem Autor stehen, das verschiedne Verhältniß der

Glücks-

Glücksumstände, welches sich zwischen ihm und uns befindet, der verschiedne Affekt des Hasses und der Liebe, der oft die Triebfeder unsers Ausspruches ist, und endlich der verschiedne Grad der Eigenliebe und des Ehrgeizes, so unsre Urtheile lenket: alles dieses sind Hindernisse, warum von einem noch lebenden Autor selten einstimmig und noch seltner richtig geurtheilet wird. Die Zeit, bloß die Zeit ist der beste Richter in dieser Sache; und Herr Professor Gellert *) sagt gar artig: Die Welt muß etlichemal aussterben, ehe eine Schrift das gewisse und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält.

Es wird also unnöthig seyn, zum Lobe oder zum Tadel des Herrn Verfassers etwas beyzubringen. Wir wollen es der Welt, der künftigen Welt, überlassen, den Werth oder Unwerth dieser Briefe zu bestimmen. So viel muß ich nur zu meiner Rechtfertigung

*) in der Vorrede zu seinen Lustspielen.

bekennen, daß ich selbige der Uebersetzung allerdings würdig geschätzt habe, und daher von dem Herrn Verleger mich zu solcher Arbeit gar leicht bewegen lassen. Es würde auch diese Uebersetzung bereits vor einem halben Jahre ans Licht getreten seyn, wenn sich nicht eine unvermuthete Verhinderung ereignet hätte. Man berichtete uns nämlich aus Sachsen, daß man daselbst eine Uebersetzung dieser Briefe unter der Aufsicht des Herrn Barons veranstaltete; wir konnten gar leicht begreifen, daß, wenn diese Nachricht gegründet wäre, unsre Uebersetzung unnöthig sey. Wir legten also die Feder nieder, da wir mit dem ersten Theile bald zu Stande gekommen waren. Um aber uns doch von dem Grund oder Ungrund dieser Nachricht zu versichern, so schrieben wir an einen guten Freund nach L. von dem wir wußten, daß er mit dem Herrn Baron in einiger Verbindung stund, und baten ihn, sich nach der Wahrheit dieses Vorgebens zu erkundigen. Dieser Freund berichtete,

daß

daß die Sache zwar im Werke gewesen, allein nicht vor sich gegangen wäre, und sendete uns zugleich selbst die Abschrift des Schreibens mit, womit ihn der Herr Baron bey dieser Gelegenheit beehret hatte. Wir hoffen bey dem Herrn Baron Verzeihung zu erlangen, bey unsern Lesern aber Dank zu verdienen, wenn wir dieses merkwürdige Schreiben hier mit einrücken:

„Es ist an dem, daß ich zu einer „Uebersetzung meiner freundschaftlichen „und andern Briefe anfangs meine Ein„willigung gegeben hatte, jedoch bloß „unter der Bedingung, daß die ausge„druckten Namen weggelassen, oder „wenigstens nur mit den Anfangsbuch„staben bezeichnet, einige Stellen aber „entweder gänzlich weggestrichen, oder „nach meiner Vorschrift geändert wür„den. Allein, da der Herr Verleger „damit nicht wohl zufrieden war: so „habe ich mich gänzlich von der Sache „los gesagt, und werde niemals zu einer „Uebersetzung dieser Briefe, die mir so

„viel Verdruß verursacht haben, den „geringsten Vorschub thun. Das Ori„ginal davon ist vor länger als einem „Jahre in französischer Sprache ans „Licht getreten, weil diese Briefe ur„sprünglich französisch geschrieben wa„ren, und ich damals fast weiter nichts „dabey gethan hatte, als sie aus dem „Staube hervor zu suchen, nach ihren „Geburtstägen in Ordnung zu legen, „und nach Holland in die Druckrey zu „schicken. Es gieng damit etwas eil„fertig zu, und ich wünschte itzo wohl, „daß ich diese Sammlung mit mehrerer „Muße gemacht hätte. Der Krieg hatte „mich nach Hamburg vertrieben. Diese „schöne Stadt war sechs Jahr lang mein „Patmos. Ich genoß daselbst Ruhe „und Sicherheit, allein, ich hatte weder „Amtsgeschäffte noch wirthschaftliche „Verrichtungen. Lesen und Schreiben „ward also mein einziger Trost und meine „tägliche Beschäfftigung. Ich besorgte „anfänglich die französische Ausgabe „meiner Staatskunst, und nachdem sel„bige

„bige mit einem unerwarteten Beyfall „beehrt wurde, ließ ich mich verleiten, „kurz vor meiner Abreise, da sich andre „Arbeit häufte, auch die Briefe, die „unglücklichen Briefe, ihrer heilsamen „Vergessenheit zu entreißen. Als ich „sie zum erstenmale gedruckt zu sehen „bekam, (und dieses geschah lange nach „meiner Zurückkunft in Treben) er„schrak ich nicht wenig, da ich fast alle „die Namen der vorkommenden Perso„nen, so, wie sie in den vertrauten Brie„fen selbst ausgeschrieben waren, der „Länge nach gedruckt erblickte. Dieses „war meiner Absicht schnurstracks zu„wider. Wenn alle Menschen gerecht „und einsichtsvoll wären, so hätte dieses „im Grunde nichts zu bedeuten, weil „ich mich nicht zu erinnern weis, und „auch bey dem sorgfältigsten Durchlesen „nicht finde, daß ich von einer Person „etwas böses gesagt, Leute getadelt „oder durchgehechelt, beißende Anmer„kungen oder verhaßte Schilderungen „gemacht, noch sonst jemanden auf ir„gend

„gend eine Art beleidiget hätte. Ich „habe von Jugend auf die größte Be„hutsamkeit auch in dem vertrautesten „Briefwechsel gebraucht; erstlich, niemals „etwas von Staatssachen zu schreiben, „und zweytens, mich alles Tadels und „aller Satyre zu enthalten. Wie man„che Gelegenheit hätte ich nicht gehabt, „diese auf derjenigen Laufbahn anzu„bringen, die ich betreten habe? Wie „manche lächerliche, ja oft abgeschmackte „Gegenstände sind mir nicht in der gros„sen Welt aufgestoßen? Wenn man „bedenkt, wie leicht es sey, beißende „Einfälle hervorzubringen, wie sehr die „Satyre dem verderbten Herzen aller „Menschen gefalle, und wie schwer es „dagegen halte, zu loben und die Lobes„erhebungen so einzukleiden, daß sie in „der Länge nicht ekelhaft werden: so „wird man mir Gerechtigkeit wieder„fahren lassen, und gestehen, daß derje„nige eine mehr als gemeine Tugend „besitzen müsse, der in zween Bänden „die ganze Welt lobt, wenn er die halbe

„Welt

„Welt hätte durchhecheln können, der „ſich Gewalt anthut, viele glänzende „Einfälle zu verbeißen, und es zur Kunſt „macht, niemanden zu beleidigen, ſondern „vielmehr allen zu ſchmeicheln, und jeden „Vorwurf von derjenigen Seite vorzu„ſtellen, da er am wenigſten beleidigend „ja vielmehr ſchön und vortheilhaft ſeyn „kann. Aus dieſem Geſichtspunkte „muß man auch diejenigen Stellen be„trachten, die vielleicht beym erſten An„blicke anſtößig ſeyn möchten. Wie „viele Briefe, Memoires, geheime Ge„ſchichte, Schilderungen, Anecdoten „und dergleichen Schriften mehr fliegen „nicht in der Welt herum, worinnen „lebende und angeſehene Perſonen ge„nannt und manchmal auf die gehäßigſte „Weiſe abgeſchildert ſind. Gleichwohl „hat man ſich nie einfallen laſſen, ihren „Verfaſſern ein ſolches Verbrechen dar„aus zu machen, als man mir gethan „hat; da ich jedermann gelobet, und „manchmal auf eine feine Art geſchmei„chelt habe. Allein, Neid und Mißgunſt

„gunst bringen viele Ungerechtigkeiten
„hervor, und die Spinne sauget aus
„eben den Blumen ihren Gift, woraus
„die Biene ihren Honig nimmt. Die
„Redlichkeit meines Herzens, und mein
„gutes Gewissen beruhigen meine Seele
„bey allen Anfechtungen, bey allen
„Verfolgungen. Wie mancher, der
„mich tadelt, der mich verläumdet, der
„mich öffentlich beschuldiget, lässet mir
„in dem verborgensten seines Herzens
„Gerechtigkeit wiederfahren, und lobet
„meine Arbeit, wo ihn nicht der nieder-
„trächtige Neid davon abhält.

„Sollte ja einer oder der andre etwas
„zu freye Gedanke wider mein Wissen
„und Willen mit eingeflossen seyn, so
„habe ich zu meinen Lesern das Ver-
„trauen, daß sie Scherz verstehen kön-
„nen. Wer alle Dinge zu ernsthaft,
„zu tragisch aufnimmt, verräth eine
„mürrische und schlechte Seele. Ueber-
„dem findet man in meinen Briefen
„keine große Heimlichkeiten, keine Din-
„ge, welche der Welt und der Nachwelt

„verborgen bleiben müssen, die es der „Mühe werth wäre, mit Wolken des „Geheimnisses zu umhüllen. Es sind „lauter Kleinigkeiten, lauter, theils trau„rige, theils lustige Begebenheiten des „menschlichen Lebens, deren aber keine „von sonderlicher Erheblichkeit ist, und „die alle niemanden großen Nutzen, zu„verläßig aber auch keine Schande ma„chen können. Weil es indessen gleich„wohl Leute giebt, die ein Rosenblatt „drücken kann, und die so empfindlich „sind, daß sie ihrer in keinem Buche „weder im Guten noch im Bösen ge„dacht wissen wollen; so wünschte ich „freylich, wie schon gesagt, daß die meh„resten Namen, welche einen Anstoß „machen können, weggeblieben wären. „Vornehmlich beklage ich, daß ein Brief „aus Versehen mit hinein gerathen, der „sich gar nicht für den Druck schickt. „Er enthält eine bloße Nachricht von „der Geburt meines jüngsten Sohnes, „und war von ohngefähr mit zu den „andern Briefen gelegt worden. Wenn

an

„an dessen statt ein andrer Brief an meine „Söhne, der vergessen war, hinzugefügt „worden wäre: so würde man vielleicht „diesen mehr der Mühe werth gehalten „haben, sich damit zu beschäfftigen. „Was meine gegenwärtigen Umstände „betrifft, so ist die Ruhe und Einsamkeit „auf dem Lande das einzige Ziel meiner „Wünsche; ich trachte nicht mehr nach „hohen Dingen, und werde niemanden „in der Laufbahn des Glücks mehr im „Wege stehen. Wenn man mir diese „Ruhe gönnet, so werde ich solche ledi„glich den höhern Wissenschaften zu „widmen suchen, und werde keinen Fe„derstrich mehr machen, der nicht bloße „Theile der Gelehrsamkeit zum Vor„wurfe hat„.

So bald diese Abschrift uns in die Hände gekommen war, so ward zwischen mir und dem Herrn Verleger beschlossen, in der Uebersetzung fort zu fahren, und diese der Welt mitzutheilen; zugleich aber, welches hiermit geschieht, den Herrn Baron von Bielfeld öffentlich um Ver-

zeihung zu bitten, theils, daß wir dieses Schreiben ohne seine Erlaubniß bekannt machen, theils, daß wir in den Briefen selbst die Aenderung, die er vor so nöthig hält, nicht unternommen haben. Da das Schreiben verschiedne Erläuterungen zur Geschichte seiner Briefe, vieles zu seiner Rechtfertigung, und nicht das geringste, was seiner Person oder seinem Ruhme nachtheilig seyn könnte, in sich enthält: so hoffen wir auch, daß der Herr Baron diese Kühnheit übersehen wird. Was das andre aber betrifft, so bitten wir selbigen, zu bedenken, daß wir nicht Verfasser, sondern nur Uebersetzer sind, folglich nicht Macht haben, eines andern Gedanken zu ändern, oder durch Weglassung der Namen das Original zu verstümmeln: und was würde es helfen, da dieses in jedermanns Händen ist? Wir wissen nicht, ob der Herr Baron diese angeführten Gründe wird statt finden lassen. Sollte er aber von der Wahrheit derselben sich überzeugen können, und uns Vergebung wiederfahren

lassen; so würden wir es als ein Merkmaal seiner Zufriedenheit ansehen, wenn er uns den Brief an seine Söhne, dessen er in dem Schreiben an unsern Freund gedenkt, gütigst mittheilte. Dagegen versprechen wir denjenigen, den er des Drucks für unwürdig hält, in dem andern Theile wegzulassen, und an dessen statt den ersterwähnten beyzufügen.

Von der Uebersetzung selbst weis ich nichts zu sagen. Aeltern verrathen allemal eine Schwachheit, wenn sie von ihren Kindern sprechen, und ich würde in eben diesen Fehler verfallen, wenn ich bey meiner Arbeit etwan ein unverdient Lob erschleichen oder einen vielleicht gegründeten Vorwurf ablehnen wollte. Alles, was ich davon sagen kann, ist dieses, daß es ein Versuch ist. Erlangt er Beyfall, so werde ich mich erfreuen: wird er getadelt, so werde ich mich nicht sehr betrüben, indem ich längst an andern gelernt, daß es leichter sey, ein gut Original als eine gute Uebersetzung zu liefern. Danzig, im Monat August 1764.

Zueignungsschreiben
an den Herrn von Voltaire.

Mein Herr!

Da ich mir die Freyheit nehme, Ihnen diesen Theil meiner geringen Schriften zuzueignen: so kann meine Absicht wohl nicht seyn, Dero Namen auf die Nachwelt zu bringen, oder Dero Ruhm zu vergrößern, noch vielweniger, Ihnen etwas in die Hände zu liefern, welches für Sie eine Quelle der Unterweisung oder des Vergnügens abgeben könnte. Nein! mein Herr, ich bin nur allzusehr überzeugt, daß noch nie ein Ruhm so allgemein, noch so wohl verdient gewesen ist, als derjenige, welchen Sie ge-

nießen. Dero Vaterland hat in jedem Jahrhunderte große Männer von allen Arten hervorgebracht; allein, darzu wurden tausend Jahre erfordert, ehe die französische Monarchie aus ihrem Schooße einen Schriftsteller aufsteigen sah, welcher sich in allen Theilen der Gelehrsamkeit berühmt machte, welcher das Reich der Unsterblichkeit, daß ich so reden darf, alle Tage erweiterte, und solches unaufhörlich mit den größten Meisterstücken in gebundener und ungebundener Schreibart bereicherte, und wechem Frankreich die Ehre, ein episches Gedichte zu besitzen, so noch die Bewunderung der spätesten Nachwelt auf sich ziehen wird, einzig und allein zu verdanken hatte. Man braucht eben kein Prophet zu seyn, wenn man voraus sehen will, daß, wenn in künftigen Zeiten die französische Sprache, nach dem gewöhnlichen Schicksal aller lebendigen Sprachen, eine beträchtliche Veränderung leiden sollte, es unter den Urenkeln der Dacier und Salmasier viele geben wird, welche Sie nicht anders, als einen göttlichen Alten betrachten werden. Diese Herren werden manche Nacht darauf verwenden, um über Sie Anmerkungen zu machen, Sie zu erklären, und die unzählige Menge der neuen, richtigen und glänzenden Gedanken, welche sie über alle mögliche Gegen-

genstände mit eben so viel Feuer als Zierlichkeit in einer Schreibart, die nur dem Jahrhunderte Ludwigs des Vierzehnten Ehre macht, ausgedrücket haben, in die alsdenn übliche Mundart, und vielleicht trocken genug zu übersetzen.

Ich, mein Herr, betrachte Sie als das Oberhaupt unsrer neuern Gelehrsamkeit, und ich mache mir ein besondres Vergnügen daraus, Ihnen in dieser Absicht öffentlich zu huldigen. Ein Bach, der sein Wasser in das Meer ergießt, wird solches in unsern Augen freylich nicht vergrößern, noch dessen prächtiges Ansehn vermehren, ob er demselben gleich manchen kleinen Tribut seiner Wellen darbringt. Sonst wünschte ich in der That, daß die Bewunderung, womit ich Sie verehre, und daß die Freundschaft, deren Sie mich seit so vielen Jahren würdigen, der ganzen Welt bekannt würde. Ich will nicht läugnen, daß sich etwas von Eigenliebe dabey mit einmischet: allein sie ist, meinem Bedünken nach, sehr natürlich; sie ist in der That zu entschuldigen. Nehmen Sie also, mein Herr, mit derjenigen Gütigkeit, die Sie mir bey so vielen Gelegenheiten bezeuget haben, auch itzt von mir dieses Opfer an; haben Sie die Gewogen-

heit, und verschönern durch die Fruchtbarkeit Dero Vorstellungskraft die mangelhaften Ausdrücke, womit ich hier die Gesinnungen meines Herzens gegen Sie an Tag lege, und alsdenn machen Sie davon den Schluß auf denjenigen Grad, mit welchem ich zu seyn die Ehre habe,

Mein Herr,

Dero

ganz gehorsamster Diener,

Baron v. Bielfeld.

Hamburg, den 1sten May,
1762.

Erster Brief.

An Mademoiselle M. D. B.

in Hamburg.

Hamburg, den 6ten Febr. 1738.

Man sehe doch, wie aufgebracht, wie erzürnt Sie sind! meine Vernunft sagt mir, Mademoiselle, daß Sie darzu nicht das geringste Recht haben: und mein Herz sagt mir hingegen, daß Sie nicht leicht Unrecht haben können; es läßt mich nur allzu deutlich fühlen, daß meine Liebe für Sie, wenn es anders möglich ist, weit stärker geworden, seitdem ich ein Freymäurer bin, und seitdem Sie eben darüber, daß Sie mich in diesem Orden erblicken, so viel Mißvergnügen empfinden. Allein, wertheste Freundinn, erlauben Sie

mir nur, daß ich heute alle meine Beredsamkeit zur Besänftigung Dero Zornes anwenden darf. Billigen Sie die Bewegungsgründe, die mich zu diesem Schritte veranlasset haben; schenken Sie mir Dero vorige Zärtlichkeit, und verstatten mir dadurch, daß ich mein Herz mit meiner Vernunft wieder aussöhne.

Sie wissen, daß ich von Natur neugierig bin, und daß ich die größte Mühe von der Welt, ob wohl vergeblich, angewendet habe, die Geheimnisse der Freymäurer zu entdecken. Ich habe Personen gefunden, die sonst die allerplauderhaftesten, in diesem Punkte aber schlechterdings unergründlich waren. Es blieb mir also weiter kein Weg übrig, als dieser, mich in dieser Gesellschaft aufnehmen zu lassen, und ich schwöre Ihnen zu, daß es mich im geringsten nicht reuet.

Es ist wahr, man kann vollkommen ein ehrlicher Mann, ein glücklicher Mann seyn, ohne, daß man ein Freymäurer werden darf; ich gebe es zu. Allein, dieser Gedanke läßt sich bey allen Gegenständen, die unsre Neugierde reizen, ja! selbst mehren; theils bey den vortrefflichsten Wissenschaften anwenden. Wenn man der Welt die Neugierde, das Verlangen, ein mehreres zu wissen, als man

weis, rauben will: so wird alsdenn weiter keine Frage von irgend einem Fortgange in einer Sache seyn; die allerschönsten Erfindungen, die allerangenehmsten Entdeckungen werden alsdenn in ihrem Nichts vergraben bleiben. Und wie kann man wissen, wie weit sich eine Sache treiben läßt, wenn uns von selbiger das Wesen, die Ursachen und die Wirkungen gänzlich unbekannt sind? was uns anfänglich nichtswürdig oder gleichgültig scheint, wird öfters unter den Händen geschickter Männer etwas wesentliches und nützliches. Ich gebe mich zwar nicht davor aus, daß ich zu dieser Zahl gehöre: allein, mein Herz sagt mir voraus, daß ich aus der Freymäurerey noch Vortheil ziehen werde. Sie fordern nicht von mir, ich hoffe es, daß ich Ihnen unsre Geheimnisse entdecken soll. Sie denken zu gut in diesem Stücke. Sie wollen einen ehrlichen Mann lieben, nicht aber einen verrätherischen, einen verabscheuungswürdigen. Mir liegt nicht wenig daran, Sie von meiner Verschwiegenheit zu überzeugen, und Ihnen fühlbar zu machen, daß ein Mensch, welcher im Stande ist, sein Geheimniß, auch in Gegenwart der einzigen Person, die er anbetet, zu bewahren, wegen seiner guten Eigenschaften allerdings das Glück verdiene, daß man ihm auch andre

Geheimnisse anvertraut. Sie sind also verbunden, meine Verschwiegenheit zu belohnen, und dieser so schönen Tugend fernere Nahrung zu geben. Ich hingegen will Ihnen, zur Vergeltung, von alle dem, was mir von unsrer Gesellschaft zu sagen erlaubt ist, auch nicht das Geringste verschweigen. Nur ihre Geheimnisse werde ich nicht berühren; diese sind mir heilig. Der vornehmste Beweggrund, welcher über meine Zweifel den Sieg davon getragen, und meine Aufnahme beschleuniget hat, ist dieser, daß ich diesen Orden aus einer großen Menge rechtschaffner Männer, deren Frömmigkeit und Sitten ich gar wohl kannte, bestehen sah. Sie würden, ich weis es ganz gewiß, nimmermehr ihren Fuß wieder in die Logen gesetzt haben, wenn nur etwas, welches im mindesten ihrem zärtlichen Gewissen zum Anstoße gereichen könnte, darinnen vorgienge. Es ist wahr, daß sich in dieses Heiligthum der Tugend einige falsche Brüder mit eingeschlichen haben, deren Sitten nicht so rein sind, und deren Aufführung nicht so untadelhaft ist, als ich es wohl wünschte: aber dies ist die Unvollkommenheit in allen irrdischen Dingen, daß die Vermischung des Bösen mit dem Guten unvermeidlich ist, und daß selbst die kleine Anzahl der zwölf Apostel nicht ganz

ohne

ohne ein unwürdiges Mitglied seyn konnte. Ich stellte mir auch gleich vor, da ich mich in den Orden der Freymäurerey begab, daß ich in eine Gesellschaft nicht heiliger Engel, sondern tugendhafter Menschen treten würde, und ich habe mich in meiner Vorstellung nicht betrogen. Ich räume es ein, daß man den Orden der Freymäurer so wohl zu einem niedrigen Kinderspiel, als zu einer sehr verehrungswürdigen Stiftung machen kann. Wenn ein Haufen junger Leute, ohne Verdienste und Klugheit, sich in dieser Absicht versammlet, daß sie einander wechselsweise mancherley wunderliche Gebärden vormachen, und einander in einer ungewöhnlichen Sprache abgeschmackte Dinge vorsagen; wenn dergleichen Versammlungen nach verschloßner Loge ihr einziges Vergnügen im Schmausen suchen: so ist wohl nichts verhaßter, als die Freymäurerey. Aber wenn Sie diese Gesellschaft als eine der allerfeyerlichsten Brüderschaften betrachten, in welcher man die Personen nicht nach der Mannichfaltigkeit der Sprachen, die sie reden, nicht nach der Kleidung, die sie tragen, nicht nach dem Range, in dem sie gebohren worden, nicht nach der Würde, die sie bekleiden, unterscheidet; in deren Augen die ganze Welt eine einzige Republik ist, wovon eine jede Nation

tion eine Familie, und eine jede Person ein Kind ausmacht; welche sich daher alle nur mögliche Mühe giebt, die allererſten Grundsätze des menschlichen Geschlechts in ihrer größten Vollkommenheit wieder herzustellen; welche sich bemühet, nur Männer vom erleuchteten Verstande, tugendhaften Herzen und angenehmen Umgange bey ihrer Fahne aufzunehmen; welche also aus solchen Mitgliedern bestehet, die sich wechselsweise bemühen, einander durch ihr Ansehn zu beschirmen, und durch ihre Erkenntniß zu unterrichten, die der gemeinschaftlichen Freundschaft allen persönlichen Groll und Haß aufopfern, die alles dasjenige, was der Gemüthsruhe oder sittlichen Wohlanständigkeit zuwider ist, aus ihren Logen verbannen, und die in dem Zwischenraume ihrer angenehmen Beschäfftigungen ein unschuldiges Vergnügen des Lebens genießen; wenn Sie, sage ich, aus diesem letztern Gesichtspunkte die Freymäurerey betrachten: so werden Sie mit mir einig seyn, daß diese Gesellschaft einen solchen Vortheil hat, den man dem ganzen menschlichen Geschlechte wünschen sollte, und daß sie vielmals dasjenige bewirket, was selbst die Religion oft nicht anders als mit vieler Mühe im menschlichen Herzen hervorzubringen im Stande ist.

Ist

Ist es daher zu verwundern, daß dieser Orden von den Großen der Welt, ja! selbst von den Monarchen bald Schutz und Aufmunterung genossen, bald Verfolgung erdultet hat? So wohl diejenigen, die ihn billigen, als diejenigen, so ihn verkleinern, können ihre Ursachen haben. Nichts ist aber wohl unbilliger und unvernünftiger, als zu glauben, daß die geheimnißvollen Zusammenkünfte der Freymäurer auf die Zerrüttung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit abzielten. Wenn die Thüren zu unsern Logen dem niedrigen Pöbel verschlossen sind: so ist hingegen der Eingang in unsern Orden allen Monarchen, allen obrigkeitlichen Personen, und überhaupt allen, welche an der Regierung eines Volks einigen Theil nehmen, völlig geöffnet. Und wie viele von dergleichen erhabnen Personen rechnen wir nicht unter unsre Brüder? wenn nun etwas gefährliches, strafbares, oder sündliches in unsern Logen vorgienge: würden solche nicht schon längst zu Grunde gerichtet seyn? und streitet die Erfahrung so vieler Jahrhunderte, seitdem dieser Orden gedauert, und nichts anders, als lauter Werke der Barmherzigkeit ausgeübt hat, streitet, sage ich, diese Erfahrung nicht weit mehr für ihn, als alle meine Beweisgründe?

Ich

Ich werde Sie also nicht länger damit aufhalten, damit ich nicht in den Ton eines weitschweifigen Schulredners verfalle. Ja! ich würde Ihnen auch selbst nicht einmal so viel davon vorgesagt haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie die Stärke und den wahren Werth von diesen Beweisgründen zu empfinden im Stande wären. Sie haben zu viel Verstand, als daß Sie durch Vorurtheil und Eigensinn, welche so viel Gewalt über das meiste Frauenzimmer haben, sich sollten verführen lassen. Wenn Sie weiter nichts besäßen, als eine reizende Schönheit und eine vortheilhafte Leibesgestalt bey einer gemeinen Denkungsart: so würde ich Sie eben so lieben, wie man insgemein die Frauenspersonen zu lieben pfleget, nämlich aus Wollust und Eigenliebe. Allein, meine Zärtlichkeit gründet sich auf die Empfindungen wesentlicher Verdienste, auf die Größe Dero Seele. Wenn diese Zärtlichkeit in Dero Augen einigen Werth hat: so erhalten Sie solche, Mademoiselle, vornehmlich dadurch, wenn Sie der Vernunft bald den Sieg einräumen, und wenn Sie die kleinen Gewölke, welche Dero mir bisher bezeigte Zuneigung auf einen Augenblick verdunkelt haben, gänzlich zerstreuen, und erlauben Sie mir endlich, Ihnen auf das Wort meines Freymäurers

zu-

zuzuschwören, daß meine Liebe so lange als mein Leben dauern wird. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

N. S. Ich schicke Ihnen ein paar Frauenzimmerhandschuhe, welche mir die Loge bey meiner Aufnahme geschenket hat. Der Apfel des Schäfers Paris war für die allerschönste, diese Handschuh aber sind für die allergeliebteste bestimmt. Wem hätte ich solche also wohl anders als Ihnen überreichen können? Ach! daß Sie doch ein Vergnügen empfänden, diese aufrichtige Betheurung anzunehmen. Zugleich habe ich eine kleine Schutzschrift beygefüget, welche Herr Procop, einer von unsern Brüdern in Paris, für den Freymäurer-Orden nur kürzlich verfertiget hat. Sie werden darinnen ein Theil der Gedanken, die ich Ihnen nur itzt in schlechter Prose gesagt habe, auf eine sehr feine Art in Versen vorgetragen finden. Hier ist solche:

Was? Brüder, wollt ihr ruhig dulden,
Daß die erhabne Maurerey
Beständig wider ihr Verschulden,
Der bittern Schmähsucht Vorwurf sey?
O! nein! das heißt mit Fleiß des Argwohns Gift
vermehren,

Wenn

Wenn man vor ihm den Mund verschließt.
O! laßt mich laut die Welt, die ganze Welt be-
lehren,
Was eigentlich ein Maurer ist.

Glaubt, unser Orden wird gefallen,
So bald man seine Größ entdeckt;
Ich wette, daß mein Lied bey allen
Schon manchen Wunsch nach ihm entdeckt,
Was ist ein Mäurer wohl? gehorsam dem Ver-
stande;
Dem Herzen nach, das, was er scheint;
Stets seinem Fürsten treu, stets treu dem Vater-
lande;
Und was noch mehr? der beste Freund.

Bey uns herrscht Freyheit ohne Sünden.
Nur Freyheit, so die Tugend schätzt,
Die Wollust, die wir da empfinden,
Hat noch die Unschuld nie verletzt.
Ist unsre Freude gleich dem Blick der Welt ver-
borgen,
So bleibt sie dennoch eingeschränkt;
Und eines Maurers Herz hat niemals zu besorgen,
Daß ein Gewissens-Biß es kränkt.

Der

Der Zweck, wornach wir alle ringen,
Ist, daß Asträa wiederkehrt.
Daß wir die Sitten wiederbringen,
Die man zu Rheens Zeit verehrt.
Die Bahn, worauf wir gehn, hat wenige Exempel;
Doch wir verfolgen unsern Lauf;
Wir bauen stets, allein, nur für die Tugend Tempel,
Und für die Laster Kerker auf.

Nur noch ein Wort für jene Schönen,
Ein Wort, das zur Vertheid'gung ist,
Ein Wort für die, die uns verhöhnen,
Weil man für sie die Thür verschließt.
O! wenn wir Ihnen gleich des Zimmers Eingang wehren,
So ist dies nicht des Zürnens werth;
Ich weis, sie loben uns, wenn sie die Ursach hören,
Woraus man dies Verbot erklärt.

Wir ehren euch, ihr artgen Kinder!
Wir ehren euer ganz Geschlecht:
Doch fürchten wir auch euch nicht minder!
Und diese Furcht ist sehr gerecht.
Ach: daß von eurer Hand der Apfel Adams wäre,
Dies prägte man uns längstens ein,
Und daß, ohn euren Rath, vielleicht, so hieß die Lehre,
Ein jeder wird ein Mäurer seyn.

Zweyter Brief.

An den Herrn L. M. B. v. B.

zu Schwerin.

Hamburg, den 6ten Jun. 1738.

Sie hätten mir keine wichtigere, keine angenehmere Neuigkeit, als die Zurückkunft des Herrn von E. nach Schwerin, melden können. Ich bin demselben unendliche Verbindlichkeiten schuldig. In etwas thue ich dieser meiner Schuldigkeit dadurch ein Genüge, daß ich die stärksten Empfindungen der Dankbarkeit, der Bewunderung und der Hochachtung für ihn hege: allein, unglücklicher Weise bin ich genöthiget, diese Empfindungen in meinem Herzen zu verschließen, bis mir das Schicksal Mittel und Wege zeigt, das leere Bekenntniß werkthätig zu machen, welches ich dem Herrn v. E. in beygeschloßnem Briefe, den ich ihm zu überreichen bitte, von meinen Gesinnungen gegeben habe. Glauben Sie nur, mein Herr, daß das Leben dieses artigen Mannes ein Gewebe von ganz besondern Verwickelungen ist. Er, als ein schlesischer Edelmann, hatte alle seine jungen Jahre dem Studieren gewidmet,

und

und es in den Wissenschaften sehr weit gebracht. Die Ueberschwemmungen, die Kriege und alle mögliche Landplagen häuften sich nachhero über seinen Vater, und versetzten ihn in einen Zustand der Dürftigkeit. Das Verdienst bricht schwerlich unter dem Kleide der Armuth hervor, zumal in einem Lande, wo stolze Pracht und äußerlicher Schimmer vor etwas gehalten wird. Der junge Herr v. E** konnte also, aller seiner guten Eigenschaften und aller seiner Bemühungen ungeachtet, niemals Mittel finden, in seinem Vaterlande empor zu kommen, und sah sich genöthiget, so gar an den Ufern der Elbe sein Glück zu suchen. Er veränderte seinen Namen, und kam nach Hamburg. Sie wissen, mein Herr, daß in dieser Handelsstadt der Stab des Mercurs dasjenige Zepter ist, welches die Ehrenstellen zuerkennt und die Reichthümer vertheilet. Die Säuglinge des Apollo nnd der Minerva gelangen daselbst nicht anders, als mit langsamen Schritten, und auf einer sehr dunkeln Bahn in den Tempel der Glücksgöttinn. Der Herr von E** ward genöthiget, sich in der Gestalt eines Mentors hervor zu thun, und er fand in seiner Wissenschaft ein Hülfsmittel wider den Mangel. Mein Vater nahm ihn zu sich. Dies ist das erste und gröste Glück, das mir

in meinem Leben wiederfahren ist; Allein, davon ich unglücklicher Weise nicht so viel Vortheil gezogen habe, als ich wohl hätte thun sollen.

Der Reiz der Ergötzlichkeiten und der Ungestüm der Leidenschaften ziehen uns in der Jugend zur Wollust des Epikur, und verbergen uns das Vergnügen des Lucrez, nämlich die wesentlichen Annehmlichkeiten der Wissenschaften und guten Künste. Indeß habe ich, meiner Zerstreuung ungeachtet, nicht unterlassen, unter der Aufsicht eines so geschickten Mannes, in den so genannten schönen Wissenschaften einen guten Grund zu legen. Allein, der Herr v. E** fand bald die Sphäre von Hamburg für seine Geschicklichkeit viel zu klein, und suchte sich einen Platz von beßrer Aussicht zu verschaffen. Ihn in Hamburg aufzuhalten, war in der That nichts anders, als ihn auf einem Marionetten-Theater eine Rolle spielen zu lassen. Sein Verdienst drang bis an den Hof Sr. Hochfürstl. Durchl. des Herrn Herzogs von Mecklenburg, und er erhielt daselbst den wichtigen Posten eines Hofmeisters bey dem Erbprinzen. Sie wissen, mein Herr, mehr, als jemand, daß er diesem Amte auf eine würdige Weise vorgestanden, und daß er seinen erlauchten Lehrling, nachdem er mit ihm die Laufbahn

der jugendlichen Wissenschaften zu Ende gebracht, als einen mit den schönsten Eigenschaften geschmückten Prinzen, wieder in die Hände des Herzogs, seines Herrn Vaters, geliefert hat. Dieser Fürst, dieser so weise, so tugendhafte Fürst, der ganze Hof und die Unterthanen waren mit dem Fortgange der Unterweisung dieses Herrn von E** durchgängig zufrieden. Ich bin erfreut, mein Herr, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß er eben so glücklich in seinen Aufträgen am rußischen Hofe gewesen, und daß er daher mit Geschenken und Ehren überhäuft zurückgekommen ist. Wenn meine Wünsche erhöret werden, so wird er noch viele Jahre in dem glänzenden Posten, welchen ihm der Herr Herzog vor itzt anvertrauet hat, sich der Gnade seines Herrn und aller derjenigen Vortheile zu erfreuen haben, welche sich ein so geschickter und so gewissenhafter Unterthan, wie er, wegen seiner treuen Dienste versprechen kann. Da er mich sonsten einer überaus zärtlichen Liebe gewürdiget hat, so bitte ich Sie, mir ferner einen kleinen Theil seiner Gewogenheit sorgfältig zu erhalten. Ich werde mich nach allen Kräften bestreben, die Fortsetzung derselben zu verdienen, und, wo möglich, der Erziehung, die er mir gegeben hat, Ehre zu machen. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dritter Brief.

An Herrn Bar. von *** in Hamburg.

Von Hause, den 20. Jul. 1738.

Hochwürdiger Obermeister!

Sie gehen mit mir um, nicht wie ein Bruder, sondern wie ein Vater. Sie wollen mich an der Ehre von der Aufnahme des königlichen Prinzen von Preußen in unsern Orden Antheil nehmen lassen. Ich erkenne die Größe Dero Gewogenheit nach ihrem ganzen Werthe, und ich bin bereit, Sie zur Bewerkstelligung dieser Aufnahme nach Braunschweig zu begleiten. Es scheint aus dem Briefe des regierenden Herrn Grafen von der Lippe-Bückeburg, als wenn der Gedanke, ein Freymäurer zu werden, auf eine sehr besondre Art bey diesem großen Prinzen erwecket worden. Betrachten Sie nur, hochwürdiger Herr, den wunderbaren Zusammenhang der Begebenheiten! Es muß sich fügen, daß der König von Preußen mit einem zahlreichen Gefolge nach Loo kommt, um daselbst bey dem Prinzen von

Dra-

Oranien seinen Besuch abzustatten; daß er von dem königlichen Prinzen begleitet wird; daß bey der Tafel das Gespräch auf die Freymäurerey fällt; daß der König von selbiger ziemlich nachtheilig spricht; daß der Graf von der Lippe ihre Vertheidigung unternimmt; daß er sich vom Stral der Majestät im geringsten nicht blenden läßt, sondern mit einer edlen Freymüthigkeit sich selbst vor einen Freymäurer erklärt; daß bey dem Aufstehen von der Tafel der königliche Prinz ihn auf die Seite zieht, und ihm sein Verlangen, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, entdeckt; daß er ihm eröffnet, wie er gerne sähe, wenn seine Aufnahme zu Braunschweig geschehen könnte, als wohin der König, sein Vater, zu reisen gedächte, und wo die nächste Messe über unter der großen Menge der Fremden von allen Orten, die Freymäurer, die man dahin, um in dieser Absicht Loge zu halten, verschreiben würde, füglich verborgen bleiben könnten, ohne irgend einen Verdacht zu erwecken; daß endlich der Graf von der Lippe sich an Sie wendet, mein Herr, um unserm Orden diesen ruhmvollen Zuwachs zu verschaffen, und daß Dero Freundschaft zugleich an mich denket, und mich an dieser Gesellschaft Antheil nehmen läßt. Sehen Sie, hochwürdiger Herr, eine Reihe von Zu-

fällen, welche alle merkwürdig sind, und welche mich einen glücklichen Ausgang dieses Unternehmens vermuthen lassen. Sie wissen, daß mir mein gegenwärtiger Zustand mißfällt, und daß mir fast für meinem Vaterlande ekelt. Ich bin den Pflanzen gleich, welche zu nichts taugen, wenn sie nicht versetzet werden. In Hamburg, wenn es hoch käme, würde ich Knospen gewinnen, und dann verwelken. Vielleicht will der große Baumeister der Welt mein Glück bauen, und darzu in Braunschweig den Grund legen. Ich will zu dieser Reise so gleich alles zurechte machen. Uebrigens begreife ich nur allzu wohl, wie viel darauf ankömmt, daß man bey Ausführung dieser kützlichen Sache vollkommen reinen Mund halte. Lassen Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben, daß ich mit dem größten Eifer und der vollkommensten Zuneigung eines Freymäurers bin ꝛc.

Vierter Brief.

An Herrn von St. * * *
in Hamburg.

Braunschweig, den 24. Aug. 1738.

Mich dünkt, mein liebster Bruder, daß Ihr garstiges Fieber weit unartiger ist, als dort der Prinzeßinn Uranie ihres. Es hat durch seinen Anfall nicht nur Ihr junges Leben in Gefahr gesetzt: sondern es hat Ihnen auch diesen Streich recht vorsetzlich gleich zu einer solchen Zeit gespielet, welche auf ihr ganzes übriges Leben hätte einen Einfluß haben können. Es hat Sie der Ehre und des Vortheils, bey der Aufnahme des königlichen Prinzen von Preussen zugegen zu seyn, und das Amt eines Oberaufsehers, als worzu man Sie ernennet hatte, dabey zu verwalten, auf einmal beraubt. Welch Unglück! Jagen Sie ihn heraus, diesen garstigen Feind, aus Ihrer prächtigen Wohnung, man mag auch schwatzen, was man will*), und sorgen Sie davor, daß Sie bey unsrer Zurückkunft voll-

*) vid. *Moliere* Femmes savantes Acte III. Sc. II.

kommen hergestellet sind. Wir gedenken nun nicht mehr lange uns in Braunschweig aufzuhalten; denn es ist ein gekröntes Haupt zu viel hier, welches von der Aufnahme des Prinzen seines Sohnes in unsern Orden Nachricht bekommen, und bey seiner schlimmen Stunde gar leicht die Achtung für unsre verehrungswürdigen Brüder bey Seite setzen könnte. Indessen will ich, mein lieber Bruder, mein gegebenes Versprechen erfüllen, und die ersten Augenblicke von meinen ruhigen Stunden darzu anwenden, daß ich Ihnen von unsrer Reise und glücklichen Verrichtung eine genaue Beschreibung mache.

Der Herr Baron von D**, der Herr Baron von L** und ich, wir giengen am zehnten Aug. von Hamburg ab, und kamen den andern Tag Abends vor den Thoren von Braunschweig an. Der Acciseinnehmer machte seiner Pflicht gemäß Anstalt, unser Reisegeräthe zu durchsuchen. Diese bey der Accise eingeführte Ceremonie setzte uns in nicht geringe Verlegenheit. Urtheilen Sie nur von unsrer Verwirrung. Wir hatten einen großen Coffre mit aufgepackt, welcher mit allen zur Loge gehörigen Meublen und Instrumenten angefüllet war. Diese Sachen konnten vielleicht alle zu Braunschweig eine Art von verbotner Waare seyn. Wir über-

legten

legten es einen Augenblick. Wenn der Visitator sich hartnäckig bezeigt, und auf die Eröffnung des Coffres gedrungen hätte: so wäre uns kein andrer Weg zu ergreifen übrig geblieben, als uns entweder vor Goldmacher oder Marktschreyer auszugeben. Allein, wir wurden von dieser Furcht befreyt, und vermittelst eines Ducaten, welchen ich ihm heimlich in die Hand drückte, zwang ich ihm die öffentliche Versicherung ab, daß er uns für Standespersonen hielte, welche unmöglich den Zoll betrügen könnten.

Wir stiegen in dem Kornischen Gasthofe ab. Dieses ist das vornehmste Wirthshaus in der Stadt: übrigens aber wäre es so eine ganz gute Garküche. Der Herr Graf von der Lippe, der Graf von K** und der Herr Baron von A** aus Hannover, trafen fast eben zu der Zeit ein, und kamen noch selbigen Abend, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen. Rabon, der Kammerdiener des Herrn von D**, ein ächter Freymäurer, hatte den Auftrag, das Amt eines Zieglers über sich zu nehmen, und es war zum Erstaunen, wie er solches verrichtete.

Den andern Morgen früh meldete das Donnern der Kanonen von den Wällen uns die Ankunft des Königs von Preußen und

seines

seines Gefolges an. Die Gegenwart des Monarchen, und die Menge so vieler verschiedenen Fremden, welche die Messe nach Braunschweig gezogen hatte, machte die Stadt außerordentlich lebhaft. Wir nahmen Abrede, daß sich niemand von uns bey Hofe zeigen sollte, ausgenommen, der Herr Graf von der Lippe, als welchen wir an den königlichen Prinzen absendeten, um wegen des Tages, der Stunde und des Orts, so ihm zur Aufnahme am bequemsten schiene, Befehl einzuholen. Se. königliche Hoheit erwählten die Nacht zwischen den vierzehnten und funfzehnten, und befahlen, daß solche in unserm Quartiere vor sich gehen sollte, welches in der That sehr geräumlich war, und sich hierzu in aller Betrachtung überaus wohl schickte. Es hatte nicht mehr als eine einzige Unbequemlichkeit, das war die Nachbarschaft des Herrn von W**, welcher an der Seite unsers Saals beym Eingange ein Zimmer inne hatte, so von solchem bloß durch eine breterne Wand unterschieden war. Er hätte alles vernehmen und alles ausplaudern können.

Dieser Gedanke beunruhigte uns; da aber unsre Hannöverischen Brüder sein glückliches Naturell kannten, daß er, wie man zu singen pflegt, seine traurige Vernunft gern im

Weine

Weine ersäufte: so griffen wir ihn bey seiner Schwäche an; wir drangen nach der Mittagsmahlzeit einer nach dem andern in sein Zimmer, und da wir in der Absicht aufgestanden waren, ihm mit vollen Gläsern wacker auf den Leib zu gehen: so versetzten wir ihn gegen Abend in einen solchen Zustand, daß er auch an der Seite einer Batterie, ohne zu erwachen, gar sanfte würde geschlafen haben; und so that uns bey dieser Gelegenheit der Stab des Bacchus eben die Dienste, die wir sonst von dem verschwiegenen Finger des Harpocrates erwarten.

Kurz! der ganze vierzehnte August wurde mit Vorbereitungen zur Loge zugebracht, und ein wenig nach Mitternacht sahen wir den königlichen Prinzen, in Begleitung des Grafen von W** Kapitains bey des Königs Regiment zu Potsdam, ankommen. Diesen letztern stellte uns der Prinz als einen Candidaten von unserm Orden vor. Er empfahl ihn, und verlangte, daß dessen Aufnahme so gleich nach der seinigen erfolgen möchte. Er bat uns zuletzt, bey seiner eignen Aufnahme auch nicht eine einzige strenge Ceremonie, so bey dergleichen Fällen etwa gebräuchlich seyn könnten, weg zu lassen, ihm nicht das geringste zu schenken, und ihn vor diesesmal bloß als eine Privatperson anzusehen. Kurz!

wir

wir nahmen ihn mit allen gehörigen und erforderlichen Gebräuchen auf. Ich habe hierbey seine Unerschrockenheit, sein gesetztes Wesen, und das artige Betragen, welches er auch in den bedenklichsten Augenblicken zu erkennen gab, nicht genug bewundern können. Ich hatte mich auf eine kleine Rede gefaßt gemacht, worüber er mir seine Zufriedenheit bezeigte. Nach Vollendung dieser zweyfachen Aufnahme eröffneten wir die Loge, und schritten zu unsrer Arbeit. Er schien darüber außerordentlich vergnügt zu seyn, und verrichtete alles mit eben so viel Verstand als Geschicklichkeit.

Ich gestehe Ihnen, mein lieber Bruder, daß ich mir von diesem Prinzen, in Ansehung der Zukunft, einen sehr großen Begriff gemacht habe. Er ist eben nicht lang von Statur, und Gott würde ihn anstatt des Königs Sauls zur Regierung nicht leichte erwählet haben. Allein, in Ansehung der Größe und der Schönheit seines Genies verdient er allerdings, zum Glück der Völker, den preußischen Thron zu besteigen. Seine Bildung ist einnehmend, seine Miene geistreich, und seine Stellung edel, und es kommt nur auf ihn an, ob er vor schön gehalten seyn will. Ein süßes Herrchen aus Paris würde zwar seine Frisur nicht allzu ordentlich finden.

Allein,

Allein, seine Haare haben ein schönes Braun; sie schicken sich zu seiner Gesichtsbildung überaus wohl, und sind ganz ungezwungen in Locken gelegt. Seine großen blauen Augen haben zugleich etwas ernsthaftes, etwas angenehmes und etwas liebreiches. Ich habe mit Verwunderung wahrgenommen, daß er noch so jung aussah, alle seine Manieren sind so, wie sie bey Herren von hoher Geburt zu seyn pflegen, und er ist unstreitig der allerhöflichste Sterbliche in dem ganzen Königreiche, das er einmal beherrschen wird. Er hat dem hochwürdigen Obermeister, B. von O** die zärtlichsten und schmeichelhaftesten Höflichkeiten erwiesen. Von den Eigenschaften seiner Seele will ich Ihnen gar nichts melden. Es wäre eine sehr schwere Sache, solche in einer einzigen Zusammenkunft zu entwickeln; Allein, ich schwöre Ihnen zu, daß er nicht ein einzig Wort geredet hat, welches nicht unendlich viel Verstand, welches nicht eine große Anlage zur Güte und Gnade zu erkennen gegeben hätte. Ich beziehe mich in diesem Stücke auf den allgemeinen Ruf.

Alles endigte sich so gleich nach vier Uhr des Morgens. Der Prinz begab sich zurück auf das herzogliche Schloß. Er schien eben

eben so sehr mit uns zufrieden zu seyn, als wir von ihm eingenommen waren. Ich, müde, von den angenehmen Beschäfftigungen dieses arbeitsvollen Festtags, warf mich in mein Bette.

Heute werden wir von unserm neuen und erlauchtesten Bruder wegen unsrer Abreise Befehl einholen lassen. Auf den Abend werden wir in die italiänische Oper gehen, welche sehr schön seyn soll; und morgen werden wir, wie ich glaube, unsern Weg nach Hamburg antreten, wo ich Sie mit dem vollkommensten Vergnügen umarmen werde.

Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An Hrn. v. E* * * zu Schwerin.

Hamburg, den 12 März 1739.

Mein Herr!

Sie sind es, welche meinen Verstand und mein Herz gebildet haben; ich habe daher einiges Recht, Sie als meinen Vater, und vielleicht noch als etwas mehreres zu betrachten.

Sehen Sie, mein Herr, dies ist der zärtliche und geheiligte Name, der mich berechtiget, Sie um dero guten Rath in einer Sache zu bitten, welche für mich die wichtigste von der Welt ist; denn es kommt nun darauf an, einen Weg zu erwählen, von welchem künftig entweder das Glück, oder das Unglück meines Lebens abhangen wird. Mich dünket, ich sehe Sie diesen Augenblick vor mir. Sie machen große Augen; Sie runzeln die Stirne; Sie lächeln, aber mit einer Art von Bitterkeit: Sie sagen ganz leise: Man sehe doch den jungen Staar! die Liebe hat ihn gewiß in den Schlingen des Hymen gefangen — —! Nein! mein Herr! Nein! erholen Sie Sich nur! Ich bin zwar in großer Verlegen-

heit, ich gestehe es, aber nicht, was diesen Punkt betrifft. Ich bemerke, daß, sobald ein Mensch verheyrathet ist, so halten ihn alle Frauenzimmer für eine Sache, die ihnen weiter nichts angehet; die schönsten Augen haben für ihn nicht die geringste Lebhaftigkeit; nur seine keusche Gefährtinn des Lebens ist die einzige, die ihn mit den feurigsten Liebkosungen überhäufet, aber mit einem solchen frostigen Tone, daß mir das Blut in Adern gefrieret, wenn ich dran denke. Giebt es wohl viel Menschengesichter, die das lächerliche ausstehen können, welches aus den Liebesblicken, aus dem kleinen Tändeln und aus den Gunstbezeugungen einer artigen Person hervorleuchtet, die dadurch doch nichts anders als dieses sagen will: Sehen Sie wohl, wie ich als eine rechtschaffne Frau meine Pflicht beobachte. In der That, mein Herr, dieses Schauspiel, welches vor den Augen der Welt gespielet, und täglich widerholet wird, wäre mir unerträglich. Es ist keine Neigung so stark, über welche die Zeit durch Hülfe einer erlaubten Befriedigung nicht endlich zu siegen pfleget, und gleichwohl ist die Ehe eine ewige Verbindung. Sie ist nichts anders, als eine Einschiffung aufs Meer, wo man niemals ein Ufer erblicket, und wo eines von den beyden Reisegefährten nothwendig zu Grunde gehen

gehen muß. Ich rede hier nur noch von den glücklichen Ehen, welche die ganze Stadt zu einem Muster anführet, und welche tausend Eheleute beneiden. Welche entsetzliche Strafe wird es nun nicht seyn, wenn eine solche Verbindung übel getroffen ist? Sie haben mir ehedem in der Kirchengeschichte lesen lassen, daß die grausamste Marter unter allen, welche die Christen in den ersten Verfolgungen erdulden müssen, diese gewesen sey, daß man sie lebendig an todte Körper gebunden, und also für Ekel elendiglich umkommen lassen. So oft ich nun ein artig Frauenzimmer an ein garstiges Affengesichte, oder eine liebenswürdige Mannsperson, an ein altes Gerippe durch das Band des Hymen verknüpft sehe: so sage ich allemal bey mir selbst: o! unglückseliges Opfer! mußt du denn, wie die ersten Märtyrer umkommen? Nein; mein lieber Mentor! hiervon wird itzt gar nicht die Rede seyn. Ich will meine Rechte, die ich noch zur Zeit über alle artige Frauenzimmer habe, gewiß so spät, als es nur möglich ist, aufgeben, und ich glaube, ich würde eine zu frühe Untreue an dem ganzen schönen Geschlechte begehen, wenn ich mich in dem ersten Frühlinge meiner Tage verheyrathen wollte. Es betrifft gegenwärtig eine ganz andre Sache. Der Augenblick ist gekommen, da es scheint,

als wenn mir die Vorsicht eine Laufbahn meines Glücks eröffnen, und mich antreiben wollte, mit einem festen Entschlusse einen gewissen Stand zu erwählen. Hören Sie nur, mein Herr, was vorgegangen ist.

Der königliche Prinz von Preußen, dem ich durch einen besondern Zufall in der Braunschweiger Messe aufzuwarten die Ehre gehabt habe, hat den Herrn Grafen von Truchses-Waldburg, Obristen in Diensten des Königs seines Vaters, hieher gesendet. Er ist ein langer Herr, der wohl gewachsen ist, und der durch die Hoheit seiner Geburt, durch seine vortheilhafte Leibes-Statur, durch ein vortreffliches Ansehn, und durch einen Umgang voller Witz und Anmuth einen gar leichtlich einnehmen kann. Unter andern Aufträgen war ihm auch dieses befohlen, daß er sich erkundigen sollte, ob ich in die Dienste Seiner Königlichen Hoheit zu treten Lust hätte. Er thut mir auch wirklich hiervon den Antrag auf alle gehörige Weise. Diese Anfrage, ich gestehe es, mein Herr, machte einen erstaunlichen Eindruck in mir. Tausend verwirrte Vorstellungen bemeisterten sich auf einmal meines Verstandes, und um Zeit zu gewinnen, solche mit mehrerer Ruhe deutlich aus einander zu wickeln, antwortete ich schlau und zweydeutig, daß mir das Hofleben sehr verführerische Reizungen

gen zu haben schiene, daß ich aber solches noch zur Zeit nur dem äußerlichen Ansehn nach beurtheilete, daß ich ungemein erfreuet seyn, würde, wenn ich mir Gelegenheit verschaffen könnte, den innerlichen Werth desselben kennen zu lernen, und vornehmlich von demjenigen Hofe, wo ich einmal mein Glück zu gründen gedächte; denn es wäre ganz natürlich, daß man sich selbst nicht einmal liebte, wenn man sich nicht erstlich kennte. Der Graf verstand meine Antwort, und wir wurden einig, daß ich mich nach Rheinsberg, auf das Lustschloß, wo der königliche Prinz öfters Hof hält, verfügen sollte. Daselbst, sagte er, würde ich Erlaubniß erhalten, dem Prinzen aufzuwarten, und ihm das erste Opfer meiner Unterthänigkeit darbringen zu können.

Der Herr B. von D. * * * auf welchen man, meinem Vermuthen nach, gleiche Absicht hat, wird von der Gesellschaft seyn, und wir werden zusammen abreisen.

Ich bemühe mich indessen, dem Herrn Grafen von Truchses alle kleine Gefälligkeiten, so viel ich im Stande bin, zu erweisen, ihm bey seinen Aufträgen Beystand zu leisten, und alle mögliche Veränderungen, so viel sich nämin dieser Stadt thun läßt, zu verschaffen.

Sehen Sie, mein Herr, was dieses für eine glänzende Aussicht, zugleich aber auch, was es

für eine dornigte Laufbahn ist, welche mich auf eine steile und gefährliche Anhöhe führen kann. Haben Sie nun die Gütigkeit, und setzen die allzu große Höflichkeit, welche Ihnen so natürlich ist, und den Ueberfluß der zärtlichen Liebe, womit Sie mir zugethan sind, auf einen Augenblick bey Seite. Suchen sie ihr altes Recht eines Hofmeisters wieder hervor, reden Sie mit mir mit derjenigen Freymüthigkeit, mit derjenigen Offenherzigkeit, die in einem freyen Staate hergebracht ist, und worinnen Sie in Hamburg eine so edle Fertigkeit erlanget hatten; nicht aber in dem süßen Tone eines Hofmannes, welcher so viel Zweydeutigkeit zurückläßt, und sich so wenig zu einer wahren Freundschaft schickt.

Glauben Sie denn, daß ich für den Hof gebohren bin? finden Sie denn an mir etwas, wodurch ich mich diesem großen Prinzen entweder nützlich, oder gefällig machen könnte, und was überdies vor einem Prinzen? einem solchen, der vielleicht nicht mehr weit von den Staffeln entfernet ist, worauf er zum Besitz eines Thrones vom ersten Range in Europa gelangen wird, welcher alle Entwürfe eines Cäsars mit sich dahin nimmt, welcher die große Rolle, die er einmal zu spielen gedenkt, schon wirklich in der Einsamkeit studirt, und welcher

cher bereits die Augen und die Wünsche aller Völker auf sich zieht.

Die Preußen überhaupt ahmen heut zu Tage den fremden Völkern nach, die noch vor dem wirklichen Aufgang der Sonne, den Glanz der Morgenröthe, welcher vor jener vorhergehet, Hoffnungsvoll verehren. Ich verehre solchen mit ihnen; aber nicht ohne Zittern. Es schauert mich, wenn ich daran gedenke, daß ich im Begriffe bin, mich ihm so sehr zu nahen, und daß ich vielleicht gar nicht von dem Stoffe gemacht bin, welcher gut und feste genug ist, die Wärme seiner Stralen zu ertragen. Ich befürchte, ich werde eher in Staub gar fallen, als gebildet und vollkommen gemacht werden. Ich bitte Sie, mein Herr, bestätigen Sie entweder, oder zerstreuen Sie diese Zweifel. Sie kennen mehr, als irgend eine Person in der Welt, das wenige Gute, so ich besitze, und alle das Gute, so man auf dem Schauplatze des Hofes antrifft. Lenken Sie meine Schritte, meine Geberden, meine Stimme, meine Handlungen auf diesem Schauplatze, der so neu für mich ist. Wenn Sie mir mit ihrem Rathe nicht beystehen, so werde ich darauf einen gar schlechten Auftritt machen, und ohne Zweifel unter dem Auszischen der Zuschauer wieder meinen Abtritt nehmen.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Sechster Brief.

An Madam v. * * * in Hamburg.

Rheinsberg, den 11 August. 1739.

Ob wir, der Herr von D. * * * und ich, schon im Begriff sind, Rheinsberg zu verlassen; so erachte ich es doch für meine Schuldigkeit, Ihnen noch vor unsrer Zurückkunft nach Hamburg, den ganzen Verlauf unsrer Reise zu melden. Ich sehe voraus, daß meine Nachricht ziemlich lang werden wird, denn ich habe Ihm viele Dinge zu erzählen. Allein wenn Sie ein Ekel mitten unter dem Lesen überfallen sollte; so denken Sie, daß die Schuld nicht ganz an mir liegt; daß Sie selbst alle Kleinigkeiten zu wissen verlangt haben, und daß ich endlich die Kunst nicht verstehe, gegen Dero Befehle ungehorsam zu seyn.

Damit niemand von der Absicht unsrer Reise etwas entdecken möchte, hatte uns der königliche Prinz, wie Sie wissen, befohlen, daß wir geraden Wegs nach Berlin gehen, und uns daselbst für Fremde, welche die Neugierde dahin gelockt hätte, ausgeben sollten.

Wir kamen in dieser Stadt ohne den geringsten Zufall an, in einem Aufzuge, welcher sehr anständig, und hinlänglich genug war, einiges Aufsehen zu machen. Ich habe mich über die Schönheit dieses Orts nicht genug verwundern können. Aus Vorurtheil, womit ich außerordentlich für Paris eingenommen war, hatte ich mir eingebildet, als wenn ich in dieser Art hinführo nichts prächtigers sehen würde. Allein ich schwöre Ihnen zu, man mag nun entweder auf die Größe des Umfangs, oder auf die Kostbarkeit und Schönheit der Gebäude, oder auch auf die Breite und Anlage der Straßen sehen; so wird Berlin in allen diesen Stücken der Stadt Paris wenig nachgeben. Ja! Berlin hat noch etwas mehr Reinlichkeit, und ein beßeres Ansehn, als Paris. Der Spree-Fluß durchschneidet diese Stadt, und theilet sich darinnen in zween Arme, die zween breite Canäle ausmachen, so mit überaus schönen Ufermauern gefüttert sind, und über welche man sehr dauerhafte Brücken nach einer guten Bauart angelegt hat. Ueberhaupt ist die große Brücke, welche von dem Schloßplatze in die Königsstraße führt, etwas prächtiges. Man sieht daselbst die metallene Statue des großen Churfürsten Friedrich Wilhelms zu Pferde, auf einem Fußgestelle von weißem Marmor, an dessen

Ecken ebenfalls vier Sklaven von Metall angebracht sind. Dieses Stück ist nach dem Entwurfe des berühmten Schlüters, der bey dem König in Preußen, Friedrich dem Ersten Baumeister war, sehr wohl ausgeführet. Man findet hin und wieder auf sehr vielen Plätzen von Berlin so wohl von der Geschicklichkeit dieses großen Meisters, als auch von seinem würdigen Nachahmer, dem berühmten Bott, die allerschönsten Denkmäler. Das Schloß, das Zeughaus, das Gieshaus, die Bildhauer-Akademie, einige Kirchen, und der vordere Theil des Pesthauses sind eben so vollkommene Stücke der Baukunst, als wie man sie jenseit der Alpen zu sehen bekommt. Ich will Ihnen keine Beschreibung davon machen. Sie finden solche in den Nachrichten des Herrn Baron von Pöllnitz, worinnen Sie ohnedies mit so vielem Vergnügen lesen. Es giebt nur sehr wenige Plätze in Berlin, wo man noch Ueberbleibsel von der gothischen Bauart bemerkt. Der Geschmack des alten Griechenlandes und Roms und des neuen Italiens herrscht durchgängig in den neuen Gebäuden. Der König muntert die Neigung zum Bauen dadurch sehr auf, weil er den Unterthanen alle Baumaterialien umsonst darreichen läßt, daß selbige weiter nichts, als den Arbeiterlohn zu bezahlen haben. Also sieht man ganze

Gas-

Gassen, Plätze und Vorstädte, welche von Grund aus neu aufgeführet sind. Nur dieses ist schade, daß die Einrichtung der Plätze, und die Abmessung der Strassen nicht allemal nach einem kunstmäßigen Plan gemacht sind. Uberhaupt kommt mir es vor, als wenn der König eben nicht so viel Geschmack hätte, und als wenn er dem Prinzen, seinem Sohne, selbst in Berlin noch manche Lücke auszufüllen hinterließe, und ihm dadurch Gelegenheit gäbe, sein Genie und seine großen Eigenschaften an Tag zu legen.

So bald wir in Berlin durch das Scharlottenburger Thor eingetroffen waren, fuhren wirsogleich über einen schönen Platz, welchen man Qvarre nennt, und setzten darauf unsern Weg durch die Neustadt fort. Hier fuhren wir in einer langen Allee von 6 Reihen Linden, deren Höhe noch über die Dächer der Häuser, so an den beyden Seiten dieser außerordentlich breiten Straße stehen, hinauf steiget. In der Mitten ist ein mit einem Geländer eingefaßter Ort, der zum öffentlichen Spaziergange dienet, so wie die Alleen selbst auf den Seiten zum Fuhrwege für die Kutschen bestimmet sind. Bey dem Ausgange dieser Allee fiel uns sogleich die Akademie, der Pallast des Königlichen Prinzen, das Zeughaus und das Schloß auf einmal in die Augen. Es war um eilf Uhr vormittags;

tags; das Wetter war überaus schön und heiter, und zwey Bataillons Infanterie, und ein Escadron Husaren stunden in völliger Parade vor dem königlichen Garten. Ich gestehe es Ihnen, Madam, daß die Aussicht so vieler schönen Gebäude neben einander, und der erste Anblick der preußischen Truppen unter den Waffen, mich fast ausser mich selbst gesetzt hat. Aber es währte nicht lange. Unser Postillion der nach diesem Schauspiele nicht so lüstern, wie ich war, peitschte auf die Pferde los, und in einem Augenblicke brachte er uns vor den Vinzentischen Gasthof in der Brüder-Gasse. Es ist dieses eines der besten Wirthshäuser in Deutschland. Man wird daselbst recht nach französischer Art bedienet, man findet daselbst gute Zimmer, man bekommt gute Betten, man ißt und trinkt gut, und alles um einen sehr billigen Preiß. Wir ließen alsbald bey dem Herrn Grafen von Truchses unsre Ankunft melden, und er hatte die besondre Höflichkeit, uns gleich nach der Parade selbst zu besuchen. Nachmittage statteten wir ihm den Gegenbesuch ab. Ich wünschte, Madame, daß Sie seine Wohnung sehen sollten. Sie ist weder ein ordentlich Haus, noch ein Flügel eines Hauses, noch eine Art von einem lustigen Land- oder Gartenhause, noch sonsten irgend ein Gebäude, wovon man mit einem einzigen Worte

einen

einen deutlichen Begriff geben könnte; Sondern sie ist ein Zusammenhang einer Menge von Zimmern, eines großen Saals, einer Gallerie, einer Grotte, vieler Cabinetter, und dieses alles unten auf der Erden, ohne einen besonders merkwürdigen Eingang, ohne Vorder-Giebel, und übrigens doch sehr bequem, sehr wohl eingetheilt, und sehr gut meublirt; überall erblickt man einen guten Geschmack, aber wenig Pracht. Der Speise-Saal gehet auf einen großen Garten, welcher in einem alten Festungswerke angeleget, und daher eben so wunderbar, eben so unregelmäßig, als das Haus, zugleich aber eben auch so artig, als dieses, ist. Man spatzieret darinnen auf lauter hinauslaufenden und hereinwärts gehenden Winkeln. Oben über diesem Saal befindet sich von außen nach italiänischen Geschmack eine Verzierung von drey Statuen, welche drey nackende Kinder vorstellen. Das eine hält den Riß vom Gebäude, das andre eröffnet einen Geldbeutel bey verschlossenen Augen, und das dritte kratzt sich hinter den Ohren. Fürwahr! ein lustiges Bild; welches aber nach dem genauesten Verstande eine wahre Bedeutung hat, in Ansehung des Schicksals, das dem armen Grafen von Truchses wiederfahren ist, und das noch vielen andern rechtschaffnen Leuten wiederfährt, die sonst fast so viel Weisheit, wie Salomon

zu-

zugleich aber eine so große Neigung, wie er, zum Bauen besitzen.

Man kann sich keinen angenehmern Gesellschafter vorstellen, als diesen Graf von Truchses; sein Umgang hat für mich so etwas reizendes, daß mir dadurch oft andrer Leute Gesellschaft zum Ekel geworden. Er vermischt mit solchen, aber nicht ohne Bescheidenheit, gleich den gehörigen Theil von attischen Witz und Scherz, und würzet selbigen allemal mit einem gewissen Ton, der nur der Sprache der großen Welt eigen ist. Ich komme fast nicht aus seinem Hause, und er überhäufet mich auf eine artige Art, die ihm angebohren zu seyn scheinet, mit unzähligen Höflichkeiten. Er hat tausend Tugenden, tausend große Eigenschaften, zugleich aber einige kleine Fehler, welche, daß ich so reden darf, den Schatten im Gemälde ausmachen, und welche einer ekeln Vollkommenheit, wenn es anders dergleichen giebt, oft vorzuziehen sind. Sein größter Fehler ist, daß er kein guter Herr ist, und daß er ohn Unterlaß auf seine Bedienten schmählt, auch so gar in Gegenwart seiner Gäste. Er hat unter andern einen alten Kammerdiener, welcher die Geduld selbst ist, und allemal den Gegenstand seines unaufgeräumten Gemüths, und das Ziel seiner grimmigen Schmähreden abgeben muß.

muß. Dieser arme Tropf kann niemals über das Zimmer weggehen, ohne einige anzügliche Worte von ihm einzustecken. Kommt er mit einem vesten und geschwinden Schritte gegangen, so fährt ihn sein Herr an, und spricht: Man sehe nur! der alte Schelm ist von Eisen, er tritt auf, daß die Mauern wackeln, und die Fenster zittern. Kommt er sachte, und geht auf den Fußzehen, so ruft Truchses: du Schlingel! so gehe doch zu! bist du denn steif? warte! ich will dir Beine machen. Kurz! die Bedienten mögen es machen, wie sie wollen, so machen sie es allemal unrecht.

Uebrigens, Madam, hat man uns in vielen Häusern vom ersten Range, vornehmlich bey dem Herrn Marquis von Varenne, und bey dem Herrn Grafen von Kamecken sehr liebreich aufgenommen. Diese Cavaliers stehen wegen ihrer Verdienste in besonderm Ansehn, und die Frau Gräfinn von Kamecken, die Tochter des Herrn Grafen von Gallofkin, des Rußischen Gesandten zu Haag, ist eine der liebenswürdigsten, witzigsten, und zugleich der tugendhaftesten Damen von der Welt. Ich glaube, ich würde mit ihr in einer öden Insel allein leben können, ohne einen Ueberdruß zu empfinden.

Ich habe auch den Herr Marquis de la Chetardie kennen lernen, welcher durch Berlin reiset, und als französischer Abgesandter nach Petersburg gehet. Er spricht wie ein Orakel mit den Mannspersonen, und das Frauenzimmer weis er nichts desto weniger auf eine sehr artige Weise zu unterhalten. Die Berlinerinnen schwören nie anders, als bey ihm. Der königliche Prinz scheint ihn hoch zu halten. Er hat einen glänzenden Hofstaat bey sich, einen Gesandtschafts-Cavalier, Pagen, Secretairs die Menge, einen Haushofmeister, einen Allmosenier, eine große Anzahl Bedienten, und kurz! alles, was darzu gehört, wenn man das ganze alte Scythien blenden will.

Endlich versichre ich Sie, Madam, daß wir unsre Rolle, als Fremde, auf die allervollkommenste Art gespielet haben. Wir haben uns die vornehmsten Merkwürdigkeiten von Berlin zeigen lassen, das Schloß, das Zeughaus, die Raritätenkammer, das Naturalienkabinet, die Bibliothek, das Gieshaus und dergleichen. Es befanden sich überaus schöne Sachen darunter; allein Sie wissen schon, daß kluge Leute nicht schlechterdings alles, was sie sehen, bewundern; sie halten es für genug, wenn sie dann und wann ihren Beyfall bezeigen.

Die Gegend um Berlin ist sandig und wenig lustig. Man kann nicht begreifen, warum die alten Beherrscher dieses Landes ihre Residenz nicht viel lieber zu Brandenburg, in der ordentlichen Hauptstadt dieses Marggrafthums, welche an den Ufern der Hafel in einer reizenden Gegend liegt, als zu Berlin angeleget haben, an einem Orte, welcher in der That eine wahre Sandgrube ist, wo die Natur so wenig gethan, und die Kunst fast alles hervor gebracht hat. Man hat mich unterdessen ein Dorf, das nicht weit von dieser Stadt entfernt ist, und Buschholz heißt, kennen lernen. Es wird nur von Franzosen bewohnt, welche daselbst eine schöne Kirche, einen reformirten Prediger von ihrer Nation, und viele, so wohl artige als bequeme Landhäuser haben.

Es ist etwas ganz außerordentliches, hier im Mittelpunkte von Deutschland ein Dorf zu erblicken, wo man nichts anders als Französisches spricht. Man hat mich versichert, daß dergleichen noch viele in diesem Lande giebt. Dieses hier, wovon ich rede, schiene mir ein unvergleichlicher Ort zu seyn. Die französischen Flüchtlinge und die ordentlichen Einwohner von Brandenburg sind einander die größten Verbindlichkeiten schuldig. Die ersten sind in diesem Lande sehr wohl aufge-

nommen worden, und haben darinne ein Glück gemacht, worzu sie in ihrem Vaterlande wohl nicht gelanget wären; hingegen haben sie zur Vergeltung die hiesigen Einwohner die Künste, die Manufacturen und den Ackerbau gelehret. Denn da die Mark sonst statt der Gartenfrüchte nichts als Petersilie hervorbrachte, so sieht man itzo die Marktplätze von Berlin mit Früchten, mit Blumen und Gartengewächsen von allen Arten und ausgesuchten Geschmacke überhäuft; welches man aller der künstlichen Vermischung des Mistes und Sandes, welche die Flüchtlinge den hiesigen Gärtnern bekannt gemacht, zu verdanken hat. Mein itziger Herr, der königliche Prinz, hat auch befohlen, daß wir uns noch einige Wochen zu Rheinsberg aufhalten sollen. Ich werde also noch zwey Briefe an Sie schreiben können, wovon der erste bey unsrer Ankunft zu Potsdam, der andre aber bey unserm Aufenthalte zu Rheinsberg abgehen wird.

Dieser ist außer dem schon lang genug. Man muß Sie erst wieder Odem schöpfen lassen. Endlich versichre ich Sie, Madam, daß ich aller Pracht und alles Vergnügens, so mich hier umringt, ungeachtet, nicht einen Augenblick aufhören werde zu seyn ꝛc.

Siebender Brief.

An eben dieselbe.

Rheinsberg, den 16ten Oct. 1739.

Wir waren kaum in Berlin angekommen, als uns der königliche Prinz, der sich zu Rheinsberg aufhielt, wissen ließ, daß er es gerne sehen würde, wenn wir eine kleine Reise nach Potsdam thäten, und daß er seine Ursachen hätte, warum er dieses von uns verlangte. Seinem Befehl zu Folge haben wir uns also dahin begeben. Diese Stadt, welche viel kleiner als die Hauptstadt ist, dient dem Könige zur ordentlichen Residenz, und sein Regiment liegt daselbst in Besatzung. Sie ist auf den Ufern der Havel oder vielmehr auf einer Halbinsel, welche dieser Fluß macht, vier deutsche Meilen von Berlin, in einem niedrigen und morastigen Grunde angelegt. Wenn man auf die Anhöhen steigt, welche Potsdam umgeben, so sieht man diese Stadt, so weit nur das Auge reicht, auf allen Seiten mit Wasser umschlossen. Viele Inseln und Erdzungen scheinen sich aus dem Schoße dieses Gewässers zu erheben, und auf eine

von diesen Halbinseln ist Potsdam gebaut, welches von der Seite des Schlosses und des königlichen Gartens bald wie Venedig aussiehet. Diese Lage verursacht, daß die Luft daselbst feuchte und ungesund, und das Pflaster beständig unrein ist; ein einziges Quartier ausgenommen, welches bloß nach dem Geschmacke der Nordholländischen Städte gebauet worden, und wo unter den Einwohnern, welche auch mehrentheils Holländer sind, eine dieser Nation besonders eigne Reinlichkeit herrscht. Es giebt zwey schöne viereckigte Plätze, welche mit Linden rautenweise besetzt, und zum Spatziergehen ungemein bequem sind. Der artigste von diesen Plätzen war sonst nichts anders, als ein unangenehmer Morast. Von den beständigen Ausdünstungen hatte man ihn den sumpfichten See genennet. Der König entschloß sich, solchen auszufüllen, und ließ daher eine unglaubliche Menge von Pfälen daselbst einschlagen, um den Grund zu bevestigen. Allein, einmal an einem Morgen ward man in erstaunliche Verwunderung gesetzt, als man das ganze Werk umgekehrt antraf, dergestalt, daß die Spitzen von den großen Stämmen und Pfählen in die Höhe stunden, der Sand hingegen, welchen man darüber geschüttet hatte, zu Boden gesunken war. Man hat

nie-

niemals entdecken können, durch was vor eine unterirrdische Kraft diese entsetzliche Last der aufgehäuften Erde, welche so zu sagen durch einen ganzen Wald von Bäumen unterstützet ward, auf eine so außerordentliche Art hat können umgestürzt werden.

Friedrich Wilhelm, so wirthschaftlich, als er auch sonst war, lachte nur über diesen Zufall, und durch Hülfe sehr vieler Unkosten und erstaunlicher Arbeit, brachte er es doch dahin, daß sein Morast ausgefüllet, der Grund davon tüchtig bevestiget, und darauf eine Reihe schöner Alleen gepflanzet wurden. Dieser Monarch scheint mir nicht so genau zu seyn, als man ihn insgemein abmalet. Er liebt die Wirthschaft und Ordnung: aber man hat mir doch von seiner Freygebigkeit mancherley erzählt, welches in der That verdiente, bey der Nachwelt bekannt zu werden. Bey großen Gegenständen, welche in seinen Hauptplan einschlagen, oder welche seiner Neigung schmeicheln, ist ihm nichts zu kostbar; hingegen bey Kleinigkeiten ist er auf eine ganz besondre Art karg und genau. Er hat, wie man sagt, selbst gestanden, daß er die Rechnungen von seinen drey allergrößten Ausgaben verbrannt habe, erstlich von den Unkosten, so er auf die neue Bevölkerung des Königreichs Preußen, welches in den letzten Lebensjahren seines Va-

ters, Friedrichs des Ersten, durch die Pest war verwüstet worden, mit so vielem Eifer verwendet hätte; zum andern, von den Summen, so die unter seiner Regierung zu Berlin und Potsdam aufgeführten Gebäude gekostet, und zum dritten, von dem Aufwande, den ihm sein großes Regiment zu Potsdam verursachet hätte; denn es gereichte ihm zur Schande, wenn seine Nachfolger davon Wissenschaft bekommen sollten. Und in der That ist es glaublich, daß diese drey Punkte unsägliche Summen betragen müssen. Was mich aber am meisten wundert, ist dieses, daß er einen so ungesunden Ort zum Quartier für dieses Regiment erwählt hat, und daß er die Körper seiner Soldaten, deren Anwerbung und Unterhalt ihn so entsetzliche Summen kosten, in eine solche Montur einschließt. Denn solche ist so kurz, daß sie wider die ungestüme Witterung nicht sattsam schützt, und so enge, sonderlich in Ansehung der Aermel, daß sie den Umlauf des Geblüts hindert. Das Blut, so in den Armen nicht mit der gehörigen Leichtigkeit fließen kann, tritt alsdenn zurück, und ziehet sich häufig nach den innern Theilen, und vornehmlich gegen die Brust; daher denn das öftere Blutspeyen, oder die Hemoptisie entstehet, welcher der Soldat in der Exercierzeit vornehmlich unterwor-

worfen ist. Der Mensch überhaupt, und der Kriegsmann insonderheit, mag auf eine Art bekleidet seyn, wie er will; er trage sich deutsch oder französisch, oder spanisch, oder türkisch; alles dieses wird wenig auf sich haben; ein Kopf, welcher denkt, wird dieses allemal für eine Sache von keiner besondern Wichtigkeit halten. Allemal wird das Auge seine Rechnung dabey finden; und jeder Art des Anzugs wird man eine Annehmlichkeit verschaffen können. Allein es erfordert doch die Pflicht eines regierenden Herrn bey seinen Unterthanen, und vornehmlich bey seiner Armee, eine solche Art der Kleidung einzuführen, welche der Gesundheit nicht schadet, welche bequem ist, und welche den Leib bedeckt. Als ich an dem Soldaten Gottesacker, der an den Thoren von Potsdam ist, vorbeygieng, sagte ich zu meinem Reisegefährten: Sehen Sie, mein Herr, dies ist der theuerste und kostbarste Ort in allen Ländern des Königs. Und in der That! es ist dieses ein Abgrund, welcher täglich unsägliche Summen, so dem Könige die Recrouten für sein langes Regiment kosten, verschlingt. Wir waren mit guten Empfehlungsschreiben versehen, zu Potsdam an einem Sonnabende Abends angekommen, und den Sonntag darauf wurden wir früh durch das Lärmen von

hundert Trommelschlägern aufgeweckt. Dieser Ort hat eine große Aehnlichkeit mit dem Pallast des Pharasmane, von welchem dieser kriegerische König selbst sagt:*)

Wohin mein Auge blickt, herrscht Stolz und wilder Muth,
Und auch der Höfling selbst verräth ein kriegrisch Blut;
Die Kargheit der Natur schuf in den rauhen Staaten
Für mich, anstatt des Golds, nur Eisen und Soldaten.

Die kriegerische Musik verursachte, daß wir uns bey dem Nachttische nicht lange aufhielten; wir warfen uns hurtig in unsre Kleider, und begaben uns auf den Paradeplatz, wo wir das ganze lange Regiment in seiner überaus schönen Montur, jedoch nur im Degen und ohne alles andre Gewehr vorbey ziehen sahen. Man führet hier die Soldaten in den Tempel des Gottes der Heerschaaren, wie man sie auf das Schlachtfeld des Mars führet; und in die Predigt oder in die Messe gehen, dieses macht hier ein Stück der Kriegszucht aus; ja! man nennt diese Ceremonie selbst Kirchenparade.

Ich

*) Man sehe die Tragödien: Rhodammiste und Zenobie. Handlung II. Scene II.

Ich weis wohl, Madam, daß es sich besser schickte, von einem artigen Freudenfeste oder von einer Einführung einer jungen Braut, als von einem Aufzuge der Kriegsleute Ihnen eine Beschreibung zu machen; Allein, da Sie selbst dem Kriegswesen nicht abgeneigt sind; da das Regiment des Königs in Europa so berühmt ist; und da ich, ohne mich in Erdichtungen einzulassen, nichts merkwürdiges von Potsdam sagen kann, so nicht mit jenem eine Verbindung hat: so lassen Sie Sich immer diesmal meine kriegerische Beschreibung gefallen. Die Montur dieses Regiments, welches man das einzige in seiner Art nennen kann, ist blau, mit kleinen goldnen brandenburger Schleifen besetzt; das Unterfutter roth, die Aufschläge klein und von Scharlach, Weste und Beinkleider von Isabellfarbnen Tuche und die Kamaschen weiß. Wenn man einen preußischen Officier oder Soldaten in fremden Ländern sieht, so glaube ich ganz wohl, daß man an seiner Kleidung etwas sehr wirthschaftliches oder auch etwas lüderliches wahrnimmt. Erinnern Sie Sich noch, daß der Arlequin von der Bande des *** einstmals so einen kurzen Rock eines gemeinen preußischen Soldaten anzog, und von der Schaubühne herunter zu dem gemeinen Volke sagte: Sehen Sie, meine Herren, diese Jacke

geht mir gerade bis an Hintern! Allein, dieser pöbelhaften Spötterey ungeachtet, versichre ich Sie, daß das Auge schlechterdings nicht beleidiget wird, wenn man so ein ganzes Regiment beysammen, und auf solche Art gekleidet sieht. Dieser kurze Anzug giebt vielmehr den Soldaten ein muntres und freyes Ansehen, und ist ihm so wohl im Marsche, als bey allen übrigen Kriegsübungen überaus bequem. Der Anblick dieses Regiments hat mich außerordentlich gerührt. Die Hautboisten mit ihren stark verbrämten Kleidern eröffneten den Marsch; ihnen folgten einige Queerpfeifer und Trommelschläger, die Queerpfeifer sind hier lauter schöne Mohren; sie sind wohlbekleidet, sie tragen einen türkischen Bund mit einem Federbusche, und führen Halsbänder und Ohrgehänge von gediegnen und schön geschliffnen Silber. Hierauf kamen die Grenadiers, und auf solche die Soldaten. Jede Compagnie hatte ihre Trommelschläger und Queerpfeifer vor sich hergehen, und wurde von ihrem Hauptmann und übrigen Officiers aufgeführt. Nachdem diese beyden Bataillons vorbey marschieret waren, so sahen wir endlich diejenigen ankommen, welchen in den Gliedern kein Platz angewiesen worden. Dies sind lauter ausgesuchte Leute, welche man aus dem ganzen Regimente

mente nach ihrer Größe ausgehoben hat, welche einen außerordentlichen Sold bekommen, welche als überzählige angesehen werden, und fast gar keine Dienste thun. Dieser Haufen hat mir mehr Entsetzen als Vergnügen verursacht. Ich glaubte lauter fortschreitende Colossen vor mir zu sehen; doch dünkt mich, als wenn die Natur, die in Bildung einer so außerordentlich langen Leibesstatur gleichsam verschwendrisch gewesen war, bey Mittheilung der Schönheit und einer regelmäßigen Uebereinstimmung der Glieder, sich desto sparsamer bezeigt hätte. Der größte Theil dieser Riesen war entweder häßlich vom Gesichte, oder krummbeinicht, oder sonst an einem Theil des Körpers ungestalt; und man kann überhaupt sagen, daß dieses Regiment mehr wunderbar als schön ist. Die Grenadiers, welche nicht so lang als wie die andern, aber besser gewachsen waren, haben mir weit mehr gefallen. Nach der Kirchenparade setzte sich der König in den Wagen, und begab sich nach Wusterhausen, wo sich Se. Majestät den Herbst über mit der Jagd zu belustigen pflegt, und wo es eine fast unglaubliche Menge von Wildpret giebt. Ich habe also diesen Prinzen, daß ich so sagen mag, nicht anders als nur im Vorbeygehen gesehen. Wenn ich von ihm nach den Re-

geln der Malerkunst urtheilen soll, so hat er in seiner Jugend eine vollkommne Schönheit gehabt; Allein, er hat, die Wahrheit zu bekennen, nicht das geringste Merkmaal davon übrig behalten. Seine Augen sind in der That schön, aber sein Anblick ist fürchterlich; die Farbe seines Gesichts ist eine starke Schattierung von roth, blau, gelb und grün; sein Kopf ist dicke, und liegt tief in den Schultern, und seine Statur ist kurz und untersetzt.

Kaum war der König fort, als sich alle Officiers in die Soldatenkirche begaben, und sich zugleich unsre Gesellschaft ausbaten. Niemals, Madam, bin ich mir so klein vorgekommen, als mitten unter diesen andächtigen Riesen. Jedesmal, wenn sie sich aufrichteten, um stehend ihr Gebet zu verrichten: so glaubte ich, gegen sie ein Zwerg zu seyn; ich mußte meinen Kopf rückwärts biegen, wenn ich ihnen ins Gesichte sehen wollte. Die Soldaten so wohl, als die Officiers warteten den Gottesdienst mit vieler Anständigkeit und einem großen Anschein der Andacht ab. Die meinige, ich gestehe es aufrichtig, war wegen der Neuigkeit des Schauspiels, und wegen der Anmerkungen, die ich zu machen mich nicht enthalten konnte, ein wenig zerstreut. Dieser Tempel schien mir ein

großes Cabinet zu seyn, wo ein neugieriger König eine ganz besondre Sammlung von außerordentlich langen Leuten aus allen vier Theilen der Welt veranstaltet hat. Unter der Kanzel bemerkte ich eine Gatterthüre, welche vor dem Eingange derjenigen Gruft war, die sich der König nach seinem Tode zum Grabmaal ausersehen hatte. Ich verwunderte mich sehr, an den beyden Seiten dieser Thüre zwey Statuen von weißen Marmor zu erblicken, welche gleichsam Schildwache stunden, und den Mars und die Bellone vorstellten. Es schien mir etwas außerordentliches zu seyn, in einem christlichen Tempel zwo heydnische Gottheiten anzutreffen. Nach der Kirche nahm man uns mit auf den Paradeplatz, wo wir einen Theil der Besatzung unter den Waffen fanden. Die Kriegsübungen geschahen mit so einer Richtigkeit, mit so einer genauen Sorgfalt, welche alles, was man in der Welt davon gesagt hat, weit übertrifft.

Man muß es selbst gesehen haben, wenn man sich einen Begriff davon machen will; und ich betheure Ihnen hoch, daß es seit der Sündfluth auf dem ganzen Erdboden kein Kriegsvolk gegeben hat, welches in Ansehung der Leibeslänge so schön, so außerordentlich,

und

und in Ansehung des Waffengebrauchs so ungemein geschickt gewesen wäre.

Der Herr Obriste von Weyer, der dieses prächtige Regiment commandirt, erzeigte uns die Ehre, uns zur Mittagsmahlzeit einzuladen. Bey dem Eintritte in sein Zimmer standen wieder ein zwanzig der vornehmsten Officiers. Man setzte sich zur Tafel; man speisete gut; und diejenigen, so den alten Rheinwein lieben, wurden vortrefflich damit bedienet. Alle diese großen Körper sind ordentliche Weinschläuche, welche die vollen Gläser mit vieler Behendigkeit, und recht nach der Art der alten redlichen Deutschen, in sich zu stürzen wissen. Man hat zu Potsdam die Gewohnheit, daß man gleich vom Anfange der Gasterey eine Menge Bouteillen auf den Credenztisch setzt; wenn der Kellermeister solche bringt, so heitern sich die Gesichter bey den Gästen auf, und so, wie sie ausgeleeret werden, setzt man eine nach der andern auf die Erde, fast wie man ein Bataillon zu stellen pflegt. Je länger nun die Reihe dieser Bouteillen ist, denen man die Hälse gebrochen hat: desto lustiger, desto ansehnlicher ist das Gastmahl gewesen. Ich muß übrigens gestehen, daß es unter diesen Officiers viel Personen vom Verstande und großen Verdiensten giebt, deren Umgang so

wohl

wohl nützlich als angenehm ist. Ueberhaupt, so viel als ich davon urtheilen kann, dünkt es mich, daß man unter den Preußen viele Genies, und unter dem Adel so wohl von dem einen als dem andern Geschlechte, eine sehr gute Aussprache antrifft. Man hat mir bey der Tafel viele Höflichkeiten erwiesen, und auch nach solcher noch tausend schmeichelhafte Dinge vorgesagt. Ich fand Mittel, einige angenehme Histörchen zu erzählen, und das Gespräche auf solche Materien, denen ich vollkommen gewachsen war, zu lenken. Die Gäste schienen mit mir zufrieden zu seyn, und bey dem sechsten großen Glase fand ich ihre Gesichter, die mich bey dem Eintritte fast erschreckt hätten, nicht mehr so finster und mürrisch; wir wurden so ziemlich mit einander bekannt.

Nach geendigter Mahlzeit lud der Herr Hauptmann von Winterfeld *) die ganze Gesellschaft zu sich auf den Caffee. Nachdem solcher herum gegeben war, so schickte man aus,

*) Dieser ist eben derjenige, dessen Name in den drey Kriegen so berühmt geworden, und der in dem letzten geblieben ist, nachdem er sich durch seine Tapferkeit und seine Verdienste bis zu der Stelle eines General-Lieutenants geschwungen hatte.

aus, die Regiments-Hautboisten aufzusuchen, und machte Anstalt zu tanzen. Ich wandte meine Augen nach allen Seiten, um zu sehen, wo die Dames herkommen würden: allein ich war erstaunt, als einer von diesen Nachkömmlingen des Enacks, mit einem schwarzbraunen und röthlichten Gesichte, mir die Hand bot, mit ihm den Ball zu eröffnen. Ich habe allemal geglaubt, daß ein Menuet nichts anders als eine Art der Pantomime sey, welche durch die Bewegung und Stellung des Leibes einen geheimen Liebeshandel vorstellt. Es sieht einer Liebeserklärung, einem Verlangen, einander zu gefallen, und einer Einwilligung in des andern Bitte nicht unähnlich, wenn man einander die Hand giebt. Hinwiederum ist es eine Art einer kleinen Weigerung und bessern Ueberlegung, wenn man sich wieder zurück zieht, und endlich, wenn man zuletzt der Dame beyde Hände reicht, und selbige bis an den Ort, wo man angefangen hat, begleitet; so kann man sich einen Beschluß, wie er mehrentheils in den Romanen vorkommt, dabey gar leicht vorstellen. Dieser Begriff mag nun richtig seyn, oder nicht; genug! ich hatte mir ihn in Kopf gesetzet. Da ich nun nach diesem Begriff dem Antrage, daß ich tanzen und mit einer andern Mannsperson artig thun sollte, bey

mir

mir überlegte; so konnte es nicht anders kommen, es mußte mich solches außerordentlich befremden. Der Himmel verzeihe es mir, ich schöpfte gar den lustigen Verdacht, als wenn diese lieben Herren bey ihrer äußerlichen störrischen Miene im Grunde des Herzens eben nicht so barbarisch seyn könnten. Aber man ließ mir nicht viel Zeit zu Ueberlegungen; ich mußte tanzen, der Herr von D * * * tanzte auch, der Regiments-Staab tanzte, und alle Officiers tanzten. Dieser Ball von lauter großen Mannspersonen wurde gegen das Ende erst recht lebhaft, der wiederholte Genuß des Champagner Weins, den man uns statt der Erfrischungen reichte, that seine Wirkung. Gegen acht Uhr des Abends war der meiste Theil dieser Kriegsleute außer Stande, den Streit länger auszuhalten; ihre ungeheuren Körper wurden vom Bacchus und der Terpsichore überwunden; und es schlich sich einer nach dem andern mit wankenden Schritten aus der Gesellschaft.

Man that mir den Vorschlag, ob ich nicht bey der Frau Gräfinn von * * *, welche eine Gesellschaft Damen bey sich hatte, einen Besuch mit ablegen wollte; ich hielt mich für stärker als ich war, und willigte darein, in einer offnen Chaise mit dahin zu fahren. Unser ungeschickter Kutscher fuhr wider einen Eckstein

an, und der Officier, der mir zur Seite saß, wurde durch den Stoß auf einige Schritte weit aus dem Wagen geschleudert, und fiel, wie ein Mehlsack, auf das Pflaster. Beym Eintritt in das Zimmer der Frau Gräfinn fand man mich noch so ziemlich munter und nüchtern, in Vergleichung einiger andern Kämpfer in dieser Saufbataille, welche sich schon vorher in eben dieser Gesellschaft eingefunden, und wovon der eine sich nur zwischen zwey Stühlen auf die Erde gesetzt hatte, ohne wieder aufstehen zu können. Man hielt mich seit der Zeit für einen muthigen und tapfern Streiter in dem Gefechte der Gläser; indessen merkte ich wohl, daß es Zeit wäre, mich nach Hause zu begeben, wenn ich meinen erlangten Ruhm behaupten wollte. Ich eilte auch wirklich davon, und warf mich in mein Bette, wo ich unter dem Schatten meiner Lorbern, oder wenn Sie lieber wollen, meiner Weinblätter, sehr fest einschlief. Den Morgen darauf, nachdem wir alles merkwürdige in Potsdam gesehen hatten, kehrten wir ganz ruhig nach Berlin zurück.

Sehen Sie, Madame, hier haben Sie aufs neue ein Schreiben, oder vielmehr eine weitläuftige Erzählung; Sie werden sich ohne Zweifel einen Ekel daran gelesen haben, aber ich besitze nicht die Gabe, einer so trocknen

Ma-

Materie durch die Schönheiten der Redekunst einen Reiz zu geben: Genug, Sie haben es so haben wollen! ꝛc.

Achter Brief.

An ebendieselbe.

Rheinsberg, den 30. Oct. 1739.

Madam!

Der Abriß, den ich Ihnen letzlich von unserm Aufenthalte zu Berlin und Potsdam gegeben habe, war nach dem Geschmacke des Rambrandt: die Vorstellung aber, die ich Ihnen heute von Rheinsberg, und von unserm daselbst genossenen Vergnügen machen will, wird nach dem Geschmacke des Watteau geschildert seyn. Rheinsberg ist ein kleines sehr lustiges Städchen, ob es gleich mitten im dürresten Sande auf den Gränzen von Meklenburg liegt. Es enthält ohngefähr tausend Einwohner, und gehörte sonst einem Herrn von Adel, welcher der Religion wegen aus Frankreich vertrieben worden. Der König hat solches an: sich gebracht, und es nebst dem Schlosse, den Gärten, den Wäldern, und eini-

gen darzu gehörigen Hufen Landes, dem königlichen Prinzen, seinem Sohne, geschenket. Das Schloß war sehr verfallen, und den Gärten sah man es kaum an, was sie gewesen waren, als der Prinz dieses Geschenk erhielt; welches ihm um desto schätzbarer war, weil sein Regiment zu Ruppin nur zwey deutsche Meilen von hier in Besatzung lag, und die Besatzungen in diesem Lande niemals umgewechselt werden. Die Lage des Schlosses selbst ist überaus schön. Ein unendlich großer See spielet fast bis an desselben Grund-Mauern, und über den See zeigt sich von Eichen und Buchen, in Gestalt eines Amphitheaters, ein vortrefflicher Wald. Das ehemalige Schloß bestund nur aus einem Hauptgebäude mit einem Flügel, an dessen Ende sich ein alter Thurm befand. Dieses Gebäude mit einer natürlichen Lage war dem königlichen Prinzen schon genug, sein Genie und seinen Geschmack daran zu zeigen, und dem Baron von Knobelsdorf, dem Oberaufseher über das Bauwesen, schon hinlänglich, seine große Geschicklichkeit in der Baukunst an Tag zu legen. Das Hauptgebäude wurde ausgebessert, und von außen durch gebogene Fenster, durch Statuen, und durch allerhand artige Zierathen verschönert. Man setzte auf der andern Seite noch einen Flügel an, in gleicher Linie mit demjenigen, der schon vor-

vorhanden war, und bauete an dessen Ende auch einen Thurm, um die Aehnlichkeit mit dem alten, welcher bereits stund, zu gewinnen, und diese beyden Thürme wurden durch eine doppelte Reihe Säulen mit einander verknüpft, auf deren Gesimse eine Gallerie hinlief, welche mit Wasen und Gruppen von Linden ausgezieret war, und worauf man von einem Thurm zum andern kommen konnte. Durch diese Einrichtung gewann das ganze Gebäude die Gestalt eines vollkommnen Vierecks. Der Eingang hierzu gieng über eine mit Statuen besetzte Brücke, welche die sieben Planeten vorstellten, und wovon eine jede eine Laterne in Gestalt der Himmelskugel in der Hand hielt. Der Eintritt in den innern Hof aber geschah unter einem schönen Portal, worüber der Herr von Knobelsdorf in einer großen Verzierung diese Innschrift eingraben lassen: *Friderico tranquillitatem colenti*, oder Friedrichen, dem Freunde eines stillen Lebens. Das Innerliche des Pallastes übertrifft noch das Aeußerliche, sowohl wegen der Schönheit und Einrichtung der Zimmer, als auch wegen des Geschmacks und der Kostbarkeit in den Meublen. Wo man nur seine Augen hinwendet, erblickt man nichts anders, als Schnitzwerk und Vergoldung; alle Zierathen sind indessen mit einer guten Beurtheilungskraft und Mäßigung an-

gebracht, und die Entwürfe dazu sind ganz unvergleichlich. Da der Prinz nichts als bescheidne Farben liebt, so sieht man die meisten Stücken mit hellblau, blauceladon und Fleischfarbe bekleidet, wovon die Einfassungen und Verzierungen von Silber sind. Alles dieses verursacht eine reizende Abwechselung, und giebt dem Pallast durchgängig ein munteres und artiges Ansehn. Das schönste Stück ist noch nicht fertig, man arbeitet mit aller Macht daran. Dieses ist ein prächtiger Saal, überall mit nachgemachten Marmor bekleidet, und mit großen Spiegeln und vergoldeten Metalle ausgeschmückt. Der berühmte Pene arbeitet an dem Gemälde der Decke. Solches stellet den Aufgang der Sonne vor. Auf der einen Seite erblicket man die Nacht, verhüllt in ihrem Schleyer, umringt von ihren traurigen Vögeln, und begleitet von ihren Zeitgöttinnen. Sie selbst scheint sich zu entfernen, und der Morgenröthe Platz zu machen, welche die Mitten der Decke einnimmt, und den Morgenstern, der unter der Gestalt der Venus vorgestellt wird, zur Gesellschaft hat. Man sieht darauf die weißen Pferde vom Sonnenwagen, und den Apollo selbst, wie er die ersten Stralen von sich wirft. Diese Erfindung dünkt mich, ist verblümt, und zielet auf denjenigen Zeitpunkt, der vielleicht nicht mehr weit entfernet

ist. Von der Ausführung dieses Gemäldes, Madam, will ich Ihnen nichts sagen. Der Pinsel des Herrn Pene ist von den Kennern in Frankreich und Italien selbst schon so sehr bewundert worden, daß er meiner Lobeserhebungen nicht bedarf.

Die Gärten zu Rheinsberg, die längst an der Seite des Sees hin sich erstrecken, haben ihre Vollkommenheit noch nicht erreicht, denn sie sind nur seit wenig Jahren angelegt. Der Plan davon ist gruß und schön, die völlige Ausführung aber wird von der Zeit abhangen. Die Haupt-Allee schließt sich mit einem Obelisçus, welcher überall nach ägyptischer Art mit hieroglyphischen Figuren besetzet ist. Man findet daselbst überaus angenehmes Buschwerk, große Sommerlauben, und dabey verschiedne wohleingerichtete Cabinetter; der Prinz läßt auch darinnen ein prächtiges und nach einem ganz neuen Geschmacke entworfnes Orangeriehaus bauen, wozu der Herr von Knobelsdorf den Riß gemacht hat. Man macht auch ein Stück Erdboden zurechte, um im nächsten Jahre einen Irrgarten anzulegen, der zu einem in der Mitte errichteten Bacchus-Tempel führen wird. Zwölf Satyren, in Riesengröße, werden an diesem Tempel statt der Säulen dienen, und eine umgekehrte Schüssel oder Weinschaale, die das Dach ausmachen

wird, unterstützen. Alle Zugänge werden mit Epheu, Weinstöcken, Taxusbäumen und Cypressen bepflanzt werden. Zwey schöne Lustschiffgen, die der Prinz erbauen lassen, schwimmen auf dem See, und stehen denenjenigen, welche an einer Spazierfahrt zu Wasser Vergnügen finden, und sich nach dem Walde, den man Bubero nennet, begeben wollen, allemal zu Diensten. Es war der ... October, als mir zu Rheinsberg um zehen Uhr des Morgens ankamen, wir stiegen an dem Posthause ab; allein der Prinz ließ uns daselbst nicht lange warten. Er schickte jemanden, unser Reisegeräthe abzuholen, und ließ uns zwey schöne Zimmer auf dem Schlosse anweisen. Sobald wir die Kleider gewechselt hatten, wurden wir in einen Billardsaal geführet, worinnen die Wände von gelben Marmor, und die beyden Camine, so wie die andern Zierathen, mit Kupfergold überzogen waren. Dieser Saal war unten auf der Erde, und hatte auf der einen Seite die Aussicht nach der grossen Allee des Gartens, und auf der andern nach dem Schloßhofe. Wir fanden daselbst die meisten Cavaliers und Officiers, welche den prinzlichen Hof ausmachen, und wurden von ihnen mit vieler Höflichkeit empfangen. Ehe ich weiter gehe, so wird es nöthig seyn, Ihnen erstlich die Cavaliers und Dames, woraus des

königlichen Prinzen und seiner Gemahlinn Hof bestehet, bekannt zu machen. Ich will die epischen Dichter nicht nachahmen, welche jedesmal bey Erzählung ihrer Helden die Musen erstlich anzurufen sich verbunden erachten; ich will Ihnen ohne Umschweif melden, daß der Herr von Wolden allhier Hofmarschall ist, und alle Geschäffte, die sein Amt mit sich bringt, mit allem möglichen Eifer, Anstand und artigen Betragen verrichtet. Er ist ein Herr schon von einem ziemlichen Alter, sein äußerliches Ansehn hat weder etwas glänzendes noch einnehmendes; allein, er besitzt einen überaus großen Verstand und ein vollkommen redlich Herz. Seine junge Gemahlinn, welche aus der vornehmen borkischen Familie abstammt, vereiniget mit einer schönen Gestalt die Anmuth des Geistes, und ihre Gegenwart trägt zu dem gesellschaftlichen Vergnügen in Rheinsberg sehr vieles bey.

Der Herr von Senning, Major bey dem Ingenieur-Corps, hat die Mathematik dem Prinzen gelehret, und sein Genie gebildet, der ihm nun an seinem Hofe Wohnung und Unterhalt schenket, und dadurch den Zoll der Dankbarkeit abträgt. Er ist schon sehr bey Jahren, aber noch munter und liebenswürdig: ob er gleich im letzten flandrischen

Kriege das Unglück gehabt, einen Schenkel zu verlieren. Die Geschicklichkeit des Bildhauers hat diese erlittene Schmach des Kriegsgottes ersetzt, und sein aus Holz künstlich gearbeitetes Bein, wenn es mit einer weißen Kamasche bedeckt ist, kommt dem natürlichen so gleich, daß man an dem Major selbst bey dem Gehen den Betrug des Künstlers nicht gewahr wird.

Der Herr Chevalier von Chasot ist ein junger Edelmann aus der Normandie, welcher ehehem bey der französischen Armee Dienste gethan, und welchen der Prinz im Jahr 1734 bey dem letzten Feldzuge am Rhein kennen lernen, und zu sich genommen hat. Sie wissen, Madam, daß der König, welcher damals 10000 Mann von seinen Truppen dem Kaiser und dem Reiche zu Hülfe geschickt hatte, solche wider die Armee des Marschalls von Berwick unter seinen eignen Augen fechten sehen, und von den letzten Thaten des berühmten Prinzen Eugens, welcher damals die Reichsarmee commandirte, einen persönlichen Zeugen abgeben wollte. Er gieng also dahin, und nahm den königlichen Prinzen seinen Sohn mit sich: allein, da er sah, daß dieser siebenzigjährige Held mehr durch sein Alter als durch die Feinde überwunden wurde, und seiner fürchterlichen Armee ungeachtet,

doch nicht das Herz hatte, die Feinde anzugreifen, die Philipsburg vor seinen Augen wegnahmen; so verließ der preußische Monarch die kaiserliche Armee, und kehrte sehr mißvergnügt zurück in seine Staaten. Der königliche Prinz folgte ihm bald nach, und brachte den jungen Chevalier von Chasot, der in seine Dienste getreten war, mit sich. Er hat einen lebhaften Verstand, einen aufgeräumten Kopf, ein sehr gefälliges Wesen, und, wenn ich mich nicht irre, eine große Anlage, einmal ein geschickter General zu werden, wenn man ihn in Kriegsdiensten gebrauchen wird, wie ich vermuthe.

Der Herr Baron von Knobelsdorf ist ein Herr von einem ernsthaften Betragen, und von einer etwas finstern Miene, allein von wesentlichen Verdiensten. Sein äußerliches Ansehn hat weder etwas artiges noch hofmäßiges: allein er ist deswegen nicht weniger verehrungswürdig. Ich vergleiche ihn mit einer schönen Eiche, und Sie wissen, es ist eben nicht nöthig, daß in einem Garten alle Bäume so zierlich, wie zu Marli, in Bogen geschnitten sind. Wenn man den Verstand als eine Person schildern wollte, so könnte der Herr von Knobelsdorf das Bild darzu abgeben. Sein Umgang ist lehrreich, und er besitzt in der Baukunst, in der Zeichnung,

und in der Malerey sehr vorzügliche Geschicklichkeiten.

Um in diesen schönen Künsten noch vollkommner zu werden, hat ihn der königliche Prinz aus dem Kriegsdienst, worinnen er es bis zum Hauptmann gebracht, weggenommen, und ihn eine Reise nach Italien thun lassen. Er ist mit der schönsten theoretischen Erkenntniß zurückgekommen, und der Prinz giebt ihm alle Tage Gelegenheit, selbige in wirkliche Ausübung zu bringen. Auf allen Seiten erblicke ich hier schon Denkmäler von seinem guten Geschmacke; er malt die allerschönsten Landschaften, die man sich nur vorstellen kann, und trifft die Portraits seiner besten Freunde mit einer erstaunlichen Aehnlichkeit. Er ist ein Mann von einem aufrichtigen Charakter, und von bewährter Redlichkeit.

Herr Jordan ist bey seiner kleinen Statur wohl gewachsen. Er hat eine angenehme Miene und ein außerordentlich lebhaftes Auge. Sein Gesicht ist braun, und seine großen Augenbraunen sind schwarz, wie sein Bart. Er besitzt viel Verstand und noch mehr Wissenschaft. Sein Vater hatte ihn dem Predigtamte gewidmet, und er hat bereits das Amt eines Seelsorgers bey einer rechtgläubigen Gemeinde an der Kirche zu

Pots-

Potstov und Prenzlov in der Uckermark verwaltet. Es mag nun entweder seyn, daß ihm seine allzu schwache Brust nicht mehr verstattete, seine Stimme zur Erbauung der ihm angewiesenen Heerde ferner zu erheben, oder es mag seyn, daß er bey Untersuchung des Innersten seines Herzens sich fühlte, und merkte, daß ein so irrdenes Gefäße, wie er, nicht würdig genug sey, den ihm anvertrauten Schatz länger zu bewahren; genug! er legte sein Amt nieder, und warf seinen Priesterrock in Winkel. Da er sich bey seinem Studieren auf alle Theile der schönen Wissenschaften mit allem Fleiß geleget hatte, und ein noch größrer Gelehrter als Theologe war; so warf er sich, bey Verlassung des Altars, wieder in die Arme der Musen, und that unter ihrer Aufsicht und Begleitung eine Reise nach Holland, England und Frankreich. Bey seiner Zurückkunft fand er Gelegenheit, sich so gar bey dem königlichen Prinzen bekannt zu machen, der ihn an seinen Hof zog, ihm den Degen zu tragen erlaubte, und ihn mit einer ganz besondern Gewogenheit beehrte; welche er auch so wohl wegen seiner Verdienste, als auch wegen seiner unendlichen Ergebenheit gegen seinen erlauchten Wohlthäter allerdings verdienet. Er hat sich in der gelehrten Welt durch drey Werke bekannt gemacht: 1) durch

die vermischten Aufsätze aus der schönen Gelehrsamkeit und Philosophie; 2) durch das Leben des Herrn la Croze, und 3) durch die Erzählung seiner gelehrten Reise. Man muß indeß den Herrn Jordan mehr aus seinem Umgange, als aus seinen Schriften beurtheilen. Es fließt unendlich weit mehr Geistreiches von seiner Zunge, als aus seiner Feder; das Salz ist nicht so beißend, wie er, und man kann sagen, daß sein Mund eine beständige Quelle von Witz und Gelehrsamkeit ist. Was ihn aber noch weit verehrungswürdiger macht, ist die Vortrefflichkeit seines Herzens, die Aufrichtigkeit und Anmuth in seinem Umgange, das Sanfte und Wohlanständige in seinen Sitten. Daher ist er auch von allen andern Hofleuten sehr geliebt, und dies ist viel gesagt.

Den Herrn Baron von K** einen curländischen Edelmann, welcher bey dem Könige von Preußen Kriegsdienste angenommen, und der Person des königlichen Prinzen hauptsächlich ergeben und zugethan ist, hatte ich noch nicht sehen zum Vorschein kommen. Meine Augen suchten ihn überall zu entdecken; ich hatte so viel von ihm reden hören, und ich war von seiner Person schon im voraus mit einem so günstigen Vorurtheil eingenommen, daß ich für Verlangen brannte, ihn

ihn kennen zu lernen. Er trat augenblicklich in den Saal mit einem Geräusche und Getöse, wie dort der Nordwind im Rosenballet. Er kam von der Jagd, und es nahm mich sehr Wunder, ihn in einem Schlafrocke und mit einer Flinte auf den Schultern zu erblicken. Er redete mich mit einer muntern Miene an; seine ersten Worte ließen mich glauben, daß ich schon lange die Ehre gehabt hatte, sein vertrautester Freund zu seyn; er faßte mich beym Arme, und trug mich fast in sein Zimmer. Bey dem Ankleiden sagte er mir einige Stücke aus der Henriade vor, führte einige Stellen aus deutschen Dichtern an, sprach mit mir von Pferden und von der Jagd, machte einige Capriolen und Schritte aus dem Rigodon, nach Art des Herrn Balon, kam auf die Wissenschaften, und unterhielt mich von der Politik, von der Mathematik, von der Malerey, von der Baukunst, von der schönen Gelehrsamkeit und vom Kriegswesen. Ich stund wie betäubt; ich hörte mit einem gelaßnen Stillschweigen zu; ich bewunderte alles, so gar die glücklichen Sprünge, die er mit so großer Behendigkeit von einer Materie zur andern machte.

Es ist mir vorgekommen, als wenn seine außerordentliche Lebhaftigkeit nicht natürlich

seyn könnte, und als wenn sie nicht immer aus der Quelle eines fruchtbaren Genies hervorkäme. Ob mir nun gleich die Zeit diesen meinen ersten Argwohn nicht gänzlich benommen hat; so habe ich doch in der Folge gefunden, daß der Herr von K** ein liebenswürdiger Mann ist, welcher einen mit vielen artigen Wissenschaften geschmückten Verstand hat, welcher wohl spricht und wohl schreibt, welcher so gar Verse macht, und welcher von Natur einen sehr aufgeweckten Kopf und ein vortreffliches Herz besitzt. Er ist kurz und untersetzt von Statur, hat kleine Augen, eine breite Nase, einen nicht gar zu angenehmen Mund, und eine gelbe und dunkle Gesichtsfarbe; Sein Ansehen ist frey und ungezwungen, er trägt sich gut, und hat völlig die Sprache und die Manieren eines vornehmen Mannes. Da er immer um den königlichen Prinzen ist, hat er seinen Geschmack gebildet. Er liebt die Musik, die Baukunst, die Malerey, die Poesie und dergleichen; allein er hat es darinnen nicht so weit als sein Herr gebracht.

Außer diesen Hofleuten hat der Prinz in seinem Gefolge noch einige Officiers von seinem Regimente, welche bey ihm auf dem Schlosse wohnen, und an seiner Tafel speisen. Dieses sind die Herren von Willich,

von

von Boddenbrough, von Kleist, von Rathenow und von Schenkendorf, alles Cavaliers von großen Verdiensten, welche mit der natürlichen Geschicklichkeit im Kriegswesen, die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, die Höflichkeit und ein überaus gefälliges Betragen in der Gesellschaft zu verknüpfen wissen.

Die Frau von Katsch begleitet die Stelle einer Oberhofmeisterinn bey Ihro königlichen Hoheit der Prinzeßinn; ich kenne nichts verehrungswürdigers, als diese Dame; sie vereiniget in ihrem Gesichte und in ihren Manieren den Ernst mit der Sanftmuth, die Wohlanständigkeit mit einem muntern Wesen, und ein Ansehen voller Würde mit der Höflichkeit. Sie ist die Beschützerinn aller rechtschaffnen Leute.

Die Fräulein von Schack, die erste Hofdame bey der Prinzeßinn, kann nicht als ein Muster der Schönheit angeführet werden; indessen hat sie nichts unangenehmes, vielweniger etwas widriges. Die Rosen und Lilien blühen freylich nicht auf ihren Wangen, wie auf den Ihrigen, Madam; allein, sie ist doch vortrefflich gewachsen; sie hat eine Hand von einem guten Schnitt, und einen überaus netten Fuß. Sie wissen wohl, daß die Damen sich darauf verstehen, ihren Vorzügen

Bayerische Staatsbibliothek München

Bewunderung zu erwerben, und daß, wenn sie auch weiter nichts, als ein schönes Ohrläppchen hätten, sie sich alle Mühe geben würden, solches in die Augen fallen zu lassen. Urtheilen Sie also, ob der Fuß der Fräulein von Schack beständig unter einem Reifrocke, der die Erde kehrt, gleich wie in einem finstern Gefängnisse versteckt bleibt? O! nein! Madam, mehr als einmal hat man selbigen meinen verwegnen Augen erblicken lassen, und ich habe ihn allemal für würdig befunden, daß er ans Tagelicht komme. Ueberdies ist es der Fuß einer liebenswürdigen Person, in Ansehung ihrer Gemüthseigenschaft, die sich zwar nicht mehr in dem ersten Frühlinge ihrer Jahre befindet, indessen doch ein sehr aufgewecktes Wesen, und einen wohlgebildeten Verstand besitzt.

Die Fräulein von Wallmoden, ihre Gespielinn, ist lang, und wie gedrechselt, mehr artig, als regelmäßig schön; ihre Miene gefällt, ohne zu rühren; sie hat zarte Haut und angenehme Augen; sie ist blond, ohne dabey etwas mattes oder mißfälliges zu haben. Ihr Charakter ist sanft, und ihre Höflichkeit natürlich. Ich glaube, sie wird einmal eine vortreffliche Frau, und die beste Mutter von der Welt abgeben, da sie mit so vielen vorzüglichen Eigenschaften geschmückt ist.

Auf-

Außer diesen Damen, die sich bereits am Hofe befinden, zieht der königliche Prinz immer noch mehrere liebenswürdige Damen aus Berlin nach Rheinsberg, als die Frau von Haak, die Frau von Marienne, die Frau von Brandt, die Frau Veltheim, die Frau von Cannenberg, und so fort, welche insgesammt entweder durch die Anmuth ihres Geistes, oder durch den Reiz ihrer Schönheit, das ihrige darzu beytragen, diesen Hof durchgängig glänzend und angenehm zu machen.

Der erste Kammerdiener bey dem königlichen Prinzen, Monsieur Fredersdorf, ist ein langer und schöner Mensch, von einem klugen und verschmitzten Verstande: er ist höflich, einnehmend, abgerichtet, geschmeidig, auf sein Glück aufmerksam, und dabey ein Freund der Pracht. Ich glaube, daß er einmal in der Welt eine große Rolle spielen wird.

Der Herr des Champs ist Allmosenierer bey dem Prinzen. Er ist ein geschickter Prediger und in der Gesellschaft ein liebenswürdiger Mann. Es ist zu vermuthen, daß er sich in der gelehrten Welt bekannt machen wird.

Diejenigen, welche die schönen Künste lieben, und unter den großen Meistern, die sich

darinne vor andern hervor thun, einen Unterschied zu machen wissen, finden hier noch den Herrn Pene, einen Maler vom ersten Range, und einen sehr artigen Mann, den Herrn du Buisson, einen sehr geschickten Blumenmaler, den Herrn Graun, den Kapellmeister des Prinzen, den Herrn Graun, seinen Bruder, den Concert-Director, und den Herrn Benda, einen der ersten Violinisten in Europa.

Alle diese seltnen Männer vereinigen mit den größten Geschicklichkeiten in ihrer Kunst eine annuthige und reizende Gemüthsbeschaffenheit, und man besucht sie mit unendlich viel Vergnügen in den Zwischenstunden, welche ihnen von der Aufwartung bey Hofe und bey Ihro königlichen Hoheiten übrig gelassen sind.

Dieses ist, Madam, der Abriß dieses unvergleichlichen Hofes, und der Charakter dererjenigen, die das Glück haben, ihn auszumachen.

Alle diejenigen, welche auf dem Schlosse wohnen, genießen so wohl bey ihren häuslichen Verrichtungen, als bey ihren Ergötzlichkeiten eine vollkommne Freyheit. Sie sehen den Prinz und die Prinzeßinn niemals als nur an der Tafel, beym Spiel, auf dem Ball, im Concert, oder bey Gelegenheit

andrer Ergötzungen, woran sie Theil nehmen können. Die Zeit, welche den Wesen, die da denken, so kostbar, und den Menschen, die da nicht denken, so lang vorkommt, wird hier nicht mit einem vesten Schlaf bis an hellen Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Beruhigung und leerer Zurücksendung der Gläubiger, nicht mit wichtigen und geheimnißvollen Unterhaltungen mit einem Schneider oder Putzmacher, nicht mit einem unaufhörlichen Anzuge beym Nachttische, nicht mit einer im Vorgemach sorgfältig angestellten Ausspähung der Neuigkeiten, noch mit einem ganzen Tage lang geführten unnützen Geschwätze zugebracht. Jeder denkt nach, liest, malt, zeichnet, spielt ein Instrument, schreibt, ergötzt oder beschäfftiget sich sonst mit etwas nützlichem in seinem Zimmer; und wenn es Zeit zur Tafel wird, kleidet sich ein jeder sauber an, aber ohne alle verschwenderische Pracht.

Alle Beschäfftigungen und alle Ergötzlichkeiten des Prinzen verrathen einen Herrn von großem Verstande. Er giebt sich wirklich gegenwärtig Mühe, die gefährlichen politischen Träume des Machiavells zu widerlegen. Sein Gespräch bey der Tafel ist überaus reizend; er spricht viel, und sehr wohl. Es scheint, als wenn es gar keine Gegenstände

gäbe, die seine Fähigkeit überstiegen, und seine Einbildungskraft bringt über jeden derselben eine Menge neuer und richtiger Gedanken hervor. Sein Genie ist dem Feuer der vestalischen Jungfrau gleich, so niemals verlöscht. Er duldet einen geziemenden und höflichen Widerspruch; er besitzt die so seltne Geschicklichkeit, den Witz der andern in sein gehöriges Licht zu setzen, und versteht sich sehr wohl darauf, den Ball, wie man sagt, zum Vortheil derer, welchen er wohl will, auszuschlagen; denn er giebt ihnen Gelegenheit genug, ein sinnreiches Wort anzubringen. Er scherzet oft, und stichelt bisweilen, aber ohne Bitterkeit, und ohne einen Verdruß über eine witzige Antwort zu empfinden. Der Gegensatz und die Vergleichung sind seine liebsten Figuren. Uebrigens glauben Sie nicht etwa, Madam, daß der Schimmer von dem hohen Stande, worinnen sich der königliche Prinz befindet, mich blendet; nein! ich schwöre Ihnen zu, daß ich, wenn er auch nur eine bloße Privatperson wäre, doch gerne einige Meilen zu Fuße gehen wollte, um nur die Woche wenigstens einmal das Vergnügen zu haben, mit ihm eine so niedliche Abendmahlzeit zu halten.

Nichts ist artiger, als die Bibliothek des Prinzen, sie steht in einem von den Thürmen,

men, wovon ich Ihnen gesagt habe, und hat nach der See und den Gärten die Aussicht. Sie enthält eine zwar nicht zahlreiche, aber sehr wohl gewählte Sammlung der allerbesten französischen Bücher, und ist in gläsernen und mit Gold und Schnitzwerk gezierten Schränken aufgestellet. Man trifft des Herrn von Voltaire Bildniß darinnen an, welches ihm viel Ehre macht. Er ist unter den Schriftstellern gleichsam der Liebling des königlichen Prinzen, als welcher überhaupt alle gute französische Dichter und prosaische Scribenten sehr hoch hält. Es versteht sich, Madam, daß der Prinz diese Bibliothek nicht, um sich sehen zu lassen, angeschafft hat, vielweniger, daß die Bücher nach der Elle sind eingekaufet worden, um nur die Fächer der Bücherbreter auszufüllen, und mehr den Augen, als dem Verstande zur Nahrung zu dienen. O nein! ihr Besitzer bringt allemal einen großen Theil des Tages darinnen zu, und weis sich durch das Studieren so wohl Vergnügen als Nutzen zu verschaffen.

So bald die Mittagstafel aufgehoben wird, begeben sich die Cavaliers in das Zimmer derjenigen Dame, welche die Ordnung trifft, den Coffee zu reichen. Es gehet nach der Reihe. Die Oberhofmeisterinn fängt an, und die andern folgen; selbst die frem-

den Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammlet sich alsdenn bey derjenigen, die diesen Tag die Aufwartung hat. Man schwatzt daselbst, man scherzt, man macht ein Spiel, man gehet herum, und diese Stunde ist keine der schlimmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzeßinn nehmen ihren Caffee in ihren Zimmern zu sich.

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Zimmer Concert, und darzu kommt niemand, als wer eingeladen ist, und dergleichen Einladung ist allemal eine besondre Gnade; Er führt gemeiniglich eine Sonate und ein Concert auf, so auf die Flöte gesetzet sind. Dies ist das Instrument, so er mit der größten Vollkommenheit bläst. Er hat einen bewunderungswürdigen Ansatz, ungemein viel Behendigkeit in Fingern, und eine große Stärke in der Musik. Er setzt selber seine Sonaten. Ich habe mehr als einmal die Ehre gehabt, zu der Zeit, wenn er auf der Flöte gespielet hat, hinter ihm zu stehen, und bin von seinem Geschmack, vornehmlich in Adagio, fast bezaubert worden. Dieses ist nichts als eine unaufhörliche Schöpfung neuer Gedanken.

Er tanzt edel und mit Annehmlichkeit. Kurz! er liebt alle vernünftige Ergötzlichkeiten,

ten, nur die Jagd ausgenommen, deren Beschäfftigung er für eben so unangenehm, und nicht viel nützlicher, als das Ausfegen eines Camines, zu halten pfleget.

Mich dünkt, Madam, Sie diesen Augenblick vor mir zu sehen. Sie sitzen auf ihrem geräumlichen Großvaterstuhl, und lesen meine Erzählung. Sie sagen bey sich selbst, der Pater Malebranche sah überall nichts als Gott, und mein guter Bielfeld sieht überall nichts als seinen Prinz, und ich wette, daß er mir in seiner Begeisterung nicht ein Wort von Ihro königlichen Hoheit, der Prinzeßinn, sagen wird, die ich doch kennen zu lernen, so sehnlich wünsche; weil die ganze Welt von ihr mit so vielen Lobeserhebungen spricht. Geduld! Madam, nur einen Augenblick Geduld! Sie sollen gleich vergnügt werden, und sehen, daß ich der ganzen Welt Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

Ihro königliche Hoheit, die Prinzeßinn ist lang, und vollkommen wohl gewachsen. Ich habe niemals eine Leibesstatur in ihrem ganzen Verhältnisse so regelmäßig gesehen. Ihre Brust, ihre Hände, ihre Füße können einem Maler zum Muster dienen. Ihre Haare, auf welche ich besonders Achtung gegeben habe, sind das schönste Aschgrau von der Welt; sie fallen ein wenig ins blonde, und spielen, wie die Perlen, wenn sie gepudert sind. Sie hat

eine sehr zarte Haut, und große blaue Augen, in welchen Lebhaftigkeit und sanftes Wesen mit einander um den Vorzug streiten. Ihr Blick ist vollkommen feurig. Sie hat eine offne Stirne, wohlgesetzte Augenbraunen, eine kleine und etwas spitzige, aber wohlgebildete Nase, einen angenehmen Mund, rothe Lippen, und ihr Kinn ist so, wie ihr Hals, reizend. Die Güte ist auf ihrem Gesichte gemalet, und man kann wohl sagen, daß ihre ganze Gestalt von den Händen der Grazien zusammengesetzet worden, um eine große Prinzessinn zu bilden. Die kleinen Nachläßigkeiten, die man bisweilen an ihrem Putze und in ihrer Stellung erblicket, sind glücklich; wiewohl man überhaupt sagen kann, daß sie so wohl ihren Hauptschmuck als ihren Anzug vollkommen wohl und mit Geschmack einrichtet. Es wird nicht leicht eine Prinzeßinn in Europa seyn, die schönere Diamanten besitzt, und es wird gewiß niemand besser, als Sie, solche anzubringen wissen. Ich habe einen ganzen Schmuck von großen Brillianten, mit Ametisten versetzt, einsmals an Ihr gesehen, und meine Augen haben kaum das Blitzen davon ausstehen können.

Sie spricht wenig, vornehmlich bey der Tafel, aber alles, was sie spricht, ist witzig. Sie scheint ein großes Genie zu haben, das Sie

durch beständiges Lesen der besten französischen Schriftsteller noch mehr ausschmückt. Die Frau von Katsch hat mich versichert, daß ihr Herz vortrefflich und ihr Charakter göttlich sey. Alle Augenblicke wird man davon einige Merkmaale gewahr, die einen fast bezaubern. So oft sich die sechste Stunde des Abends einstellet, macht sie ein Spiel Quadrille, oder Trisset, und spielt mit der alleredelsten Uneigennützigkeit. Niemals hat eine Prinzeßinn besser nach meinem Geschmacke getanzt, als Sie. Ihre Stellung, ihre Miene, ist zugleich majestätisch, ordentlich und vollkommen ungezwungen. Sie macht die Schritte und reicht die Hand nach den Regeln der Kunst, ohne jedoch sich an solche ängstlich zu binden. Man sieht gleich den ersten Augenblick, daß sie mehr als eine ordentliche Dame ist.

Wir hatten einmal einen Ball, der mich ungemein vergnügt hat. Der Prinz, welcher fast allezeit seine Regimentsmontur trägt, erschien in einem Kleide von seladongrünen Mor, mit breiten silbernen brandenburger Schleifen und Quasten besetzt. Die Weste war von ganz silbernen Mor, sehr reich bordirt. Alle Cavaliers von seinem Gefolge waren fast auf eben diese Art gekleidet, nur nicht so prächtig, wie er. Diese Art von Uniform hatte

eine

eine überaus artige Wirkung; indessen war mein Augeauf nichts, als das Tanzen der Prinzeßinn geheftet.

Auf diese Art, Madam, verfließen hier die Tage in einer Ruhe, welche mit alle dem Vergnügen, so nur einer vernünftigen Seele schmeicheln kann, verbunden ist. Eine königliche Tafel, ein göttlicher Wein, eine englische Musik, unvergleichliche Spaziergänge so wohl in den Gärten, als in den Waldungen, Lustfahrten zu Wasser, Beschäfftigungen mit den schönen Künsten und Wissenschaften, witzige Unterredungen, alles vereiniget sich in diesem bezauberten Pallaste, um Reiz und Anmuth über das menschliche Leben auszubreiten. Indessen, da in der Welt keine Glückseligkeit vollkommen ist; so hat sich auch in diese Ergötzlichkeiten, so ich hier zu Rheinsberg genossen, durch einen besondern Zufall eine gewisse Widerwärtigkeit eingemischt, welche sie, Madam, gleich von mir vernehmen sollen.

Um Ihnen von diesem gehabten jählingen Unglücksfall einen kleinen Vorschmack zu geben, so melde, daß Sie mich in Hamburg bald mit ein paar großen Schmarren über die Stirne, einem blauen Auge, und einem ganz zerquetschten, und gleich einem Regenbogen grün und gelb gefärbten Backen werden ankom-

kommen sehen. Alle diese artigen Verzierungen habe ich in einem Weingelage empfangen, und Sie wissen, daß sich bey Ausschweifungen fast allemal das Nachweh einfindet. Es ist ohngefehr vierzehn Tage, daß der königliche Prinz bey der Tafel anßerordentlich lustig war. Seine Fröhlichkeit setzte die ganze Tischgesellschaft in gleiche Gemüthsverfassung. Einige Gläser Champagner brachten unsern Witz in Bewegung. Der Prinz ward gewahr, daß auch ein kleiner scherzhafter Einfall schon hinlänglich war, uns zu ermuntern; und wer hätte sich nicht wollen ermuntern lassen? er sagte daher beym Aufstehen, daß er entschlossen wäre, dieses kleine Bacchusfest an eben dem Orte, wo wir es des Mittags gelassen hätten, des Abends bey der Tafel wieder anzufangen. Gegen Abend ward ich zum Concert gerufen. Beym Beschluß sagte der Prinz zu mir: Vertreiben sie sich itzt die Zeit bey der Prinzeßinn; so bald sie ihr Spiel wird geendiget haben, wollen wir uns zur Tafel setzen, und nicht eher aufstehen, als bis die Wachslichter verlöschen, und der Champagner den Kopf ein wenig aufgekläret hat. Ich nahm diese Drohung für einen Scherz an, weil ich wohl wußte, daß dergleichen Lustbarkeiten, wenn sie vorsetzlich angestellet sind, sel-

ten glücken, oder vielmehr unartig, als angenehm ablaufen. Allein, da ich zu Ihro königlichen Hoheit ins Zimmer kam, versicherten Sie mich, daß ich es nicht als einen Scherz ansehen sollte, und prophezeihten mir, mit lachendem Munde, daß ich der Geschicklichkeit des Prinzen nicht ausweichen würde. Und in der That! wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als er den Anfang machte, viele wichtige Gesundheiten, eine nach der andern auszubringen, auf welche man nothwendig Bescheid thun mußte. Auf dieses erste Scharmützel erfolgte eine ganze Lage von scherzhaften und sinnreichen Einfällen, sowohl von Seiten des Prinzen, als einiger andern, die zugegen waren: die finstersten Stirnen heiterten sich auf; die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen Theil daran. Nach Verlauf zwoer Stunden bemerkten wir, daß auch die größten Behältnisse keinem Schlunde ähnlich wären, worein man ohne Aufhören flüßige Materien schütten kann, ohne selbigen wieder einen Ausgang zu verschaffen. Die Nothwendigkeit litte weiter kein Gesetz, und die Ehrfurcht selbst, welche man der Gegenwart Ihro königlichen Hoheit der Prinzeßinn schuldig war, konnte verschiedne nicht zurückhalten, daß sie nicht aufgestanden wären, und im Vorgemach frische Luft geschöpft hätten. Ich selbst war von dieser Zahl.

Beym Hinausgehen befand ich mich noch so ziemlich frisch: aber, nachdem mich die Luft getroffen, spürte ich beym Hereingehen in Saal eine kleine Umnebelung, welche mir den Verstand zu verdunkeln anfieng. Ich hatte ein groß Glas Wasser vor mir stehn gehabt. Die Prinzeßinn, der ich gegen über zu sitzen die Ehre hatte, war durch eine kleine Schalkheit bewogen worden, mir das Wasser ausgiessen, und das Glas mit Sellerieweln, so klar wie Quellwasser, anfüllen zu lassen; und überdies hatte man noch den Schaum und Gischt davon abgeblasen. Auf diese Art, da ich schon das Feine im Geschmack verlohren hatte, vermischte ich wider Willen meinen Wein mit andern Wein, und statt der Abkühlung, die ich verhoffte, trank ich mir ein Räuschgen, aber ein solches Räuschgen, das einem Rausche ziemlich nahe kam. Um mir völlig den Rest zu geben, befahl der Prinz, daß ich mich an seine Seite setzen sollte, er schwatzte mir viel von seinen gnädigen Gesinnungen vor; er ließ mich einen Blick in die Zukunft thun, so weit, als damals meine umnebelte Augen sehen konnten, und ließ mich ein gestrichen Glas nach dem andern von seinem Lünelwein ausleeren. Indessen empfand die übrige Gesellschaft so gut, als ich, die Wirkung dieses Nektars, der an diesem Feste, wie Wasser, floß.

Eine

Eine von den fremden Damen, die sich schwanger befand, verspürte eben dergleichen Ungemächlichkeit, wie wir, und stand hastig von der Tafel auf, um sich einige Augenblicke in ihr Zimmer zu begeben. Wir fanden diese heroische Handlung bewunderungswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame wurde bey ihrer Zurückkunft mit Schmeicheleyen und Lobeserhebungen überhäuft. Niemals hat eine Frau bey ähnlicher Verrichtung so viel Beyfall erhalten. Endlich, es sey nun durch Zufall, oder aus Vorsatz, zerbrach die königliche Prinzeßinn ein Glas. Dies war gleichsam die Losung für unsre ungestüme Freude, und schien uns ein großes und der Nachahmung würdiges Beyspiel zu seyn. Den Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saals, und alles Crystall, Porcelain, Schalen, Spiegel, Leuchter, Geschirre und dergleichen wurden in tausend Stücken zerschlagen. Mitten in dieser gänzlichen Verwüstung bezeigte sich der Prinz, wie dort beym Horaz, der gesetzte Mann, der bey dem Umsturz des ganzen Weltgebäudes die Trümmer davon mit einem ruhigen und heitern Auge betrachtet; Allein, da sich die Freude in einen Tumult verwandelte, so entzog er sich dem Handgemenge, und begab sich mit Hülfe seiner Pagen zurück in sein Zimmer. Die Prinzeßinn verschwand in dem

näm-

nämlichen Augenblicke. Ich vor meine Person hatte das Unglück, daß ich auch nicht einen einzigen Bedienten antraf, der so viel Menschlichkeit besessen hätte, mich zu führen, und sich meiner wankenden Figur anzunehmen. Ich kam also der großen Treppe zu nahe, und ohne mich lange zu verweilen, fiel ich selbige von oben hinunter, und blieb unten an der letzten Stufe ausgestreckt und ohne Verstand liegen. Ich wäre daselbst vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel gewesen wäre. Ein ungefährer Zufall hatte sie an diesen Ort gebracht, und da sie mich im Finstern für den großen Schloß-Budel ansah, so belegte sie mich mit einem gar garstigen Titel, und gab mir mit dem Fuße einen Tritt vor den Bauch. Da sie aber merkte, daß ich ein Mensch, und was noch mehr, ein junger Hofmann war: so mochte sich ihr ganzes Herz im Leibe bewegen; sie schrie nach Hülfe, meine Bedienten liefen herbey, man trug mich in mein Bette; man holte den Chirurgus; man ließ mir zur Ader; man verband meine Wunden; ich kam zu mir selber; den Morgen drauf schwatzte man mir vom Trepaniren vor; allein ich wurde von dieser Furcht befreyet, und mußte nur vierzehn Tage lang das Bette hüten, in welcher Zeit der Prinz die Gnade

hatte, mich alle Tage zu besuchen, und zu meiner Genesung alles mögliche beyzutragen. Eben diesen Morgen darauf war das ganze Schloß zum Sterben krank. Weder der Prinz, noch ein andrer von seinen Cavalieren konnten aus dem Bette steigen, und Ihro königliche Hoheit die Prinzeßinn befanden sich allein an der Tafel. Ich habe an meinen Quetschungen viel ausgestanden, und habe Zeit genug gehabt, manche moralische Betrachtung über mein Unglück anzustellen. Aber gegenwärtig nehme ich in der That das italiänische Sprüchwort: passato il pericolo, gabato il santo, oder wie die alten Deutschen sagen: Da der Kranke genaß, je ärger er was, gewissermaßen für einen Grundsatz an, und mein Zufall hat so wohl mir als andern sehr oft zu einem Spaße Anlaß gegeben. Man wird zu Rheinsberg noch lange Zeit an diesen besondern Tag gedenken; denn dergleichen Bacchusfeste werden daselbst gar selten gefeyert. Der königliche Prinz ist nichts weniger als ein Trinker. Er opfert nur dem Apollo und den Musen; und vielleicht kommt noch ein Tag, da er auch dem Kriegsgott Altäre erbauen wird.

Ob ich schon noch eine grüne Binde um die Stirne trage, so fange ich doch wieder an auszugehen, und, um mir eine Veränderung

zu machen, hat man mich gestern mit nach Zechlin, auf die Glashütte, genommen. Sie liegt nur eine kleine Meile von hier, und man fährt in Kutschen dahin, auf einem Wege, der durchs Holz angeleget worden. Dieser Ort hat eine unvergleichliche Lage, und man macht daselbst die besten Tischgläser und Crystalle von der Welt, unter welchen ich einige wahrgenommen, die überaus künstlich geschnitten, und mit schönen im Feuer vergoldeten Rändern und Zierathen versehen waren. Es ist unglaublich, wie weit man es hier in der Kunst, Glas zu machen, gebracht hat. Die englischen Glasfabriken kommen der hiesigen nicht bey. Man arbeitet wirklich itzo an einem großen Deckelglase, welches der Churfürst von Cölln bestellen lassen, und welches wenigstens hundert Louisd'or kosten wird.

Aller dieser Ergötzlichkeiten ungeachtet, die ich hier genieße, und aller Höflichkeiten ungeachtet, womit man mich überhäufet, erfordert es doch die Nothwendigkeit, daß ich an meine Zurückkehr denke. Ich habe bereits dem Prinzen davon Eröffnung gethan, welcher ganz gern darein gewilliget hat, jedoch mit dieser Bedingung, wie er sagte, wenn ich mich mit dem Wege, der von Hamburg

nach Rheinsberg führt, wohl bekannt machte; denn, setzte er hinzu, er betrachtete mich von nun an als einen Menschen, der ihm zugehörte.

Ich mache mich also gefaßt, nächster Tage abzureisen. Sie werden also weiter keinen Brief von mir erhalten; dieser, den ich itzo an Sie zu schreiben die Ehre gehabt, scheint mir ohnedies lang genug zu seyn. Indessen habe ich Ihnen alle Sachen nur im Ganzen vorgestellt; von den kleinen Umständen, die Sie etwa zu wissen verlangen werden, will ich mir die Erzählung mündlich vorbehalten. Gott gebe, daß ich Sie, Madam, bey vollkommner Gesundheit antreffe! Ich habe die Ehre, mehr als jemand in der Welt zu seyn ꝛc.

Neun-

Neunter Brief.

An Herrn Chevalier v. R**

in London.

Hamburg den 20 Apr. 1740.

Mein Herr!

Die Rechte der Freundschaft, womit ich Ihnen verbunden bin, erlauben mir nicht, Hamburg eher zu verlassen, als bis ich Ihnen Nachricht davon gegeben, und Sie ersuchet habe, hinführo Dero Briefe an mich nach Rheinsberg oder Berlin zu senden. Gott weis es, wenn ich mein Vaterland wieder erblicken werde! Ich verlasse es mit der größten Eilfertigkeit, und werde vielleicht in vielen Jahren nicht wieder dahin zurück kommen. Noch diesen Morgen habe ich von dem Vorfall, der mir begegnet, nicht die geringste Muthmaßung gehabt. Ich befand mich in dem Zimmer meines Vaters, der am Podagra bettlägrig ist, dem äußerlichen Ansehen nach, ziemlich gelassen: allein, meine Seele war nicht so ruhig. Ich spürte in meinem Herzen eine gewisse Bewegung, eine heimliche Angst, ich suchte Ruhe, und fand

sie nirgends. Mein Vater merkte es, und fragte mich um die Ursache. Ich antwortete ihm, daß ich eine geheime Ahndung hätte, und daß mir diesen Tag gewiß noch etwas außerordentliches begegnen würde. Er lachte über mich und über meine Ahndung, und Sie werden ohne Zweifel dergleichen thun; denn wie darf man einem Engländer und einem Philosophen von Ahndungen vorschwatzen? Allein, mein Herr, lachen Sie, wie Sie wollen, es ist dem ungeachtet wahr, daß meine Unruhe diesen ganzen Tag über gedauert, und daß man um fünf Uhr des Abends mir die Ankunft einer Staffette von Rheinsberg gemeldet hat. Sie überbrachte mir einen Brief vom Herrn Jordan, welcher mir im Namen seines Herrn, des königlichen Prinzen von Preußen, befahl, den Augenblick mich in den Wagen zu setzen, die Reise nach Berlin anzutreten, und den Prinzen aufzusuchen, er möchte sich nun in dieser Stadt, oder zu Ruppin, oder zu Potsdam, oder irgend an einem andern Orte aufhalten. Dieser Befehl läßt mich vermuthen, daß der König, sein Vater, entweder schon todt, oder doch dem Tode sehr nahe ist. Sie wissen, daß er seit geraumer Zeit krank liegt, und daß man wegen seiner Genesung alle Hoffnung aufgiebt. Gegenwärtig habe ich

nun nichts dringenders zu verrichten, als Folge zu leisten. Man packt wirklich meinbischen Reisegeräthe schon zusammen; morgen früh mit Anbruch des Tages werde ich mich auf den Weg begeben, und allen möglichen Fleiß anwenden, an gehörigem Orte, Gott weis aber, wo? anzukommen.

Sehen Sie, mein liebster Freund, so siehet es mit mir aus; ich befinde mich, wie die alten Kämpfer, an dem Eingange einer ungeheuren Laufbahn, welche von steilen Felsen, Hecken und Dornen umringet ist. Wer weis, ob ich nicht unterliegen muß, und ob ich jemals meinen Entzweck erreichen werde! ich zittre; mein Herz schlägt mir; allein, ich überlasse mich der Führung der göttlichen Vorsicht. Obgleich das Glück, das ich vor Augen habe, nicht Riesengröße hat, so werde ich es indessen doch nicht aus dem Gesichte verlieren. Sie wissen, daß man nicht allzuviel Ueberlegung anstellen muß, wenn man sein Glück sucht.

Wenn Sie Milady St** die jüngere sehen, so bitte ich Sie, selbige meiner vollkommensten Ehrfurcht zu versichern, und ihr alles das, was mir begegnet, zu er-

zählen. Sie wird doch, wie ich hoffe, ihren Führer auf dem Balle zu York und Wackefield nicht gänzlich vergessen haben. Ich, vor meine Person, der ich nie etwas liebenswürdigers, als solche gesehen habe, werde das Andenken ihrer Reize mit ins Grab nehmen. Fahren Sie fort, mein Freund, mich mit Ihrer Freundschaft und mit Ihren Briefen zu beehren. Antworten Sie mir bald. Mitten unter meinen Reiseanstalten habe ich kaum noch so viel Zeit, Ihnen von meiner zärtlichen und redlichen Ergebenheit die aufrichtigste Versicherung zu geben. Leben Sie wohl!

Zehnter Brief.

An meinen Vater.

Rheinsberg, den 5 May, 1740.

Herr Vater!

Ich wäre der strafbarste Sohn, auch der undankbarste Mensch, wenn ich die ersten Augenblicke, ich will nicht sagen, von meinen müßigen Stunden, sondern von derjenigen Zeit, worinnen ich mich seit unsrer Trennung das erstemal wieder erholen kann, nicht darzu anwendete, Ihnen von meinem Befinden einige Nachricht zu ertheilen. Meine Reise ist eine der glücklichsten, und meine Gesundheit beständig dauerhaft gewesen. Auf allen Stationen habe ich die Postmeister mit Manier ausgefragt, ob sie nicht von Berlin Neuigkeiten hätten: allein, ein jeder von ihnen antwortete mir mit Nein! welches mir allemal durchs Herz gieng. Ich setzte meinen Weg immer fort, bis nach Therberlin, wo der Postmeister dem Prinzen sonderlich ergeben ist. Ich erkundigte mich bey ihm im Vertrauen, ob er nicht von Sr. königlichen Ho-

heit, und von dem Orte seines Aufenthalts einige Nachricht hätte: er sagte mir, wie er glaubte, so würde der Prinz zu Ruppin seyn, und ich thäte wohl, wenn ich mich dahin wendete. Ich folgte seinem Rath, und da es nicht weiter, als eine Meile dahin ist, so kam ich gar bald bey dieser Stadt an; allein, wie verwunderte ich mich, als ich daselbst den königlichen Prinzen an der Spitze von den Grenadiern seines Regiments zum Thore heraus kommen sah. Ich sprang aus dem Wagen, und nahte mich seinem Pferde. Er schien über meine Ankunft vergnügt zu seyn, und befahl mir, daß ich mich vollends in die Stadt begeben, daß ich den Herrn Jordan, welcher in Sr. königlichen Hoheit Quartier mich erwartete, mit mir nehmen, und daß wir alsdenn beyde mit ihm zugleich nach Rheinsberg abgehen sollten. Ich vollzog diesen Befehl den Augenblick, und da ich mich mit dem Herrn Jordan allein im Wagen befand, so bemühte ich mich, die wahre Ursache, wodurch der Prinz wohl möchte seyn bewogen worden, mich so schleunig kommen zu lassen, von ihm zu erfahren. Er sagte mir, daß sich der König zu Potsdam, bey Abgang des Briefs, außerordentlich schwach befunden hätte, daß zwar Se. Majestät seit der Zeit in der That einige Besserung verspür-

spürten, daß aber dem ungeachtet zu Ihrer wirklichen Genesung nicht die geringste Hoffnung vorhanden wäre, und daß er also glaubte, der Prinz habe gewünscht, auf dem Fall, wenn etwan eine Veränderung vorgehen sollte, mit mir zu sprechen, und mich bey der Hand zu haben.

Wir kamen zu Rheinsberg an; Ich hatte die Ehre, der Prinzeßinn meine Ehrfurcht zu bezeigen, und mit ihr des Mittags zu speisen. Gegen Abend traf der Prinz auch bey uns ein; seit der Zeit leben wir in einer sehr großen Stille. Der Prinz hat von dem, was meine Person betrifft, noch nichts mit mir gesprochen; allein er begegnet mir sehr gnädig. Er erhält öfters Briefe von Potsdam, die ihn mehr, als gewöhnlich, nachdenkend und stille machen. Weil itzo hier die Exercierzeit ist, so schiffen wir beständig zwischen Rheinsberg und Ruppin hin und her, wohin ich den Prinzen öfters auf seinen Befehl begleiten muß, und wo er alle Morgen seinem Regimente die Manövers machen läßt, des Mittags mit seinen Officiers Tafel hält, hernach schreibt, gegen Abend Concert hat, und des Abends mehrentheils mit mir und dem Herrn Jordan allein speiset. Er hat zu Ruppin ein schlechtes Haus von Holz zu seiner Wohnung; allein es ist ganz artig meublirt.

Im Gegentheil giebt es hier überaus angenehme Gärten, welche in einem alten dreyfachen Zwinger, der um die ganze Stadt herumgehet, angelegt worden. Man findet hier Alleen, Spaziergänge, Ruhebänke, Aussichten, die unvergleichlich sind. Am Ende dieser Lustgänge befindet sich ein regelmäßiger Garten, welcher mit Buchenhecken, Statuen, Wasen, einem Tempel des Apollo, einem Lusthause, einigen Cabinettern, einer Grotte, einem Bade, und noch viel andern Schönheiten gezieret ist. Wir speisen oft daselbst des Mittags, und schöpfen jederzeit ein ungemeines Vergnügen.

Das meinige aber, mein lieber Vater, verringert sich allemal sehr, wenn ich an die unerträglichen Schmerzen, die Sie an ihrem Podraga ausstehen, gedenke. Wollte Gott! ich könnte zu deren Linderung etwas beytragen! Haben Sie die Gütigkeit, und reißen mich nur durch eine Zeile aus der Unruhe, worinnen ich mich Ihrentwegen befinde. Meiner würdigen Mutter versichre ich meine kindliche Hochachtung, mein Geschwister umarme ich zärtlich; alle unsre Freunde grüße ich herzlich, und mit den eifrigsten Wünschen für Dero hochschätzbare Gesundheit verharre ich mit der vollkommensten Ehrfurcht ꝛc.

Eilfter Brief.

An die Frau Marquisinn v. * * *
in Paris.

Rheinsberg, den 25 May. 1740.

Madam!

Die Marschälle von Frankreich sprechen in den Sachen der Ehre ein Urtheil. Warum führet man nicht ein gleiches Gerichte ein, um in den Sachen des Herzens ein Urtheil zu fällen. Es müßte solches aus einer gewissen Anzahl Heldinnen bestehen, welche durch ihren Rang und ihre Thaten sich vor andern unterscheiden, welche so zu sagen, in dem Dienste der Galanterie grau geworden, und welche sich durch die Menge ihrer Eroberungen in der Welt Ansehn erworben haben, Dies wäre ein Mittel, die verliebten Schönen mit Vortheil anzubringen, welche ohnedies in der Gesellschaft nur allzu überflüßig scheinen. Es giebt eine Zeit, da es angeht in die Laufbahn einzudringen, und sich mit ruhmvollen Staube bedecken zu lassen: allein es giebt auch eine Zeit, da man dabey nichts weiter, als etwan einen Kampfrichter abgeben, oder mit seinem guten Rath dienen kann.

War-

Warum muß also diese letzte Lebenszeit bey drey Vierteln des schönen Geschlechts gänzlich verlohren gehen? Wie viel Gutes könnte unser ehrwürdiges altes Frauenzimmer nicht noch in der Welt stiften? anstatt über den Verlust ihrer Reize sich abzugrämen, anstatt andre Schönheiten, die nun an ihre Stelle getreten sind, zu beneiden, sie zu verhöhnen, ihre Aufführung zu verlästern, sie zu kränken, so könnten sie sich ja vielmehr damit beschäfftigen, daß sie diesen lieben Kindern nach ihrer Erkenntniß den Weg zeigten, den Plan ihrer Unternehmungen einrichteten, ihre Streitigkeiten entschieden, das Unrecht von ihnen abwendeten, und demjenigen Theile, der es verdiente, durch ihren Ausspruch Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Wie vieler Zwist würde nicht durch Niedersetzung eines solchen Gerichts geschlichtet, wie viele Verliebte würden nicht mit einander wieder ausgesöhnet, wie viel Unterthanen, wie viel Arbeiter und Arbeiterinnen im Reiche der Cithere würden nicht dadurch erhalten werden! der Gott der Ehe hat seine Consistorien, warum hat denn der Gott der Liebe nicht auch die seinigen? Es giebt tausend Richter in der Welt für die Gewissensfälle der Verehlichten, aber ich kenne nicht einen einzigen für die Gewissensfälle der Verliebten. Mich dünkt, Madam, daß sie zu Paris, mehr

als an irgend einem Orte, Gelegenheit haben, einen dergleichen Richterstuhl aufzustellen. Bemühen Sie sich doch, ich beschwöre Sie, diesen meinen Vorschlag in Erfüllung zu bringen, und zur Probe, rufen Sie die Madams von * * * zusammen, lassen Sie zu selbigen die Frau Abtißinn von * * * und die Frau Priorinn von * * * noch kommen, und Sie werden alsdenn eine vollständige Versammlung haben. Ich will Ihnen hernach gleich einen Fall vortragen, den ich Ihrer Entscheidung unterwerfe. Er betrifft mich in eigener Person. Seit meiner Zurückkunft von London und Paris habe ich in Hamburg eine junge Erbinn geliebt; sie ist artig, witzig und wie ich glaube, auch klug; sie hat seit der Zeit, da ich ihr meine Neigung merken lassen, daß ich mich mit ihr durch ein heiliges Band vor dem Altar zu verknüpfen wünschte, mir wohl hundertmal zugeschworen, daß sie für mich die zärtlichste Gegenliebe empfände. Es ist dieses ein Contrakt, wovon ich gegen sie nur mündlich eine flüchtige Erwähnung gethan habe, und wobey weder etwas schriftliches aufgesetzt, noch irgend ein Mahlschatz genommen oder gegeben worden. Ich empfand in meinem Herzen einen Widerstand, solchen in dem vier und zwanzigsten Jahre meines Alters zu vollziehen, und mich muthwilliger Weise zu

ei-

einem traurigen Bevölkerer der Nachwelt zu machen. Aber da ich noch das Joch der Liebe trage, siehe! so stellt sich das Glück meinen Augen dar, und zwingt mich solches abzuschütteln. Der königliche Prinz von Preußen hat mich in seine Dienste genommen. Ich weis nicht, zu was für einem Amte er mich bestimmt hat. Allein es sey auch solches was es sey, so sehe ich doch bey meinem ersten Aufenthalte am Hofe schon im voraus, daß ich in meiner neuen Laufbahn gar lagnsame Schritte machen würde, wenn ich, eine Frau mit mir dahin zu bringen, mich genöthiget sähe. Indessen begreife ich nicht, was vor eine Art von Anarchie die Leidenschaften in meiner Seele errichten. Es scheint, als wenn eine die andre gänzlich vernichten wollte. Es ist eine Zerrüttung, wovon ich gar nichts verstehe. So lange als ich mich zu Rheinsberg befinde, und daselbst die Rolle eines Hofmanns spiele: vergehen bisweilen vier und zwanzig Stunden, ohne daß ich an meine schöne Hamburgerinn gedenke. Nennen Sie dieses nun eine Untreue? bin ich deswegen strafbar, und ein Meineidiger? giebt es wohl Beyspiele von einem Liebenden in der Welt, der ein vollkommen ehrlicher Mann ist, und der sich gleichwohl zerstreuen, der sich von dem stärksten Glanze des Glücks blenden, und der, durch Hülfe der Entfernung,

seine Liebe gleichsam aus Mangel der Nahrung in sich ersterben läßt? kann man glauben, daß seine Geliebte, vor ihre Person, sich nicht darüber trösten, und in Betrachtung der Eigenschaften, die sie besitzt, nicht Mittel, gleiches mit gleichen zu vergelten, finden wird? Ist wenigstens dieser Fall nicht so beschaffen, daß er Vergebung verdienet? Haben Sie die Gewogenheit, Madam, und tragen solches Ihrer erfahrungsvollen Versammlung vor. Ich wollte nicht gerne, und wenn ich auch alles Gold des Königreichs Peru bekommen sollte, mir eines Vorwurfs bewußt seyn, noch in der Welt, mit der Bürde eines Verbrechens, oder einer Frau, den ersten Auftritt machen. Befreyen Sie mich, Madam, von dieser doppelten Last, und seyn Sie versichert, ich werde davor gegen Dero Person eine ewige Erkenntlichkeit hegen ꝛc.

Zwölfter Brief.

An meinen Vater.

Ruppin, den 3ten Jun. 1740.

Mein liebster Herr Vater!

Endlich hat sich der Fall ereignet, den wir so lange Zeit voraus gesehen haben. Der König Friedrich Wilhelm ist zu Potsdam den 31sten May Nachmittags um drey Uhr gestorben. Ich glaubte, meine Schuldigkeit zu verabsäumen, mein lieber Vater, wenn ich Ihnen nicht von den vornehmsten Umständen dieser so großen Veränderung einige Nachricht ertheilte. Wir befanden uns zu Rheinsberg ganz ruhig, als in der Nacht zwischen den 26sten und 27sten dieses Monats der königliche Prinz einen Courier erhielt, welcher von drey Personen, die dem Prinzen ganz besonders ergeben, und beständig um den König sind, von Potsdam war abgefertiget worden. Sie meldeten ihm, daß Se. Majestät eine überaus schlechte Nacht gehabt hätten, und sich in einem Zustande befänden, welcher alle Augenblicke Ihren Tod befürchten ließ; Sie gaben zu verstehen,

stehen, daß sie die Gegenwart Sr. königlichen Hoheit bey dem Lebensende des Königs, Ihres Herrn Vaters, vor nöthig hielten, und wünschten, daß Selbige mit allem möglichen Fleiße Ihre Ankunft beschleunigen möchten; doch glaubten sie auch, es würde dienlich seyn, daß Se. königliche Hoheit sich stellten, als wenn Sie die große Gefahr, welche die Tage des Monarchen zu verkürzen schiene, nicht wüßten, und als wenn Ihre Ankunft nur eine Wirkung einer besondern Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für Se. Majestät wäre.

Diese Nachricht setzte das ganze Schloß in Bewegung. Der königliche Prinz ließ den Augenblick Anstalt zu seiner Abreise machen. Er gab Befehl, daß der Herr von Brand, Kammerherr bey Ihro Majestät, der Königinn seiner Frau Mutter, welcher gleich damals bey dem Prinz seine Aufwartung gemacht hatte, ferner, der Herr Graf von Wartensleben, welcher anstatt des, vor kurzer Zeit zu Rheinsberg, an einem Schlagfluß verstorbenen Herrn von Wolden zum Hofmarschall ernennet worden war, und endlich der Herr Baron von Knobelsdorf und ich, nebst Ihro königlichen Hoheit der Prinzeßinn, und allen übrigen Damen, zu Rheinsberg verbleiben sollten. Der Herr Chevalier de Chassot aber gieng nach Ruppin ab; und der

Prinz nahm bald darauf den nämlichen Weg in Begleitung der Herren von Willich, von Boddenbrugh und Jordan. Seine Reise geschah mit einer so erstaunlichen Geschwindigkeit, daß auf dem Wege zwischen Rheinsberg und Ruppin ein sehr schöner Zug Apfelschimmel fast zu Grunde gerichtet wurde. Da ich Abschied von ihm nahm, gab er mir mit verdeckten Worten zu verstehen, daß er nicht anders, als König, mich wieder zu sehen gedächte. Ich bekenne es aufrichtig, seit seinem Abgange habe ich in meiner Seele manche unordentliche Bewegung empfunden. Da sey Gott vor, daß ich den Tod auch nur des Geringsten unter den Sterblichen, geschweige den Tod eines so großen Monarchen, der wegen so vieler guten Eigenschaften verehrungswürdig ist, wünschen sollte; indessen wissen Sie ganz wohl, mein lieber Vater, daß gegenwärtig mein ganzes Glück von der Erhebung seines Sohnes auf den Thron abhängt, und daß ich überdies den König nicht weiter als von Gesichte gekannt, so lange als ich das Glück genossen habe, mich der Person des Prinzen nähern zu dürfen, welcher in der That verborgne Annehmlichkeiten besitzt, sich die Herzen aller, die um ihn sind, eigen zu machen.

Der verstorbne Monarch war überdies von einer lebhaften und hitzigen Gemüthsart. Auch unschuldige Handlungen konnten ihm mißfallen, und die ersten Eindrücke, die er empfand, wurden öfters sehr gefährlich. Er liebte überhaupt weder die Hofleute, noch die Gelehrten. Er sah diese nicht einmal gern zu Rheinsberg. Er befürchtete, daß ihr Umgang dem Geschmacke, welchen der Prinz offenbar für die Wissenschaften blicken ließ, nur noch mehr Nahrung geben möchte. Ob er nun gleich Vater war, ob er gleich ein so einsichtsvoller Herr war: so erkannte er doch die Seele eines Cäsars an seinem Sohne nicht; er war nicht der Meynung, daß ein Genie, welches die Siege gut abzuschildern wüßte, auch solche zu erhalten im Stande wäre. Die lange und überaus harte Krankheit des verstorbenen Königs hatte ihm öfters Anfälle von einem sehr unaufgeräumten Gemüthe verursacht, welche man uns so abmalte, als wenn sie für die Musen und ihre Lehrlinge sehr fürchterlich werden könnten; ja! man hat uns aus diesem Grunde bisweilen ein so heftiges Schrecken eingejagt, daß wir oft gewünscht, den Pegasus zu unserm Befehl zu haben, um uns im Fall der Noth damit retten zu können.

Bey diesen so sorgenvollen, und für einen ehrlichen Mann so unangenehmen Umständen, wird man mir es, wie ich hoffe, zu gute halten, wenn ich, der menschlichen Natur gemäß, bey mir ein Verlangen verspüret habe, denjenigen Zeitpunkt, welcher das Ende meiner Unruhe und der Anfang meines Glücks seyn sollte, bald zu erblicken. Es kann seyn, daß ich in dem Eifer meiner Wünsche etwas zu weit gegangen bin. Dem sey aber, wie ihm wolle, so wartete doch alles, was nur auf dem Schlosse zu Rheinsberg wohnte, mit der äußersten Ungeduld auf Nachrichten von Potsdam, und so bald ein Pferd, ein Ochse oder Maulthier über die große hölzerne Brücke kam, welche an der linken Seite des Gartens nach der Landstraße zu gehet; so wendeten sich alle Gesichter nach dieser Gegend, und jedermann lief ans Fenster. Nur die königliche Prinzeßinn schien allein ruhig zu seyn, wenigstens beobachtete sie äußerlich eine sehr wohlanständige Sittsamkeit.

Fünf Tage verstrichen in dieser Ungewißheit; sie schienen uns ganz unerträglich lang zu seyn. Wir glaubten mehr als einmal, daß ein neuer Josua der Sonne am Himmel Stillstand müßte geboten haben. Den Freytag Abends, als den 31sten May, spielte die Prinzeßinn mit drey Damen in ihrem

Cabi-

Cabinet; zwo Hofdamen, der Herr von Brand, und ich, wir machten eine Quadrille im Vorgemach. Gegen acht Uhr sahen wir den ersten Kammerdiener der Prinzessinn, mit einem Briefe, der ein großes schwarzes Siegel hatte, herein treten. Wir glaubten so gleich, der Tod des Königs müßte unfehlbar gewiß seyn; ein jeder legte die Charten vor sich nieder, die Matadore wurden vermenget, man sah sie mit Verachtung an; der Herr von Brand stund auf, nahm seinen Huth, und sagte zu uns: Ich will der erste seyn, der der Prinzeßinn als Königinn seine Ehrfurcht bezeugt, und ich will alle Kräfte meiner Beredsamkeit aufbieten, um das Wort: Ihro Majestät! recht majestätisch auszusprechen. Wir traten ganz sachte an die Cabinetsthüre, welche offen stund, indem, daß die Prinzeßinn ihren Brief las; allein, sie las zu gleicher Zeit alles, was in unsrer Seele vorgieng, und befragte uns nicht ohne Verwunderung um die Ursache, warum wir unser Spiel aufgehoben hätten? Wir wußten ihr wenig zu antworten, und sie machte sich über unsre Verwirrung ziemlich lustig. Man scherzte noch bey der Abendmahlzeit darüber mit uns, und ich konnte mich nicht enthalten, diese Anmerkung ganz laut zu machen, daß, wenn

der Kranke alles dieses wissen sollte, er sich nicht wenig daraus erbauen würde. Gegen das Ende der Mahlzeit gieng es noch sehr munter zu, und die Prinzeßinn war überaus aufgeräumt; sie stund gegen Mitternacht von der Tafel auf, und ein jeder begab sich nach seinem Zimmer.

Weil zu Rheinsberg das Silbergeld weit seltner, als das Gold war, so hatte ich die Vorsicht gebraucht, und etwas kleine Münze mit mir dahin genommen; und ehe ich mich zu Bette legte, schüttete ich nicht nur meinen Beutel aus, sondern zählte auch auf meinem Tische ungefähr für einen Louisd'or davon ab, um einige Spielschulden zu bezahlen; worauf ich mein Licht auslöschte, und ganz ruhig einschlief.

Allein, mein Schlaf war nicht von langer Dauer; gegen zwey Uhr des Morgens wurde ich durch das Getrappe vieler Pferde, welche im vollen Rennen über die hölzerne Brücke gesprengt kamen, munter gemacht. Ich fuhr auf, und steckte meinen Kopf aus dem Bette; da es aber in meinem Zimmer finster war, und es im Schlosse wieder stille wurde; so faßte ich den Entschluß, ruhig unter meiner Decke liegen zu bleiben. In einigen Minuten hörte ich die Stimme des Barons von Knobelsdorf, welcher gleich darauf die Thüre

mei-

meines Zimmers mit Geräusche eröffnete, und mir zuschrye: Geschwind, steh auf, Bielfeld, der König lebt nicht mehr; Willich kommt den Augenblick als Courier von Potsdam, und bringt der Prinzessinn die Nachricht von seinem Tode. Ich machte ihm einige Zweifel über die Gewißheit dieser Nachricht, womit man uns schon so oft unterhalten hatte; allein, er antwortete: Nein, nein, die Sache ist sicher und gewiß, er ist todt und ganz todt. Jordan hat Befehl, den Leichnam zu eröffnen und einzubalsamiren. Du weißt wohl, wer sich einmal unter seinen Händen befindet, kömmt nicht wieder zurück. Ich konnte mich bey diesem Scherze des Lachens nicht enthalten, und bat Knobelsdorfen, mir Licht zu verschaffen, daß ich aufstehen könnte. Er wollte solches selbst suchen, allein, im Finstern rannte er wider meinen Tisch, schmiß ihn um, und alle meine kleine Münze flog mit großem Getöse im ganzen Zimmer herum. Das Licht kam, ich sprang aus dem Bette, und machte Anstalt, mein zerstreutes Silber aufzulesen; allein, er ließ es nicht zu, und sagte: Ist es wohl in einem Augenblicke, wie der itzige ist, erlaubt, an dergleichen unnütze Kleinigkeiten zu gedenken? Dreyer aufzulesen, da es bald Duca-

ten auf uns regnen wird? Ich fuhr indessen immer fort, meine kleinen Stücken zusammen zu lesen; alsdenn ergriff ich, so geschwind als möglich, meinen Nachthabit, um mit ihm zugleich den Baron von Willich aufzusuchen. Er war bereits in das Vorgemach der Prinzeßinn herauf gekommen, wo wir ihn nebst der Frau von Katsch, der Fräulein von Schack, und der Jungfer Bortefeld, der ersten Kammerfrau bey Ihro königlichen Hoheit antrafen. Er sagte, daß er sich in dem Holze verirret habe, sonst hätte er schon um Mitternacht zu Rheinsberg seyn können, indem Se. Majestät schon den Tag zuvor Nachmittags um drey Uhr Ihren Geist aufgegeben, und der neue König ihn den Augenblick darauf abgefertiget hätte; er erzählte: der verblichne Monarch wäre mit einer so wohl heroischen als christlichen Standhaftigkeit gestorben. Er hätte sich schon seit einigen Tagen auf diese große Reise gefaßt gemacht; er hätte öftere Unterredungen mit dem königlichen Prinzen über die Regierung, und mit den Predigern über die Zukunft und über die Pflichten eines Christen in den letzten Augenblicken des gegenwärtigen Lebens angestellt. Er erzählte ferner: der Prinz sey bey seiner Ankunft in Potsdam in große Verwunderung gerathen, als er seinen Vater noch auf einer Chaise rou-

roulante angetroffen, und ihn noch so frisch und so lebhaft in solchen Beschäfftigungen gefunden hätte, welche gar keine Beschäfftigungen für einen Sterbenden zu seyn geschienen; und er habe vermuthet, daß seine Correspondenten sich nur allzu sehr müßten übereilet haben, da sie ihm von dem so nahen Ableben des Königs Nachricht gegeben hätten. Doch fügte er noch hinzu: Se. Majestät wären über die Ankunft Ihres Sohnes sehr vergnügt, und über diese Aufmerksamkeit sehr gerührt gewesen; Sie hätten bey Verspürung, daß Ihre Unpäßlichkeit sich alle Augenblicke verschlimmert, der Welt immer mehr und mehr abgesagt, und hätten überdies Ihren Nachfolger mit vielen Liebkosungen überhäuft; er berichtete weiter: Se. Majestät hätten den letzten Tag, da Sie Ihr nahes Ende vermerkt, so wohl dem alten Prinzen von Anhalt-Dessau, als auch dem Hauptmann von Haake ein prächtiges Reitpferd mit reichen Sattel und Zeug geschenket; Sie hätten darauf von der Königinn, Ihrer Gemahlinn, dem königlichen Prinzen, Ihren übrigen Kindern, und denjenigen Generalen, Ministern und Officieren, welchen Sie am meisten gewogen gewesen, zärtlich Abschied genommen; nach diesem traurigen Lebe wohl! hätten Sie alles, was groß, eitel und vergänglich in der

Welt

Welt ist, sich aus dem Sinne geschlagen, um Ihre Gedanken bloß auf die Ewigkeit richten zu können, und die Prediger wären gerufen worden, welche ihre Andacht und ihr Gebet mit Sr. Majestät fortsetzen müssen; Dieselben hätten eine Stunde darauf den Rath Ellert, den ersten Leibmedicus, kommen lassen, und ihn gefragt, ob er glaubte, daß Ihr Leben und Ihre Schmerzen noch lange dauern würden, und ob Sie bey Ihrem Ende noch viel würden ausstehen müssen? Herr Ellert habe geantwortet: Ihro Majestät, Dero Ende ist bereits da, ich merke, daß der Puls sich zurückzieht, und daß er nur über den Ellbogen schlägt. Der König hätte darauf gefragt: Wo bleibt er aber zuletzt? und als ihm der Doctor erwiedert: Er wird ohngefehr in einer Stunde gänzlich zu schlagen aufhören, und das Blut wird sich nach dem Herzen zurückziehen; So habe Se. Majestät mit der größten Gemüthsruhe geantwortet: der Wille des Herrn geschehe! Einige Augenblicke darauf hätte er die Königinn, die Prinzen und Prinzeßinnen von sich gelassen, und kurz! dieser große König hätte um drey Uhr in den Armen des königlichen Prinzen seinen Geist aufgegeben, welcher, seiner äußersten Betrübniß ungeachtet, doch den Augenblick

ihn,

ihn, den Herrn von Willich, an die königliche Prinzeßinn, den Herrn von Boddenbrugh aber nach Berlin abgefertiget hätte, um die Nachricht von diesem wichtigen Zufall dahin zu überbringen.

Der Herr von Willich setzte zu seiner kurzen Erzählung nach dieses hinzu: wie der neue König im Begriff wäre, sich in seinen alten Pallast nach Berlin zu begeben, und wie er wünschte, daß die Prinzeßinn seine Gemahlinn, sich noch diesen Tag eben dahin verfügen möchte. So rührend die Nachricht von diesen traurigen Umständen bey einer andern Gelegenheit für uns hätte seyn können, so machte sie doch bey uns nur einen schwachen Eindruck; denn die Gelangung unsers Prinzen auf den Thron stellte uns in Gedanken eine Aussicht vor, deren Bild alle Bewegungen unsers Herzens unterdrücken, und uns über den Verlust von zehen Königen aufrichten konnte. Wir waren weiter über nichts unruhig, als über die Art und Weise, wie wir diese wichtige Zeitung der Königinn, welche noch fest schlief, vorbringen wollten. Die Frau von Katsch, welche bey der außerordentlichen Freude, die sie empfand, ihr würdiges Ansehen, und ihre Gegenwart des Geistes im geringsten nicht verlohr, trug diese Verrichtung der Jungfer

Borteseld auf, und unterrichtete selbige, wie sie es machen sollte.

Diese trat also in das Zimmer, wo die Prinzeßinn schlief, und zog die Vorhänge am Bette ganz sachte auf. Die Prinzeßinn erwachte, ward sie gewahr, und fragte, was sie wollte? Die Jungfer Bortefeld antwortete: Ich bitte Ihro Majestät unterthänigst um Verzeihung, daß ich früher als gewöhnlich hereinkomme. Allein = = = warum nennt ihr mich Majestät? träumet ihr? sagte die Prinzeßinn. Nein! Madam, antwortete jene, sondern es ist der Baron von Willich angekommen = = = als Courier = = = von Potsdam = = = und bringt die Nachricht, daß der König = = = daselbst gestern gestorben ist. Die Frau von Katsch, welche ein niederschlagend Pulver schon in Bereitschaft hielt, trat eben diesen Augenblick in das Zimmer, und nachdem sie ihrer Prinzeßinn das Pulver hatte nehmen lassen, so war sie die erste, die sie als Königinn begrüßte. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien diese unvergleichliche Königinn in einem schwarz und weißen Nachtkleide, das unendlichen Geschmack verrieth; Niemals hat sie mir so schön geschienen. Sie erlaubte uns in den Audienzsaal zu kommen, um daselbst das erste Opfer der Unterthänigkeit von uns

anzu-

anzunehmen. Die Bezeugungen des Mitleidens waren kurz, die Glückwünsche aber wegen der Gelangung Ihro Majestät auf den Thron desto länger, und aus den lebhaften Ausdrücken derselben konnte man die Regungen des Herzens bey allen, welche bisher mehr aus einem wahren Eifer, als aus Eigennutz, dem Prinzen und der Prinzeßinn waren ergeben gewesen, ganz deutlich abnehmen.

Die junge Königinn meldete uns, daß Sie unverzüglich den Aufenthalt zu Rheinsberg verändern, und sich nach Berlin begeben würde; daß sie willens wäre, mit uns zu frühstücken; daß sie um zehen Uhr sich in Wagen setzen würde; daß ein jeder sich zur Abreise geschickt machen sollte; und daß sie achtzig Postpferde auf jeder Station nöthig hätte. Es war sehr schwer, eine so große Anzahl Pferde an einem so kleinen Orte aufzutreiben, zumal da wegen des harten und langen Winters dieses 1740sten Jahres alles Futter bey den Landleuten drauf gegangen, und sehr vieles von ihrem Vieh umgefallen war. Indeß, da ein jeder seines Orts von der Freude, und von der Begierde, der gnädigsten und würdigsten Prinzeßinn seinen Eifer zu beweisen, gleichsam belebt war; so wurden die Postpferde gar bald zusammen gebracht, und um acht Uhr des Morgens war alles zur Abreise bereit. Unser

Früh-

Frühstück war eine ordentliche Mahlzeit, und eine herrliche Mahlzeit. Die Köche hatten sich selbst übertroffen. Die Frau Oberhofmeisterinn ließ sich ein groß Glas geben, und erkühnte sich, uns die Gesundheit des neuen Monarchen, und der Koniginn, seiner Gemahlinn, zuzubringen, mit dem Wunsche, daß die Regierung Ihro Majestäten lange und glücklich seyn möchte. Ich konnte dieser Gesundheit nicht ohne Vergiessung einiger Thränen, welche mir die Freude und Zärtlichkeit auspreßten, Bescheid thun; ich stammelte dabey einige abgebrochene Worte, und diesen unvollkommnen Ausdruck von den Regungen meines Herzens fand man für weit beredter, als die zierlichsten Complimente. Ihro Majestät hatten die Gnade, und versicherten uns insgesammt, daß Sie uns ferner mit Ihrem Schutz und königlichen Huld zu beehren, fortfahren würden. Der Herr von Brand bot ihr die Hand an, sie an die Kutsche zu führen; die Damen folgten, und nachdem wir uns noch zuletzt bey Ihro Majestät an dem Kutschenschlage beurlaubet hatten, so eilte sie nach Berlin, und wir verlohren sie mit ihrem sämmtlichen Gefolge so gleich aus den Augen. Der Herr von Knobelsdorf begab sich, auf Befehl des Königs, nach Potsdam, daselbst zu einem prächtigen Trauergerüste, worauf der Leichnam des verstorbenen Kö-

nigh

nigs bis zu seiner Beerdigung soll gestellet werden, und zu den Verzierungen, womit man an dem Tage seines prächtigen Leichenbegängnisses die Kirchen bekleiden wird, den Entwurf angegeben.

So hat also des königlichen Prinzen von Preußen berühmter Aufenthalt zu Rheinsberg sein Ende erreichet; so ist also dieser große Prinz, nachdem er in dieser angenehmen Einsamkeit bald den Musen, bald den theoretischen Wissenschaften der Kriegs- und Regierungskunst zehen Jahre gewidmet hatte, auf einem öffentlichen Schauplatze aufgetreten; hier wird er die erlangte Erkenntniß in Ausübung bringen; hier wird die ganze Welt seine Gemüthsgaben, die, außer einer kleinen Anzahl von Lieblingen, bisher wenigen bekannt worden, bald beurtheilen können.

Ach! wenn ich doch von dem Ruhm, der ihn auf seiner neuen Laufbahn erwartet, einen persönlichen Zeugen abgeben sollte!

Die ersten Augenblicke, da der König auf den Thron gestiegen war, sind viel zu kurz gewesen, als daß Se. Majestät Ihre Sorgfalt auf etwas anders, als auf den Staat verwenden können. Sie haben an mich noch nicht gedacht. Dies ist die Ursache, warum ich den Entschluß gefaßt habe, nach Ruppin zu gehen, woselbst ich der Ceremonie mit beygewohnet,

als das Regiment des königlichen Prinzen seinem alten Oberhaupte und seinem neuen Könige den Eid der Treue schwur. Es war dieses ein sehr neues und sehr schönes Schauspiel für mich. Ich traf daselbst den Herrn Philipp von Münschov und den Major von Senning an. Wir wohnen und speisen zusammen in Seiner königlichen Majestät Pallaste, und erwarten daselbst Ihre Befehle. Alle Officiers vom Regimente, die unsre guten Freunde sind, geben sich viele Mühe, uns mit Höflichkeiten zu überhäufen, und die Freude daselbst ist allgemein.

Man vernimmt alle Augenblicke einige besondre Umstände vom Tode des verstorbnen Königs. Man versichert, daß dieser Monarch seit einigen Jahren mit dem Vorsatz umgegangen sey, die Krone niederzulegen, und sich nach Haag zur Ruhe zu begeben. In dem weltberühmten Theilungstractat, den er mit dem Prinzen von Oranien wegen der Thronfolge des Königs Wilhelm des Dritten in England gemacht, hat er sich ausdrücklich zu Haag den Pallast, den man den alten Hof nennet, und das Lustschloß Honslardick vorbehalten. Die Ursache davon ist, weil er seine Tage als eine Privatperson beschließen, und das Staatsruder noch in den Händen seines Sohnes sehen wollen. Diese Gedanken sind bey ihm

in den letzten Augenblicken des Lebens wieder erwacht. Er hat noch den letzten Tag den Herrn von Podewils, Minister bey den auswärtigen Staatssachen, von Berlin kommen lassen, und hat wirklich in Gegenwart des Prinzen von Anhalt, und vieler Umstehenden, die Krone in seine Hände niedergelegt. Er hat auch Befehl gegeben, diese Niederlegung noch denselben Abend an alle Höfe von Europa zu berichten, und die Truppen den Eid der Treue schwören zu lassen. Die Vorsehung aber hat diesen Schritt dadurch vereitelt, daß sie wenig Stunden darauf den schwachen Monarchen von der Welt nahm, und den Zepter in die Hände seines Sohnes gab, so wie es das Recht der Thronfolge auf eine weit natürlichere Weise mit sich brachte. Ich habe geglaubt, mein lieber Vater, daß eine ausführliche Erzählung von dieser so wichtigen Veränderung Ihnen nicht unangenehm seyn würde. O! wenn Sie solche doch mit eben so vielem Vergnügen läsen, als ich bey dem Aufsatze derselben empfinden. Ich habe hier seit drey Tagen viele müßige Stunden, und ich kann solche nicht besser anwenden, als wenn ich in selbigen einen Theil von meiner Schuldigkeit gegen Sie abzutragen, mich bemühe.

N. S. Diesen Augenblick kommt eine Staffette von Berlin an, und bringt dem Herrn

von Münschov und mir Befehl, daß wir uns unvorzüglich nach Scharlottenburg verfügen sollen. Es ist dieses ein Lustschloß, so eine Meile von Berlin liegt, und wo der König seine Residenz bis nach der Beerdigung des Königs seines Vaters aufschlagen will. Wir sind im Begriff, uns in Wagen zu setzen, und ich bitte Sie, mein lieber Vater, Ihre Antwort nach Berlin zu senden.

Dreyzehnter Brief.

An Herrn von St. * * *

in Hamburg.

Charlottenburg, den 20. Jun. 1740.

Mein theurester Freund!

Man schreibt mir aus Hamburg, daß Sie in meine älteste Schwester, dem eigentlichen Wortverstande nach, recht sinnlich verliebt wären, und daß Sie selbige wider unsern Willen, und unsrer Drohungen ungeachtet, heyrathen wollten. Man setzt noch hinzu, daß Sie das Schoßkind von meinem Vater geworden wären, daß Sie un-

end-

endliche Aufmerksamkeit für ihn bezeigten, daß Sie ihn bey seiner Krankheit nicht einen Augenblick verließen, daß Sie ihn warteten, daß er ohne Ihre Gesellschaft nicht seyn könnte, daß Sie der Freundschaft und Liebe zu Gefallen den Musen untreu geworden, und daß, des vorzüglichen Beyfalls ungeachtet, womit Ihre schönen Uebersetzungen des Grafen von Essex, der Phädra, des Hypolitus, des Brutus und der Alzire, sowohl von den Zuschauern, als von den Lesern aufgenommen würden, Sie dennoch dem Apollo kein Opfer mehr brächten, und Ihren Pegasus auf die Weide geschickt hätten. Was vor eine erstaunliche Veränderung müssen also nicht zwey schöne Augen in dem Verstande und Herzen bey uns andern schwachen Menschen hervor bringen können! dem sey nun wie ihm wolle, so statte ich Ihnen doch für alle die Sorgfalt, die Sie für meinen Vater bezeugt haben, den verpflichtesten Dank ab, und versichere, daß es für mich ein sehr schmeichelhaftes Vergnügen seyn wird, einen verdienstvollen Mann, den ich schon längst als meinen Freund verehret habe, nun auch als meinen Bruder zu lieben. Allein, bemühen Sie sich, Ihre zärtliche Neigung beständig mit Ihrer Vernunft zu vereinigen, und lassen Sie sich den Gott der Ehe nicht ver-

leiten, daß Sie dem gelehrten Mägdchen am Parnaß einen Scheidebrief schicken.

Mein Vater hat Ihnen ohne Zweifel den langen Brief lesen lassen, welchen ich vor einiger Zeit an ihn geschrieben, und welcher über die Gelangung des Königs auf den Thron verschiedne geheime Anmerkungen enthält. Da ich wußte, daß dieser verehrungswürdige Alte mit mehr als väterlicher Liebe an meinem Glücke Antheil nimmt, daß er nach Neuigkeiten sehr lüstern ist, und daß die Abende einem Podagristen erschrecklich lang vorkommen; so habe ich ihm von allem, was mir begegnet, und von allem, was sich seit dem 4ten Jun. vor meinen Augen zugetragen hat, eine ausführliche Erzählung übersendet. Der gegenwärtige Brief ist eine Fortsetzung von meiner vorigen Nachricht, und er kann sowohl meinem Vater zum Zeitvertreibe, als auch Ihren Gesprächen in der Gesellschaft zu einiger Nahrung dienen.

Ich bin zu Scharlottenburg in der Nacht zwischen dem vierten und fünften angekommen; der König, und alle die, welche bey ihm auf dem Schlosse ihre Wohnung hatten, lagen im tiefen Schlafe begraben. Ich fand alle Gasthöfe, und so gar die niedrigsten Schenken mit Fremden von allerley Geschlechte, Stande und Alter dermaßen angefüllt, daß ich viel Mühe hatte, auch nur ein schlechtes Nachtlager, oder

viel-

vielmehr nur ein bloßes Dach wider die unfreundliche Witterung ohne Bette und ohne die allernöthigsten Meublen anzutreffen. Der verstorbene König, welcher für alles, was sich von Friedrich dem I. herschrieb, eine Art von Abneigung hegte, und welcher das prächtige Ansehn, welches dieser Prinz allen seinen Einrichtungen zu geben wußte, nicht vertragen konnte: bezeugte die sieben und zwanzig Jahre über, als er regierte, einen wahren Abscheu vor Scharlottenburg, ob gleich dessen Lage an den Ufern der Spree überaus angenehm, das Schloß groß und prächtig, die weitläuftigen Gärten nach einem schönen Plan angelegt, und herrlich gezieret, die Stadt selbst aber, obgleich mit keiner Bevestigung, jedoch mit sehr artigen Gebäuden versehen ist. Man giebt so gar vor, daß er den Vorsatz gehabt hätte, diese Stadt in ein schlechtes Dorf zu verwandeln, und den prächtigen Thiergarten, welcher von hier bis an die berlinischen Thore geht, niederreißen zu lassen. Ein Ort, welcher seinem Herrn mißfällt, ist den Gegenden des tiefsten Nordens ähnlich, welche die Sonne nicht bescheint, wo alles traurig steht, wo alles mit Eis bedeckt ist, und wo man kein Leben antrifft. Scharlottenburg befand sich in dem nämlichen Zustande. Ein gewisses Ansehn vom Elende herrschte unter seinen Ein-

wohnern. Die Gastwirthe waren auch nicht mit dem geringsten versehen, als der neue König dahin kam, und daselbst seine Residenz so unvermuthet aufschlug. Die Vornehmen sowohl wie die Geringen, welche von allen Seiten herzu gelaufen kamen, ihren Herrn zu sehen, der schon als königlicher Prinz ihre Freude und Hoffnung gewesen war, hatten gar bald allen Vorrath dieses Orts aufgezehrt: man konnte nicht einmal ein Stück schwarz Brod, oder einen Tropfen schlechtes Bier für Geld bekommen. Daher wir denn, der Herr von Münchow und ich, genöthiget wurden, an einem großen Glase mit frischem Wasser und auf einer hölzernen Bank, worauf wir den übrigen Theil der Nacht schlummerten, uns von den Beschwerlichkeiten unsrer Reise zu erholen. Damals erfuhr ich zum erstenmal, daß ein Hofmann per dura ad astra, oder durch manchen sauren Tritt in die Höhe zu kommen bestimmt sey, und gleichwohl gelingt ihm dieses sehr selten. Was mich betraf, so verwechselte ich meine Kleider, so bald es Tag wurde; ich eilte aufs Schloß, und nachdem ich vernommen, daß der König aufgestanden war, ließ ich ihm meine Ankunft melden. Se. Majestät gaben sogleich Befehl, daß ich in das Zimmer des Herrn von Kaiserling, wo Sie den Brunnen tranken, kommen sollte. Ich fand

in

in Ihren Mienen etwas trauriges. Sie nahmen meinen kleinen Glückwunsch, den ich Ihnen wegen Ihrer Erhebung auf den Thron machte, gnädig auf; Sie sagten aber mit einem Auge voll Thränen: Ihr wißt nicht alles, was ich bey dem Verlust meines Vaters zugleich verlohren habe. Ich antwortete: Es ist andem, Ihro Majestät, aber ich weis doch alles, was Dieselben bey Erlangung eines Königreichs erlangt haben; Dero Verlust ist groß; allein die Trostgründe für Dieselben sind weit größer. Der König lächelte ein wenig, und das Gespräch änderte sich. Demungeachtet bemerke ich mitten unter dem Schimmer, welcher die königliche Würde umglänzt, und mitten unter den unendlichen Zerstreuungen, welche den Antritt einer Regierung begleiten, daß die schöne Seele dieses Prinzen den Schmerz noch nicht überwinden kann, daß die Natur an selbiger ihr Recht behauptet, und daß die Trauer über den Verlust eines Vaters aufrichtig ist.

Allein, wenn der König betrübt ist, so lassen hingegen seine Hofleute, seine Officiers und seine Unterthanen fast eine ausschweifende Freude blicken. Es ist hier, wie ich Ihnen schon gesagt habe, alle Tage ein so großer Zulauf von Volke, daß man ohne Gefahr,

erſtickt zu werden, nicht über den Schloßhof gehen kann. So bald der König ſich ſehen läßt, nimmt das Freudengeſchrey kein Ende. Der Baron von K** iſt an der Spitze aller dieſer freudigen Unterthanen. Seine Zimmer werden nicht leer. Alle ſeine Thüren ſind mit dem Namen Cäſarion bezeichnet; Se. Majeſtät haben ihm ſelbigen beygelegt, und er ſcheint davon einen gefährlichen Gebrauch zu machen. Täglich erhält er auf funfzig Glückwünſchungs- und Angelegenheits-Briefe, und giebt einer großen Menge von Secretärs bloß mit den Antwortsſchreiben vollauf zu thun. Bey ihm ſcheint die Hypocrene überzulaufen, und von ſeiner Feder fließen die Verſe ſtromweiſe; allein, ſie ſind nicht eben allemal von dem beſten Schlage. Er empfängt alle Tage von dem Könige kleine Geſchenke, die in ſeiner Seele eben ſo eine Wirkung hervorbringen, als ſonſt große Wohlthaten bey andern zu haben pflegen. Er ſpringt mit einem kleinen bernſteinern Pfeifgen, ſo an einem Knopfloche hängt, in den Gärten und in dem ganzen Schloſſe herum, er ſpielt auf ſeiner Baßgeige, er ſingt, lacht, ſcherzt, und macht tauſend Spaß.

Ich habe von dem erſten Augenblick an beſorgt, daß eine ſo heftige Bewegung eine Verrückung ſeines Hauptes nach ſich ziehen würde,

würde, und was ich besorgt habe, ist geschehen. Er ist seit gestern mit einer Art von hitzigen Fieber befallen worden, und liegt zu Bette; die Secretärs haben zum Theil ihren Abschied bekommen. Herr Jordan hat eine Art von Formular aufgesetzt, wornach alle Briefe beantwortet werden können, und ich glaube, daß die Ruhe in dem Verstande und in dem Zimmer des liebenswürdigen Cäsarions sich bald wieder einfinden wird. Ich habe einen außerordentlich vortheilhaften Begriff von den Herzen dererjenigen, welche ihre Freude über gegenwärtigen Zeitpunkt, durch eine aufrichtige Ergebenheit gegen ihren neuen Herrn an Tag zu legen suchen: allein, ich hege von dem Verstande dererjenigen keine sonderliche Meynung, welche sich einbilden, daß dieser Prinz, bloß um sie reich zu machen, seine Schätze aufthun will, daß es Gold in Menge über sie regnen wird, und daß sie weiter nichts würden zu thun haben, als nur sich zu bücken, um es aufzulesen. Diejenigen, welche gehofft haben, daß der königliche Prinz ihnen ein schimmerndes Glück machen würde, haben sich vielleicht eben so wohl, als diejenigen betrogen, welche in Furcht gestanden, daß er ihnen großes Leid zufügen würde; und damit ich alles mit wenigen Worten sage, der Tag der Gelangung dieses weisen Monar-

chen

chen auf den Thron, könnte wohl für dieses Land ein Tag der fehlgeschlagnen Meynung genennet worden.

Ich habe hier nicht nur die meisten Staatsminister und Generals von der Armee kennen lernen, sondern man hat mich auch dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs, und vorizo muthmaßlichen Kronerben, dem Marggrafen von Schwedt, dem Marggrafen Heinrich und Carl, dem Herzog von Hollstein-Beck und verschiednen andern vornehmen Herren vom Ersten Range vorgestellt. Der Prinz Wilhelm ist eine der schönsten Personen, die ich kenne; seine Leibesstatur ist von mehr als mittler Größe, und in ihrem ganzen Verhältnisse vollkommen regelmäßig. Er hat braun Haar, sehr schöne große blaue Augen, und überaus angenehme Gesichtszüge. Ob er sich gleich nicht allemal zum Besten ausdrückt, so entdeckt man doch in seinen Gesprächen Merkmaale des Genies; doch scheint seine Erziehung etwas verabsäumt zu seyn, und er hat einen etwas schüchternen und verstörten Blick, daher es kommt, daß seine erste Anrede nichts weniger, als einnehmend ist.

Der König läßt so wohl seinen Unterthanen überhaupt, als insbesondre seinen Dienern, alle Tage eine neue Wohlthat angedeihen.

hen. Da der harte und lange Winter bey den Privatpersonen allen Vorrath an Korn aufgezehrt hat: so haben Se. Majestät gleich den andern Tag Ihrer Regierung alle Kornhäuser aufthun lassen, und das Getraide ist an die Armen um einen sehr mäßigen Preiß ausgetheilet worden, wodurch man auf einmal der Theurung und dem Elende abgeholfen hat.

Es vergehet kein Tag, da dieser Prinz nicht einige beträchtliche Geschenke macht, und so wohl bey der Armee als bey dem bürgerlichen Staate einige Standeserhöhungen vornimmt. Ich überhebe mich der Mühe, Ihnen dieses alles haarklein zu erzählen, weil Sie solches aus den öffentlichen Zeitungen ersehen werden. Das schöne Regiment des Grafen von Dönhof, welches zu Berlin in Besatzung liegt, hat unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Graf von Truchses erhalten.

Der König hat sich öffentlich für einen Freymäurer erklärt, und Se. Majestät haben vergangne Tage eine überaus herrliche Loge gehalten. Ich habe alle Veranstaltungen darzu gemacht, und dabey das Amt des ersten Oberaufsehers verwaltet; Se. Majestät aber haben den Meisterstuhl selbst eingenommen. Die Neugier des ganzen Hofes

wurde dadurch sehr gereizt. Wir haben Se. königliche Hoheit den Prinzen Wilhelm, den Herrn Maragraf Carl, und den Herrn Herzog von Hollstein aufgenommen, welche über diese Aufnahme in unsern Orden höchst vergnügt waren.

Man beschäfftiget sich itzo sehr, zur Beerdigung des verstorbenen Königs, welche in vierzehn Tagen zu Potsdam mit vieler Pracht und Ansehn vor sich gehen wird, alle nöthige Vorkehrungen zu machen. Ein lutherischer Prediger aus Berlin, mit Namen Baumgarten, ein witziger Mann und großer Dichter, hatte Befehl erhalten, eine Elegie oder Trauercantate in lateinischer Sprache zu verfertigen, worzu die Musik von dem Herrn Kapellmeister Graun gesetzet worden; und weil Se. Majestät noch keine Singestimmen hatten, so ließen Sie des Königs von Pohlen Majestät ersuchen, Ihnen mit drey Ihrer besten italiänischen Sängern auszuhelfen. Der Hof zu Dresden machte sich ein Vergnügen daraus, sich bey dieser Gelegenheit den preußischen Hof zu verbinden, und sendete den Herrn Annibali, Amarevoli, und Monticelli hierher, nachdem solche vor ihrem Abgange mit ganz neuen und sehr anständigen Trauerkleidern, wie auch mit Gelde, so wohl zur Reise, als zu ihrem Aufwand in Berlin waren

ver-

versehen worden. Der König schien über diese Aufmerksamkeit sehr gerührt zu seyn, und ließ diese Virtuosen alle Abende zu seinem Concert einladen, wo sie einige Arien sangen, und mit vieler Verwunderung Se. Majestät auf der Flöte blasen hörten.

Was wir überhaupt zu Scharlottenburg und Berlin, als wohin sich der König von Zeit zu Zeit begiebt, vor eine Menge von fremden Ministern, die ihre Glückwünsche bringen, von Standespersonen und von abentheuerlichen Glücksrittern, die von allen Seiten herbey eilen, in kurzer Zeit gesehen haben, das kann ich Ihnen mit Worten nicht sattsam beschreiben. Diese letztern bilden sich insonderheit ein, als wenn der König nur um deswillen auf den Thron gestiegen wäre, um ihnen ihr Glück zu machen, und als wenn von nun an der Hof einen Schauplatz abgeben würde, worauf sie, wo nicht eine Hauptrolle, doch wenigstens eine Nebenrolle, zu Ausfüllung des Theaters, in vorzüglicher Maaße spielen könnten.

Se. Majestät wird drey feyerliche Gesandschaften, an den Kaiser, an den König von Frankreich und an den König von England absenden. Der Herr Obriste von Münchow ist als Gesandter an den Hof zu

Wien,

Wien, der Herr Obriſte von Cammas an den Hof zu Verſailles, und der Herr Graf von Truchſes an den Hof zu Hannover, woſelbſt der König von Großbritannien ſeit einigen Tagen angelanget iſt, ernennet worden. Ein jeder von dieſen Miniſtern wird zwey oder drey Geſandſchafts-Cavaliere, einen Legations-Secretär, zween Pagen, und viele Bediente zu ſeinem Gefolge bey ſich haben, und in einem ſehr anſehnlichen und anſtändigen Aufzug erſcheinen. Der König ſagte neulich ſehr gnädig zu mir, daß er mich bey den auswärtigen Staatsgeſchäfften gebrauchen würde, und daß er geſonnen wäre, mir in dieſer Laufbahn fortzuhelfen; Allein, dieſe Geſchäffte, fügte er hinzu, erfordern eine Uebung und gewiſſe Lehrjahre; aus dieſer Abſicht hätte er mich auserſehen, den Herrn Grafen von Truchſes nach Hannover zu begleiten; ſeine Reiſe würde von keiner langen Dauer ſeyn, und ſo bald ich zurück käme, wollte er mich weiter befördern.

Ich bekenne es aufrichtig, dies heißt einen etwas kleinen Anfang machen; indeſſen da die Stelle eines bloßen Hofmanns für mich etwas zu geringſchätziges hat, ſo habe ich dies Anerbiethen mit der ehrerbietigſten Unterthänigkeit angenommen; und den Tag darauf ſendeten mich Se. Majeſtät nach Berlin, um

da-

daselbst in die Hände Sr. Excellenz des Herrn Thulemeyers, Ministers bey den auswärtigen Staatsgeschäfften, den Eid der Treue abzulegen. Se. Majestät gab mir zu gleicher Zeit ein tiefes Trauerkleid, ein andres für meinen Kammerdiener, zwo Livreen für meine Bedienten, und eine artige kleine mit schwarzen Tuch beschlagne Kutsche. Der Herr Graf von Truchses wird unverzüglich seine Verhaltungsbefehle erhalten, und wir werden mit einander, so bald die Beerdigung vorbey ist, nach Hannover abgehen.

Mitten unter den Anstalten, die ich zu meiner Reise mache, und bey dem Unterricht, den des Herrn von Thulemeyers Excellenz mir, allemal, wenn ich nach Berlin komme, zu geben die Gütigkeit haben, nehme ich an den stillen Ergötzlichkeiten zu Charlottenburg Antheil, ich spatziere mit Vergnügen in den schönen Gärten, und bin fast alle Abende bey dem Concert gegenwärtig. Ich habe auch gleichsam zum Zeitvertreib alle die Gedichte gelesen, womit der König seit dem ersten Tage seiner Regierung belästiget worden. Es sind ganze Fuder voll davon angekommen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Poeten um seinen Thron wie ein Bienenschwarm sumsen. Allein, mein werther Freund, die meisten davon sind nichts anders, als elende

Hummeln, welche keinen Honig machen, und nur einen groben und stumpfen Stachel haben. Bey dem großen Mißvergnügen, so sie mir verursachten, rufte ich einstmals laut aus:

Laß, großer Gott, den König lange leben!
Gesetze wird er allen andern geben;
Nur die entfern von ihm, die kein Gesetz umschränkt,
Den Redner, der nicht fühlt, den Dichter, der nicht denkt.

Unter allen den Versen, welche bey dieser Gelegenheit bekannt worden, und mir vor Augen gekommen sind, haben mir keine gefallen, als die einzigen, so der Herr von Voltaire Sr. Majestät übersendet hat. Es sind ordentliche Stanzen, welche mit diesen Worten anfangen:

Nun ist der schönste Tag von meinem Leben da,
Dem jeder, außer Dir, mit Lust entgegen sah,
Der Tag, da Du die Welt mit neuem Glanze zierst,
Der Tag, da du regierst.

Ich habe nicht mehr als diese einzige Strophe behalten; Allein, ich glaube, daß der Autor das Gedichte vielleicht bald selbst be-

bekannt machen, und seine Werke damit ausschmücken wird.

Von der Beerdigung des verstorbenen Königs werde ich nicht ermangeln, Ihnen, so bald die Ceremonie vorbey seyn wird, eine Beschreibung zu geben. So viel vor heute! ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Charlottenburg, den 30. Jun. 1740.

Werthester Freund!

Nun habe ich das Ende aller menschlichen Pracht und Hoheit gesehen. Ein Monarch, der vor kurzer Zeit das Schicksal von so vielen Millionen andrer Sterblichen bestimmte, ist in seine Todtengruft gebracht worden. Ein dergleichen Anblick hat etwas, welches unsre eitle Einbildung gar sehr demüthiget: Allein, er hat auch etwas, so uns über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, und über die Nichtig-

keit seiner Größe manche gute Betrachtung anstellen läßt.

Es war an vergangner Mittwoche, als man alle Zubereitungen zu diesem Leichenbegängnisse zu Stande gebracht hatte. Der König gieng gleich, so bald er von der Mittagstafel aufgestanden war, nebst seinem ganzen Hofstaat nach Potsdam ab. Der Hof-Fourier hatte vergessen, mir bey der Gesellschaft, die den König dahin begleitete, einen Platz anzuweisen; und weil ich sehr begierig war, diese so merkwürdige Ceremonie mit anzusehen; so befand ich mich in großer Verlegenheit, um so viel mehr, da weder eine Kutsche, noch ein Pferd vor Geld zu bekommen war. Ich irrete also in dem Schloßhofe von Charlottenburg herum, ohne zu wissen, worzu ich mich entschließen sollte, als gleich der König dahin kam, um sich in den Wagen zu setzen. Er war verwundert, mich hier zu erblicken, und fragte mich, warum ich noch nicht abgereiset wäre? Ich sagte ihm mit zwey Worten, woran es läge, und stellte ihm die Verwirrung, worinne ich mich befände, sehr lebhaft vor. Er fieng an zu lächeln, und da er den Grafen von Truchses und den Obristen von Walrave, die ebenfalls in die Kutsche steigen wollten, gewahr wurde, so befahl er ihnen, meine Person mit aufzupacken.

packen. Sie hatten zum Unglück nur eine halbe Kutsche, und selbige war folglich nur zweysitzig; dahero diese Herren genöthiget wurden, mich auf den Schoß zu nehmen. Zum Glück, daß es nicht weiter, als drey Meilen war, welche wir in kurzer Zeit, und zwar ziemlich lustig, zurück legten.

Allein, bey der Ankunft in Potsdam erfuhr ich ein weit größer Unglück, das alle vorige übertraf, und mir einen unwiederbringlichen Schaden verursachte. Unsre Abreise war so übereilt gewesen, daß mein Bedienter nicht Zeit genug gehabt hatte, meinen Mantelsack auf den Wagen veste genug anzubinden. Solcher hatte sich also los gerüttelt, und war unter Wegens verloren gegangen. Nun war in diesem Mantelsack mein schwarz Kleid, und alle zur tiefen Trauer nöthige Ausstafirung eingepackt gewesen. Ich war also weit mehr zu beklagen, als der Marquis von Grammont, da er sein schön verbrämtes Kleid in dem Trübsande bey Calais verloren hatte. Denn ein jedes reiches Kleid ist höchstens nur bey einem Balle nöthig, da ich hingegen ohne einen schwarzen Rock mich unmöglich der Leichenbegleitung eines Königs zeigen konnte. Ich schickte nach allen Seiten Boten aus, um meinen unglücklichen Mantelsack zu suchen, ohne welchen ich so wenig,

als ein Mönch ohne Kutte seyn konnte; meine Bemühungen aber waren alle vergeblich. Ich mußte die Hoffnung, der Leichenbegleitung mit beyzuwohnen, gänzlich fahren lassen, und mich entschließen, von einer Bühne, welche man nahe bey der Kirche für die vornehmsten Zuschauer aufgerichtet hatte, den Zug mit anzusehen. Da ich nur einen blauen Oberrock mit schwarzen Knöpfen anhatte; so unterstund ich mich fast nicht, mich irgendwo sehen zu lassen, und folglich fehlt gar viel, daß ich alles hätte beobachten können. Weil ich nichts, als was ich mit meinen Augen gesehen habe, gerne erzählen will; so kann ich Ihnen von dieser Beerdigung nur einen unvollkommnen Abriß machen. Die Zeitungen werden diesen Mangel ersetzen; und vielleicht wird der Herr von Pöllnitz, welcher als Ceremonienmeister unter der Aufsicht des Königs die Einrichtung davon gemacht hat, Ihnen eine vollkommne Nachricht von allen diesen selbst abstatten.

Da ich auf diesen Hofmann zu reden komme, der durch seine Reisen, Nachrichten und übrigen Werke so berühmt ist: so kann ich mich nicht enthalten, ihm dieses gerechte Lob wiederfahren zu lassen, daß er ein Mann von vielem Verstande ist. Seine Jugend hat er an dem Hofe Friedrichs des Ersten zu-

gebracht, und seitdem die meisten europäischen Höfe besucht, und davon die Sprache, die Manieren und das höfliche Betragen angenommen. Weil für das ganze Gefolge des Königs auf dem Schlosse zu Potsdam wenig Platz war; so bot er uns, dem Herrn Grafen von Truchses und mir, ein Zimmer in seinem Hause an, welches wir auch mit vieler Erkenntlichkeit annahmen. So bald der Graf sein Kleid, und ich meine Wäsche gewechselt hatten: denn ich hatte nichts weiter als den blauen Oberrock; so giengen wir mit einander aufs Schloß, das Paradebette des verstorbenen Königs zu sehen. Wir fanden daselbst alle Vorgemächer schwarz überzogen, und mit großen Wandleuchtern von gediegnem Silber gezieret, auf welchen weiße Wachskerzen brannten. Der Saal selbst war mit violettnen Sammet bekleidet, und mit vergoldeten Kronleuchtern geschmückt. In der Mitten dieses Saals erblickte man auf einer Erhöhung von drey Stufen, so mit ebenfolchem Sammet bedecket war, den verschloßnen Sarg des Königs. Er war ebenfalls mit violettnen Sammet beschlagen, mit goldenen Borten besetzt, und mit Zierathen von vergoldeten Metall ausgeschmückt. Der Degen, die Handschuhe, der Ringkragen, die Sporen, und die übrigen kriegerischen

Ehrenzeichen, welche Se. Majestät in Ihrem Leben zu tragen gewohnt gewesen, lagen auf der Decke des Sarges, und um selbigen stunden zwölf vergoldete Gueridons mit eben so viel Wachskerzen. Zwischen den Gueridons befanden sich einige Sessel von violettnen Sammet, mit goldnen Borten und Franzen, auf welchen die Krone, das Zepter, der Reichsapfel, das Schwerd und die übrigen Kennzeichen der königlichen Würde lagen. Ein jedes von diesen Stücken war von gediegnem Golde, mit großen Brillanten und andern großen Edelgesteinen reich besetzt. Zur Seite eines jeden solchen Sessels stund entweder ein Generallieutenant oder ein Staatsminister, und hinter dem Sarge der Herr Marschall von Schwerin mit der großen Reichsfahne in der Hand. Ueber dieser Erhöhung, worauf der Sarg stund, schwebte ein großer hängender Himmel von violettnen Sammet, welcher mit breiten goldnen Borten und Franzen eingefaßt, mit einem ganz silbernen Stück gefüttert, und mit dem preußischen Wappen auf erhabne Art gestickt war. Kurz! dieser ganze Saal war mit so vieler Pracht, und mit so vielem Geschmack eingerichtet, als man es nur bey so einer Gelegenheit fordern konnte.

Nach-

Nachdem wir diesen Trauerschmuck mit Bequemlichkeit betrachtet hatten, so kehrte ich zu dem Herrn Baron von Pöllnitz zurück, bey dem ich eine zahlreiche Gesellschaft wohl von dreyßig Standespersonen an Cavalieren und Damen antraf, welche von Berlin nach Potsdam, um die Beerdigung mit anzusehen, gekommen, und von unserm Wirthe zur Abendmahlzeit eingeladen waren. Man setzte sich bald zur Tafel, die Abendmahlzeit war herrlich, und eine anständige Freude herrschte dabey. Ich saß der Frau von Arnimb, der Tochter des Generallieutenants, des Grafen von Schulenburg, zur Seite. Ich habe nicht leicht eine so liebenswürdige Dame kennen lernen: Sie ist groß und sehr wohl gebildet. In ihren Gesichtszügen, in ihrer Leibesstatur, in ihrem ganzen Betragen herrscht eine gewisse natürliche Artigkeit, wovon man sich unmöglich einen Begriff machen kann, wenn man sie nicht selbst gesehen hat, und wovon die Reizungen weit stärker rühren, als diejenigen, die man bey der regelmäßigsten Schönheit anzutreffen pflegt. Ihr sehr jugendliches Ansehen macht das Verführerische in ihrer Bildung vollkommen. Man findet auch ihr Bildniß am Hofe, und fast in allen großen Häusern der Stadt; Sie hat unendlich viel Verstand und Geschicklichkeit. Wenn

man sich mit ihr unterhält, so wird man in ihrer Aussprache, in ihrem liebreichen Bezeigen, in ihrem angenehmen Scherzen, und in ihren artigen Manieren so gleich ihre hohe Geburt entdecken. Ihr Gemahl ist in aller Betrachtung würdig, eine so vollkommne Person zu besitzen.

Nach geendigter Abendmahlzeit legte ich mich zu Bette, sehr vergnügt über den Beschluß dieses Tages, sehr verdrüßlich aber wegen des Verlusts meines Mantelsacks.

Den andern Morgen darauf wurde allen, die bey der Leichenbegleitung gegenwärtig seyn sollten, durch Läutung mit allen Glocken der Stadt ein Zeichen gegeben, um sich auf das Schloß zu verfügen, und daselbst die Verrichtungen, die ihnen den Abend zuvor waren angedeutet worden, nach der besondern Anweisung des Herrn Baron von Pöllnitz, über sich zu nehmen. Die Tambours schlugen zu gleicher Zeit die Hauptvergatterung, die ganze Garnison versammlete sich, und stellte sich von dem Schloßthore bis an die Kirchthüre in zwo Reihen. Der Zug gieng gegen zwölf Uhr vor sich; ein Trupp Soldaten von dem Regiment des verstorbenen Königs eröffnete denselben. Hierauf kamen alle Hausbedienten dieses Monarchen in tiefer

Trauer,

Trauer, die Reitknechte, die Kutscher, die Jäger, die Bedienten, die Kammerdiener und Pagen; Hierauf folgten die Abgeordneten von den Gerichts-Collegien, von den Finanzkammern und allen Gerichtshöfen, die sich so wohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen befinden; Alsdenn kamen die Abgeordneten vom Ober-Directorio, und darauf gleich die Staatsminister von allen Departements. Diesen folgten die obersten Beamten der Krone, von welchen ein jeder auf einem großen Violettsammtnen, und mit goldnen Borten und Franzen gezierten Küssen, ein Kennzeichen der königlichen Würde trug, als: der Graf von Schwerin, der Erbkämmerer, den Zepter, und so fort. Alle Räthe, Minister, Generals und Oberbeamte, hatten ihre Bedienten in der Staatslivree hinter sich, welches eine unendliche Reihe ausmachte, und prächtig in die Augen fiel. Hierauf erschien der Leichenwagen, welcher von acht Pferden mit langen schwarzen Decken gezogen wurde. Der Sarg war nicht bedeckt. Der Himmel wurde von zwölf Generalmajors, und die vier Schnuren mit ihren Quasten von so viel Generallieutenants getragen. Gleich hinter dem Sarge gieng der Herr Marschall von Schwerin mit der großen Reichsfahne, und hatte zween Generals

zum

zum Beystande. In einer ziemlichen Entfernung von dieser Reichsfahne kam endlich der König, welcher von dem alten regierenden Fürst von Anhalt-Dessau, und von dem Herzog von Hollstein-Beck, als zween Marschällen, geführet wurde. Se. Majestät wurden wenigstens von 500 Officieren des General-Stabs und von andern begleitet, welche in geraden Gliedern aufzogen, und Fuß hielten, wie die Soldaten. Die Mannichfaltigkeit der Uniformen, und die große Anzahl dieser Officiers, die alle aus den vornehmsten Häusern abstammten, verursachte den schönsten Anblick von der Welt. Ich habe in meinem Leben nichts prächtigers gesehen. Nach den Officieren kamen Se. königliche Hoheit, der Prinz von Preußen, alsdenn der Prinz Heinrich, Bruder des Königs, und darauf Prinz Ferdinand, der jüngere Bruder Sr. Majestät. Der erstere wurde von dem Erbprinz Leopold von Anhalt, und dem Prinzen von Zerbst, der andre vom Prinz Dietrich von Anhalt und von dem jungen Prinzen von Hollstein, und der dritte endlich von dem Prinzen Eugen und Moritz von Anhalt geführet; zuletzt zeigten sich die Marggrafen von Schwedt, als Prinzen vom Geblüte, welche Generallieutenants zu ihren Führern hatten. Alle diese Prinzen und Standespersonen

sonen waren, in tiefer Trauer, mit langen Mänteln und Flören auf den Hüthen. Ein jeder war mit seinen Bedienten umgeben. Die übrigen Generals folgten Paar und Paar, und ein zweyter Trupp vom Regimente des verstorbenen Königs beschloß den Zug.

Wo die Leichenbegleitung vorbey gieng, präsentirten die in Reihen gestellten Truppen ihr Gewehr, die Tambours schlugen den Generalmarsch, und die Officiers grüßten mit ihren Spontons, und neigten ihre Fahnen. Sobald der Leichenwagen bey der Kirchthüre angekommen war, so huben zwölf adeliche Fahnenjunker, welche die vier Generallieutenants und zwölf Generalmajors, so den Himmel getragen, zur Seite hatten, den Sarg vom Wagen, und trugen ihn in die Kirche auf ein Leichengerüste, so vor dem Altar erbauet war. Dieses Leichengerüste war ein Meisterstück der Bau- und Zeichenkunst. Es war von der Erfindung des Herrn von Knobelsdorf, und hätte verdient in Kupfer gestochen zu werden. Es hatte über sich einen erhabnen und runden Himmel, welcher von Säulen der dorischen Ordnung unterstützet wurde. Diese Säulen waren mit Statuen von weißem Marmor, mit Wasen, und weinenden Kindern, als Kennzeichen des Schmerzens, überall umgeben; und zwi-

schen

schen allen diesen Dingen waren Cypressenbäume und Gueridons mit großen weißen Wachskerzen gesetzt. Die ganze Kirche aber war schwarz bekleidet, und mit gläsernen Lampen erleuchtet, welche so wohl bey dem Altar, als in dem Schiffe der Kirche nach den Regeln der Baukunst also angebracht waren, daß die Gestalt des Gesimses, der Pfeiler, der Fenster, und des Säulenwerks durch die Figur der Lampen deutlich ausgedrückt wurde.

So bald als der König und alle, die zur Leichenbegleitung gehörten, auf ihren Emporkirchen und Stühlen Platz genommen, so fieng man an, diejenigen Lieder zu singen, so der höchstselige König sich selbst zu dieser Ceremonie ausgesucht hatte, und nach diesen Liedern führte man die berühmte Trauercantate auf, von der ich Ihnen schon gesagt habe. Ich versichre Sie theuer, daß selbige so wohl in Ansehung der Poesie als der Musik ein ganz unvergleichliches Stück ist, und daß darinnen überall das Bewegliche herrscht, welches uns rührt, durchdringt und hinreißt. Nach geendigter Cantate fieng man ein neues Trauerlied an, unter welchem die Generals und Fahnjunker den Sarg des Königs in die Todtengruft senkten. Den nämlichen Augenblick lösete man die in dem Schloßgarten

ge-

gepflanzten Kanonen, und die Trouppen machten die erste Abfeurung aus ihrem kleinen Gewehr. So bald der König aus der Kirche trat, ließen sich die Kanonen und die Musqueterie aufs neue hören, und die dritte Abfeuerung geschah, als Se. Majestät in Ihr Zimmer zurückgekommen waren.

Den Mittag wurden für diejenigen, so der Leichenbegleitung beygewohnet hatten, verschiedne herrlich besetzte Tafeln aufgeschlagen, und man trank zween Eymer alten Rheinwein dabey aus, welche der höchstselige König ausdrücklich in seinem Testamente darzu bestimmt hatte, daß sie bey seiner Beerdigung sollten ausgeleeret werden. Der König speiste allein in seinem Zimmer, und gieng um fünf Uhr nach Charlottenburg zurück, wohin ihm alle, so zu seinen Hofstaat gehörten, nachfolgten.

Den Tag nach der Beerdigung bekam das große und berühmte Regiment des vorigen Königs, Friedrich Wilhelms, zu Potsdam, seinen Abschied. Der König ließ davon die schönsten Leute ausheben, und unter sein Regiment zu Ruppin stecken, welches von diesem Augenblick an den Namen einer Garde bekam, und von Sr. Majestät auf drey Bataillons vermehret wurde. Die aller-

längsten Leute, die am wenigsten hübsch aussahen, wurden davon genommen, und aus selbigen ein besondres Bataillon gemacht, welches unter Commando des Herrn Generals von Einsiedel zu Potsdam in Besatzung bleiben, und beständig die Montur, die Waffen und die Kriegsübungen, wie solche das große Regiment unter dem verstorbenen Könige gehabt hatte, beybehalten wird. Zwölf Flügelmänner, alles Leute von außerordentlicher Länge, wurden ebenfalls ausgehoben, um in königlicher Livree als Heyducken zu dienen. Diese Riesen waren mit einer Art von türkischen Caftan bekleidet, hatten hohe Mützen oder Hüthe mit Federbüschen, und schienen fortschreitenden Colossen nicht unähnlich. Der Rest von diesem großen Regimente wird von fünf andern Infanterieregimentern, ein jedes zu zwey Bataillon gerechnet, den Stock ausmachen. Se. Majestät wird solche noch anwerben lassen, und sie, wie man sagt, dem Prinz Heinrich, dem Prinz Ferdinand, und den Generalen von Münchow, von Cammas, und von Persode anvertrauen. Man versichert, daß der verstorbene König in den letzten Tagen seines Lebens seinem Sohne durch eine genaue Rechnung bewiesen habe, daß Se. Majestät für den einzigen Aufwand, so ihm das große Re-

giment zu Potsdam gekostet, mehr als zehn tausend Mann auf den Beinen halten, und noch überdies eine prächtige Oper zu Berlin haben könnten.

Aus allem, was der König bisher gethan hat, sehe ich viel Genie, viel Klugheit, viel Geschmack, und viel Menschenliebe hervorleuchten. Ich gedenke morgen mich bey Sr. Majestät zu beurlauben, um nach Berlin zu gehen. Ich werde daselbst die letzte Zubereitung zu meiner Reise machen, und in einigen Tagen nach Hannover aufbrechen, woselbst ich Ihnen, wie ich mir voraesetzt, bald einige Nachricht von mir ertheilen werde.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Geheimden Rath Jordan in Berlin.

Hannover, den 9. Jul. 1740.

Mein Herr!

Sie schmeicheln meiner Eigenliebe sehr, wenn Sie mich versichern, daß viele artige und geschickte Leute zu Berlin sich über mein Stillschweigen beschweren; dies ist ein Kennzeichen, daß ich selbigen nicht gleichgültig bin, und Sie können nicht glauben, wie viel ich Ehre darinnen suche, mir Freunde in einem Lande zu machen, das ich von nun an als mein Vaterland anzusehen habe, wo ich aber fremde, ohne Anverwandten, ohne Schutz und gleichsam von der Welt abgesondert bin. Ich würde in diesem Lande manchen Fehltritt begehen, wenn ich nicht solche Führer, wie Sie sind, von einem aufgeklärten Verstande und einem Herzen ohne Falsch angetroffen hätte. Ich bin bereit, Ihrem guten Rath zu folgen, und werde an alle diejenigen, die Sie mir nennen, ganz gewiß schreiben. Ich hätte

sol-

solches schon vorlängst gethan, wenn mir von den Geschäfften des Königs so viel Zeit übrig geblieben wäre. Ich habe mir ohnedies vorgestellt, daß es sich geziemte, diesen Personen eine kleine Erzählung von meiner Reise und meinem Aufenthalt zu Hannover zu machen; allein, mein Herr, ich bekenne es aufrichtig, ich bin in dergleichen Erzählungen schon zu weit gegangen, und habe darinnen fast, wie vor einigen Tagen der kaiserliche Gesandschaftssecretär, im Schreiben mit verborgnen Charaktern eine Ausschweifung gemacht. Er hatte die letztere ganze Woche, Tag und Nacht damit zugebracht, einige wichtige Briefschaften in dergleichen geheimen Charaktern abzufassen. Am vergangnen Sonntage war bey dem Herrn von Münchhausen ein großes Gastmahl, welches er als Minister gab, und worzu sowohl der Gesandte, als der Gesandschaftssecretär des kaiserlichen Hofes eingeladen war. Der Aufsatz des Nachtisches war prächtig, und das mittelste Stück davon stellte einen Triumphbogen vor, wovon sich der mit Charaktern verzogne Name des Königs befand. Als dieses Stück auf die Tafel gesetzt wurde, bewunderte es die ganze Gesellschaft; aber der gute Sekretär, da er von Charaktern reden hörte, hatte noch so eine erhitzte Einbildungskraft von seiner ausgestand-

nen Arbeit, daß er glaubte, man muthete ihm zu, an diesen Charaktern seine Kunst zu beweisen; Er verließ also die Tafel, und flohe davon, und fragte noch im Weggehen, ob von geheimen Charaktern die Rede sey. Das Wort Erzählung, glaube ich, wird auf mein Gemüthe bald eben dergleichen Wirkung haben, ob ich gleich überhaupt die Arbeit weder fürchte noch scheue.

Unsre Reise von Berlin nach Hannover ist glücklich, und meine Gesundheit immer dauerhaft gewesen. Es ist uns den ganzen Weg über nichts vorgefallen, das verdiente bemerkt zu werden, außer das einzige, daß wir bey unsrer Ankunft zu Spandau ein Viertheil dieser Stadt in vollem Feuer fanden. Die Flamme hatte bereits die Hauptkirche ergriffen, die Glocken waren geschmolzen, und das Metall floß auf den Gassen. Das Haus des Herrn Generals von Derschau, bey welchem wir abtraten, war nicht weit davon. Aller dieser Verwirrung ungeachtet, nahm er uns sehr höflich auf, und bewirthete uns mit einer kleinen Mahlzeit, wobey des Champagners im geringsten nicht geschonet ward. In der Zeit, da bey dem Herrn Commendanten der Rebensaft also floß, versammleten sich mittlerweile die Soldaten, um ihrer Ordre gemäß die Feuersbrunst zu löschen. Worauf wir unsre

Reise fortsetzten. Wie wir in Hannover aufgenommen worden, und wie wir uns daselbst eingerichtet haben, hiervon werde ich bald eine kleine Beschreibung an den Baron von Pöllnitz übersenden. Er wird nicht ermangeln, meinen Brief Ihnen mitzutheilen. Vorizo mag es genug seyn, werthester Freund, Ihnen nur dieses einzige zu melden, daß wir ordentlich zweymal den Tag nach Herrenhausen gehen, und daselbst dem Könige unsre Aufwartung machen.

Da ich hier selten spiele, so mache ich mir das gute Wetter zu Nutze, und gehe gemeiniglich nach der Mittagstafel entweder in den schönen Alleen des Gartens spatzieren, oder setze mich in eine abgelegne kleine Sommerlaube. Ich komme nicht leicht hieher, daß ich nicht ein Buch zu mir sollte gesteckt haben; das ist ein vortreffliches Mittel wider die lange Weile des Hofes. Ich habe Ihrem guten Rath gefolget, und mir vorgenommen, die alten Dichter, Redner und Geschichtschreiber nach der Ordnung zu lesen, um meinen Geschmack zu bilden. Ich habe mit dem Homer den Anfang gemacht, und bin sowohl mit seiner Ilias, als Odyssee zu Ende gekommen. Da es mir gehet, wie dort der Henriette in den klugen Frauen, und da ich kein Griechisch ver-

stehe, so habe ich mich der französischen Uebersetzung der Madame Dacier bedienet. Allein, werther Freund, verzeihen Sie mir das Geständniß, so ich Ihnen gleich ablegen werde, und schreiben Sie es meiner Kühnheit zu. Ich muß es Ihnen bekennen, daß es mir sehr sauer angekommen, den ganzen Homer vom Anfange bis zum Ende durchzulesen. Vielleicht ist dieses in den Augen des Apollo eine Lästerung; allein, warum gönnet mir dieser Gott nicht ein mehreres von seinem Einflusse? warum erhitzet er nicht meine Einbildungskraft, damit ich an den Schönheiten des Vaters von der ganzen epischen Poesie, welchen so viele Völker, und so viele Gelehrte seit drey tausend Jahren bewundert haben, ebenfalls Gefühl und Geschmack gewinnen könne? Da sey der Himmel vor, daß ich die bekannte Streitigkeit über den Vorzug der Alten oder der Neuen wieder rege machen, oder, daß ich hier die Gedanken wiederholen wollte, welche der Herr de la Motte bereits in seinen Betrachtungen über die Critik so geschickt ausgedrückt hat, und womit er für die Neuern wider die Madame Dacier zu Felde zieht. Einer von unsern Freunden hat gesagt: Die Madame Dacier habe in dieser Streitigkeit, wie ein bestäubter Gelehrter, und der Herr de la Motte wie eine witzige und liebenswürdige

dige Frau das Wort geführet. Mich dünkt aber, daß dieser schöne Geist nicht alles gesagt hat, was er hätte sagen können, und daß einem jungen kühnen Menschen, wie mir, dessen Urtheil von keiner Erheblichkeit ist, gar wohl erlaubt seyn wird, desselben Gedanken vollends auszuführen. Es gehe auch so schlimm, als es wolle, so stellen Sie sich nur allemal vor, daß meine Unwissenheit Ihnen diese Zweifel und Irrthümer in der Absicht vorträgt, um Dero Gelehrsamkeit und Urtheilungskraft anzutreiben, alle diese Meynungen zu verbessern. Ich fürchte wenigstens nicht, daß Sie mich anfahren werden, wie Boileau den Perrault aus eben diesem Grunde in diesem sinnreichen Gedichte angefahren hat:

Aus Ursach alberner und abgeschmackter Reden
Geführt zum Schimpf der ältsten Redner und Poeten,
Des Cicero, Homer, des Plato und Virgil:
Hieß einst Caligula, ein Mann, leer vom Gefühl,
Nero, ein Wütender und aller Römer Schande,
Und Hadrian, ein Fürst von kindischem Verstande.
Nun, der du ebenfalls in diesem Irrthum steckst.
Doch weit mehr Unverstand, nicht minder Wuth entdeckst,
Der du die Helden schmähst, die einst im Alterthume

Athen und Rom gezeugt: wie? wenn zum Kaiserthume
Das Glück dich noch erhüb? ich bitte ehrfurchtsvoll,
Sprich, wie man Dich alsdenn, o Perrault, nennen soll?

Sie sind viel zu bescheiden, und viel zu artig, als daß Sie so einen gebieterischen Ton, und eine so grobe Schreibart annehmen sollten. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Sie meine beygefügten Anmerkungen mit einiger Nachsicht lesen werden.

Gleich anfangs führe ich einen Satz an, welcher mit der gemeinen Meynung streitet. Ich glaube nämlich: daß ein Mann von Verstande, der kein Griechisch verstehet, weit eher, als ein Gelehrter, der diese Sprache mit vieler Mühe erlernet hat, im Stande seyn wird, von den Verdiensten des Homers ein gesundes Urtheil zu fällen.

Alles, was in unsrer ersten Jugend unsre Einbildungskraft rege gemacht, und unsre ersten Begriffe entwickelt, unsre Hochachtung auf sich gezogen, oder unsern Fleiß auf eine mühsame Art beschäfftiget hat, alles dieses, sage ich, läßt immer bis zum höchsten Alter in unsrer

Seele

Seele so tiefe Eindrücke zurück, daß wir eine immerwährende Bewunderung und eine unvermerkte Ehrerbietung davor beybehalten.

Daher kommt es, daß wir unser ganzes Leben hindurch immer wieder auf die einfältigen Urtheile unsrer Säugammen verfallen, daß wir unsre Lehrer auf niedern und hohen Schulen für ganz unfehlbare Männer halten, daß wir in den Vorurtheilen unsrer ersten Erziehung so viel Standhaftigkeit beweisen; und daher kömmt auch unstreitig die Hartnäckigkeit, womit diejenigen, die in einer falschen Religion erzogen worden, ihren irrigen Lehrsätzen getreu bleiben.

Die Erlernung der todten Sprachen kostet unendlich viel Mühe, und wegen einiger wenigen guten oder glänzenden Gedanken, die wir in den griechischen und lateinischen Autoren antreffen, thun wir uns aus Eigenliebe, wenn wir solche verstehen, so viel darauf zu gute, daß wir gleichsam aus Erkenntlichkeit für unsern belohnten Fleiß, selbige so gleich für erhabne, für unfehlbare Schriftsteller ausgeben. Hierzu kommt noch dieses, daß die Lehrer, so wohl auf den niedern als hohen Schulen, welche bey Erklärung der klaßischen Autoren von den schönen Wissenschaften Unterricht geben, uns eine Art von Ehrerbie-

tung gegen diese Autoren einflößen, und uns öfters in selbigen Schönheiten anmerken lassen, welche nicht darinne befindlich sind, und welche bey den Neuern vielmehr unter die Zahl der falschen oder gemeinen Gedanken würden gerechnet werden. Auch darf die lange und allgemeine Bewunderung, womit alle Völker für den Homer eingenommen gewesen, uns im geringsten nicht irre machen. Ein philosophischer Verstand findet darinnen weder etwas besonders, noch etwas überzeugendes. Gesetzt, daß ein Monarch den Befehl gäbe, daß, ich will nicht sagen, das verlohrne Paradies des Milton, oder das befreyte Jerusalem des Tasso, oder die Luisiade des Camöns, oder die Henriade des Voltaire, sondern, was noch weit mehr ist, daß der wütende Roland des Arioſto, die Begebenheiten der schönen Magdalene, aus der Provence, oder der Eulenspiegel, als klaßische Bücher in seinen Staaten angesehen werden sollten; Gesetzt, daß er Professoren bestellte, um solche zu erklären, und alle darinne enthaltene Schönheiten fühlbar zu machen: so getraue ich mir in diesem Stücke mich auf die Erfahrung zu berufen, daß alle diese Bücher hundertmal aufgelegt, mit Noten und Erklärungen bereichert und von Jahrhundert zu Jahrhundert würden bewundert werden.

Nun erhellet aber aus der Geschichte selbst, daß der Homer durch ausdrückliche Befehle der griechischen Republiken zu einem klaßischen Autor ist erhoben worden, daß sehr viele Städte wegen der Ehre, ihn hervorgebracht zu haben, einen Rangstreit angefangen, und gewisse Schreiber unterhalten und besoldet haben, um seine Gedichte abzuschreiben, und daß, wenn auch ein Wagehals ihn zu tadeln sich erkühnet hätte, solcher nicht nur für einen Zoilus würde seyn gehalten worden, sondern auch sich würde in Gefahr gesetzt haben, von dem Rathe ins Elend gejagt, und von dem Volke mißhandelt zu werden. Die ersten Römer hatten bis auf die Zeit des Augusts kein andres episches Werk, als die Heldengedichte des Homers, und sie machten überhaupt nicht viel Wesens aus den Werken des Witzes. Es ist also eben nicht so sehr zu verwundern, daß sie daran Geschmack gefunden haben.

Die Zeiten unter den folgenden Kaisern wurden immer schlimmer, und verloren nach und nach das Gefühl für die schönen Wissenschaften; und die Bewunderung eines mittelmäßigen Weltalters ist von der Vortrefflichkeit eines Werks eben kein sichres Merkmaal. Mich dünkt also, daß der Beweisgrund, welcher von der beständigen Verehrung so

vieler

vieler Jahrhunderte hergenommen wird, nicht so bündig ist, als man vorgiebt. Aber ich habe noch weit mehr zu sagen, ich vermuthe, daß Homer seine Sprache vollkommen verstanden, und seine Werke in einer überaus schönen Schreibart verfertiget hat; obgleich die Vermischung so verschiedner griechischen Mundarten, die in seinen Gedichten durch und durch herrschen, mir nicht anders als seltsam vorkommen kann. Allein, da der Ausdruck eben das bey den Gedanken ist, was die Kleidung bey den Menschen zu seyn pflegt; und da diese von dem Pöbel wegen ihrer schimmernden Pracht, oft mehr als die Person selbst, welche sie trägt, bewundert wird: so kann es wohl seyn, daß der Pöbel der Gelehrten durch die schwülstige und geschminkte Schreibart des Homer sich blenden läßt; da hingegen ein Mensch, welcher kein Griechisch versteht, den Witz dieses Poeten, so zu sagen, nackend erblickt, und den ganzen Zusammenhang seiner Gedanken, als ein unparteyischer und von allen Vorurtheilen befreyter Richter untersucht. Hier ist es, mein Herr, wo ich viel Anmerkungen zu machen habe; Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die vornehmsten davon mittheilen darf, ich werde aber diese Materie nur berühren, um diesen Brief so viel als möglich zu verkürzen, welcher ohne-

dies

dies wider meinen Willen zu einer Abhandlung geworden ist.

Worinnen liegt die Ursache, daß man uns verbindet, die beyden Gedichte des Homers zum Muster für alle übrige anzunehmen? Mich dünkt, daß diese andern Gedichte die Unvollkommenheit, welche den ersten witzigen Geburten von allen Arten anzukleben pflegt, nur noch gar zu sehr empfinden. Glauben Sie denn nicht, daß es möglich wäre, sich einen ganz andern Plan vorzustellen, oder den Entwurf des ersten Erfinders zu verändern und zu verbessern? In Wahrheit! wenn die langen und bey jedem Augenblick wiederholten Episoden, wenn die langwierigen Reden, oder vielmehr die Predigten, welche in den Rathsversammlungen gar kein Ende nehmen, und welche an der Spitze einer Armee, wo die Menge des Volks einen Raum von einer Meile einnimmt, und unmöglich selbige vernehmen kann, eben so übel angebracht, als unnatürlich sind; wenn die bis zum Sterben unerträgliche Wiederholung von einerley Gedanken und einerley Vorstellungen, wenn die beständige Erscheinung der Götter, so bald die Helden einen einfältigen Schritt gethan haben, wenn, sage ich, alle diese Dinge, die das Gewebe der homerischen Gedichte ausmachen, das eigentliche Wesen

der

der Epopee sind; so bekenne ich aufrichtig, daß mir ein episches Gedichte nicht anders als ein Kindermährchen vorkommt, und daß ich die verständigen Leute gar sehr beklagen würde, wenn sie sich genöthiget sähen, die Regeln der Weisheit aus einer solchen Quelle zu schöpfen, und sich daraus mit so entsetzlichen Ekel unterrichten zu lassen.

Die Madam Dacier ist von der Vortrefflichkeit dieses Autors so sehr eingenommen, daß sie ihn zu übersetzen sich große Mühe gegeben hat, daß sie in den Noten zu den Stellen, wo der Homer bisweilen in der That abgeschmackte Dinge vorbringt, alle Augenblicke ausruft: Was vor Poesie! welche göttliche Poesie! und daß sie in der Vorrede zum Vellejus Paterculus ausdrücklich behauptet: wie der Homer niemanden vor sich gehabt, dem er hätte nachahmen, und niemanden nach sich, der ihm hätte nachfolgen können. Und gleich darauf: daß niemals ein Poete gewesen wäre, welcher sich zu der Höhe des Homers geschwungen, oder nur seine Kunst verstanden hätte. Wenn man die Geburt eines erhitzten Gehirns, welche alle Augenblicke mit dem guten Geschmack streitet, eine Kunst nennen kann; so dünkt mich, es würde kein groß Unglück vor das mensch-

liche Geschlecht seyn, wofern diese Kunst wäre verloren gegangen; wenn sie nämlich so groß ist, als sie seyn soll.

Lesen Sie nur, ich beschwöre Sie, die Vorrede, welche die Madame Dacier der Odissee vorgesetzt hat, und sehen Sie, was vor Schlüsse das Vorurtheil, und der Geist der Parteylichkeit in einer sonst geschickten Frau hervorbringen kann. Nachdem sie eine Menge von falschen Schlüssen einen über den andern gehäufet hat, um ihren göttlichen Homer zu rechtfertigen, so thut sie auf den Herrn von Perrault einen Anfall. Da sie überzeugt ist, daß er ein Mann von Verstande und ein guter Schriftsteller ist, und daß er sonst alle die Eigenschaften besitzt, welche einen verständigen und ehrlichen Mann ausmachen: so erhebt sie ihn mit vielen Lobsprüchen, sie schließt aber mit diesen Worten: daß alle diese guten Eigenschaften durch einen einzigen Fehler vertilget oder verdunkelt würden. Und welcher Fehler? werden Sie es glauben? Er findet am Homer keinen Geschmack; er erkühnet sich so gar, ihn zu tadeln. Gräuliches Verbrechen, welches alle gute Eigenschaften, und alle

Voll-

Vollkommenheiten eines geschickten Mannes vernichtet! Um Gottes Willen, mein Herr, denken Sie nicht nach Art der Madame Dacier von mir, sondern lieben Sie mich beständig. Ich habe Ihnen bisher meine Zweifel nur überhaupt vorgetragen, aber ich werde die Ehre haben, Ihnen diesfalls ein andermal meine Bewegungsgründe ausführlich zu entwickeln. Grüßen Sie alle unsre gemeinschaftliche Freunde, und glauben, daß ich ohne Ausnahme

bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An Ebendenselben, in Berlin.

Hannover, den 30 Jul. 1740.

Sie verlangen also, mein Herr, daß ich in Mittheilung meiner Gedanken über den Homer fortfahren soll, und Sie halten Ihr Urtheil so lange zurück, bis Sie den Beschluß davon gesehen haben. Ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen, allein nicht ohne Zittern: ob ich mir schon schmeichle, daß diese Anmerkungen niemanden anders, als Ihnen, zu Gesichte kommen werden. Wenn man aber gleichwohl wider meine Meynung etwas davon erfahren, und so gar, wenn man auch solche für etwas unrichtig halten sollte: so erwarte ich doch wenigstens von der Billigkeit der Welt kein so hartes Urtheil, als die übertriebenen Verehrer des Alterthums wider die Redlichkeit und den Verstand ihrer Widersacher ausgesprochen haben.

Lassen Sie uns anfänglich die Fabel der Ilias und der Odyssee untersuchen. Der Hauptgegenstand der erstern ist der Zorn des Achills, welcher sich wegen seines

Mägdchens mit dem Agamemnon entzweyt, und endlich den großen Verdruß, den er empfindet, durch seine Entfernung an den Tag legt. Die Feinde machen sich diese Zwistigkeit zu Nutze, und erhalten einige Vortheile. Allein, so bald diese zween obersten Generale mit einander wieder ausgesöhnet sind, so jagen sie ihren gemeinschaftlichen Feind in die Flucht. In der Odyssee ist dieser Innhalt: Ulysses ist von seinem Vaterlande entfernt. Seine Abwesenheit verursacht große Unordnung in seiner Familie. Allein, nach vielen Jahren voller Gefahr und Mühe kommt er zurück, tödtet seine Feinde, und bringt sein Hauswesen wieder in Ordnung.

Ich gebe es zu, daß man die ganze Kunst des Homers zu Hülfe nehmen muß, wenn man aus so einem geringen Stoff dasjenige machen will, was er daraus gemacht hat. Allein, war es denn nöthig, eben solche Materien sich zu seinem Gegenstande zu erwählen? Gab ihm denn die Geschichte und die Fabel zu seiner Zeit nicht genug Materien an die Hand, die weit wichtiger und weit rührender waren. Vergleichen Sie nun mit diesem Stoff diejenigen Materien, so die neuen epischen Dichter bearbeitet haben, und sagen

Sie

Sie mir alsdenn ohne Vorurtheil Ihre Meynung. Nehmen Sie einen Milton, welcher Ihnen den Verlust des Paradieses und der Unsterblichkeit wieder vor Augen bringt, ein Gegenstand, woran das ganze menschliche Geschlecht auf die wesentlichste Art Antheil nimmt; einen Gegenstand, welcher alle seine Schönheiten mit sich führt, ohne daß es nöthig ist, zu den Episoden und weit hergesuchten Zierathen seine Zuflucht zu nehmen; einen Gegenstand endlich, wodurch der Poete gleichsam ein Maler des irrdischen Paradieses und aller in der Welt befindlichen Schönheiten wurde. Camöns macht, vermittelst der großen Kunst der Schiffahrt, uns die Entdeckung eines neuen Weges, eines neuen Landes, ja! fast einer neuen Welt, bekannt; und diese Entdeckung wird eine Quelle der Gemeinschaft und der Handlung zwischen zween Haupttheilen des bewohnten Erdreichs. Tasso schildert uns das von dem Joche der Mahomedaner befreyte Jerusalem ab, eine Stadt, welche für alle Völker, welche den Namen der Christen führen, jederzeit ein Gegenstand der tiefsten Ehrerbietung gewesen ist, und wo der Heiland der Welt am Kreuze, um das menschliche Geschlecht zu erlösen, seinen Geist aufgegeben hat. Der Herr von Voltaire entwirft uns

ein Muster für Könige und Helden in der Person Heinrichs des Vierten, eines der größten Monarchen in der Welt, welcher durch seine Tugenden und seine Thaten so wohl ein Vater als Ueberwinder seiner Unterthanen wird. Sehen Sie, dies dünkt mich, sind vortreffliche, dies sind der Majestät der Epopee würdige Gegenstände.

Lassen Sie uns nun auf die Anrufung kommen. Ich will nicht untersuchen, ob selbige in einem epischen Gedichte schlechterdings nothwendig ist oder nicht, nur kommt es mir vor, als wenn die Anrufungen, deren sich Homer bedient, in den Gemüthern seiner Zeitgenossen eine ganz andre Wirkung, als sie gegenwärtig äußern, hätten hervorbringen sollen. Er fängt seine Ilias also an: Göttinn, singe den Zorn des Achills, der ein Sohn des Peleus war ꝛc. und seine Odyssee: Muse, erzähle mir die Begebenheiten dieses vorsichtigen Mannes, welcher nach der Zerstörung der heiligen Stadt Troja viele Jahre lang in verschiedenen Ländern herum geirret ist ꝛc. Zu der Zeit, da der Poete dieses schrieb, herrschte die heydnische Religion in der ganzen Welt, so weit solche bekannt war, und folglich sollten die Namen der Götter und Muse bey den Heyden ganz andre Ideen im

Ver-

Verstande rege machen, als bey uns, die wir ihre Gottheiten als etwas erdichtetes ansehen. Was würde man sagen, wenn heut zu Tage ein Poete seine Gedichte also anfangen wollte: Heilige Jungfrau, singe den Zorn Carls des Zwölften, der ein Sohn Carls des Eilften war, oder heilige Genevieve, erzähle mir die Begebenheiten dieses vorsichtigen Mannes, welcher nach der Zerstörung der Städte Italiens und Deutschlands das abendländische Kaiserthum aufgerichtet hat ꝛc. Und was vor eine Göttinn ist es endlich, welche Homer in seiner Ilias anruft? Mich dünkt immer, die Madam Dacier weis es selbst nicht, und die Sache hätte wohl sollen deutlicher bestimmt werden.

Ich glaube, daß der Leitfaden der Erzählung in einem Gedichte ganz anders, als der Leitfaden der Erzählung in einer Geschichte beschaffen seyn müsse. Aber bey dem einen wie bey dem andern wird die angebohrne Neugierde des Lesers es kaum erwarten können, bis sie auf die Entwickelung der Sache selbst kommt.

Vielleicht ist diese Neugierde bey einer Handlung, welche in einem Gedichte auf eine einfache Art vorgetragen wird, noch weit hi-

ßiger, als bey einer zusammenhangenden Geschichte, wo eine große Anzahl verschiedner Thaten auf einander folgen. Man muß also, wie ich glaube, in einem Gedichte der Trockenheit der Erzählung durch Episoden, Allegorien, Sittensprüche, Reden, Vergleichungen und dergleichen Dinge zuvor kommen. Allein, es wird auch erfordert, daß alle diese Zierathen mit einer gewissen klugen Sparsamkeit angebracht, und nicht mit vollen Händen ausgestreuet werden. Nun dünkt mich, daß in den Gedichten des Homers die Haupthandlung mit Episoden und Ausschweifungen überschwemmet ist. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird nicht gereizt, nicht im Zweifel erhalten: sondern seine Ungeduld wird gemartert; er leidet; und der Faden der Erzählung ist durch die nichtigen Verzierungen dergestalt gerissen, daß es nicht leicht ein so glückliches Gedächtniß giebt, welches sich auf alle Begebenheiten von Anfange her besinnen könnte. Nennen Sie dieses nun wesentliche Schönheiten der Epopee? sind dieses Vollkommenheiten? oder sind es Fehler? ich weis es gänzlich nicht. Eröffnen Sie mir die Augen, mein Herr, wenn ich blind bin, daß ich es nicht einsehe. Allein, ich wette viel, daß es in unsern Tagen niemals einen Mann von

Ver-

Verstande gegeben hat, der die Gedichte des Homers von Anfange bis zu Ende ohne Ekel gelesen hat.

Ich ließ es noch gelten, wenn alle diese Metaphorn, diese Allegorien, diese Vergleichungen verschieden, edel und angenehm wären: Allein, keinesweges; ich sehe den guten Homer alle Augenblicke in das vorige, so er schon zehnmal gesagt, in das niedrige, und in das gemeine verfallen. Wenn ich eine Abhandlung schriebe, so wollte ich wohl dreyßig von seinen Versen anführen, wo einerley Gedanke herrscht, und wo solcher, wie ich ganz gewiß vermuthe, in der Grundsprache mit den nämlichen Worten ausgedrückt ist. Er sagt zwanzigmal bald von seinen Helden, und bald von seinen Göttern. Nachdem sie gut gegessen und gut getrunken hatten, so thaten sie dies und dies. Die grauäugige Minerve kommt an allen Orten vor, und tausend dergleichen zum Ekel wiederholte Dinge.

Ich weis gar wohl, daß die Vertheidiger des Homers diese Anmerkung machen; daß ein jeder gescheider Leser, durch Hülfe seiner Vorstellungskraft, sich in das Jahrhundert und in das Land, worinnen dieser Poete gelebet hat, versetzen, und nach den Moden, nach

den Sitten und nach den Gebräuchen der damaligen Zeiten, die von den unsrigen so sehr unterschieden sind, des Dichters Gedanken und Ausdrücke beurtheilen soll. Allein, werther Freund, meine Critik gehet hier nicht auf Bilder und Vergleichungen, welche von solchen Gegenständen hergenommen sind, deren Wesen von der Veränderung der Gebräuche und Gewohnheiten abhängt; sondern auf solche, welche aus der Natur selbst hergeholt werden, und welche zu allen Zeiten und an allen Orten ebendieselben verbleiben. Betrachten Sie nur einmal, ich bitte Sie darum, einen Ochsen oder Esel, und sehen Sie, ob jemals ein Mensch von Geschmack bey Vorstellung eines Helden oder Gottes eine geschickte und artige Anspielung auf diese plumpen, garstigen und dummen Thiere wird machen können. Gesetzt aber, daß diese Vergleichungen und Bilder zur Zeit des Homers vor edel und schön wären gehalten worden: so sind sie es doch sicher in unsern Tagen nicht. Ich gebe den Zeitgenossen dieses Poeten gar gerne zu, daß sie in solchen etwas erhabenes mögen gefunden haben, wenn man mir nur zugiebt, daß ich nach dreytausend Jahren dergleichen nicht mehr darinnen finden darf, und wenn mir in den weit aufgeklärtern Zeiten, worinne ich lebe, und bey den itzigen ganz veränderten Sitten,

nur

nur vergönnet ist zu bekennen, daß ich darinnen weder ein Vergnügen, noch einen Unterricht antreffe. Ich glaube, wenn man in einem Werke, es sey von einer Beschaffenheit, von welcher es nur wolle, wenn man in einer Religion, oder Jahrhunderte, worinnen es sich nur schickt, Götter erscheinen läßt, und Helden anführet: so muß man solche im geringsten nicht vorstellen, als wenn sie abgeschmackte Dinge schwatzten; man muß ihnen weder die Sitten der Ruderknechte, noch die Manieren der Lastträger, noch die Denkungsart der Seeräuber und Freybeuther andichten. Die Madam Dacier macht zwar mit Recht diese Anmerkung, daß ein Poete die Götter keine andre Sprache, als die Sprache der Menschen könnte reden lassen, weil wir keine andre verstünden: allein deswegen war es doch eben nicht nöthig, sie die Sprache des Pöbels führen zu lassen. Man muß ihnen solche Worte in Mund legen, wie die Herren Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon, Fenelon und einige andre bey Anführung ihrer Helden und Halbgötter gethan haben.

Der Herr von Voltaire sagt in seinem Versuch über das epische Gedichte:

Was das grobe Wesen, welches man an den Helden des Homers zu finden vermeynet, anlangt; so mag man immer,

so sehr als man will, darüber lachen, daß man in dem neunten Buche der Ilias den Patroclus drey Schöpskeulen in einem großen Topfe ansetzen, das Feuer anzünden und aufblasen, und eine Mittagsmahlzeit vor sich und den Achill zubereiten siehet. Achill und Patroclus werden nichts desto weniger groß und vorzüglich bleiben. Carl der Zwölfte, König von Schweden, hat sechs Monate lang zu Demir Tocca seine Küche besorgt, ohne das geringste von seinem Heldenmuthe zu verlieren, und die meisten von unsern Generalen, welche alle Schwelgerey eines weichlichen Hofs mit ins Feld nehmen, werden wohl schwerlich diesen Helden, welche ihre Küche selbst bestellt haben, gleich kommen können ꝛc.

Ich gebe es zu, daß Achill und Carl der Zwölfte allemal sehr verehrungswürdige Helden bleiben werden, wenn gleich der erste Schöpskeulen in einen Topf, und der andre Capaunen an einen Bratspies gestecket hat: allein, wenn einer von diesen großen Männern mir zum Innhalt eines heroischen Gedichts dienen sollte; so würde ich mich für sehr lächerlich halten, wenn ich darinnen so kleine, und so wenig wichtige Anmerkungen von ihrem

Pri-

Privatleben anführen wollte, und ich würde allen meinen Lesern gar gerne vergönnen, entweder auf meine Unkosten sich lustig zu machen, oder wenigstens, an dergleichen Stellen sich einen Ekel zu lesen.

Ueberdies dünkt mich, als wenn Madam Dacier und andre Bewundrer des Homers, nicht allemal so ein zärtliches Gefühl hätten, daß sie in ihren Poeten das Riesenmäßige von dem Erhabnen sattsam unterscheiden könnten. Wenn der Jupiter mit einem einzigen Niesen den ganzen Olymp zittern macht, wenn ein andrer Gott, um von einem Orte zum andern zu kommen, drey Schritte thut, und bey dem vierten am Ende der Welt anlangt: so finde ich darinnen nicht mehr erhabnes, als in dem Feenmährchen, wo erzählet wird: Es wäre einmal ein Mann gewesen, der Stiefeln gehabt hätte, mit welchen er bey jedem Schritte sieben Meilen zurücklegen können. In den meisten dieser Stellen, welche für erhaben ausgegeben werden, und überhaupt in verschiednen der allerschönsten Erfindungen des Homers, scheint mir die Wahrscheinlichkeit, ja selbst die physikalische Möglichkeit, oder die Sittenlehre beleidiget zu seyn. Lesen Sie nur, ich bitte Sie, die Beschreibung, welche im achtzehnten Buche der Ilias, von dem Schilde des Achills vorkommt, und sagen

Sie

Sie mir, ob es möglich sey, daß alle diese Begebenheiten, die der Poete angiebt, auf ein Schild, man mag sich es auch noch so groß, als man will, vorstellen, konnten gestochen werden. Und wenn auch dieses durch die Kunst des Vulcans möglich gewesen wäre, so würde doch ein dergleichen Schild, worauf man so kleine Figuren in der Absicht gekritzelt hatte, daß sie in der Ferne in die Augen fallen sollten, ein Stück der Rüstung von sehr schlechten und gar lächerlichen Geschmack abgegeben haben. Man muß entweder eine sehr unfruchtbare oder eine sehr erhitzte Einbildungskraft haben, wenn man die Geschichte, die man erzählen, oder die Zierathen, womit man sein Werk ausschmücken will, auf so eine verkehrte Art anbringt. Sehen Sie nur, mit was vor unendlich weit mehrern Geschmack und Wahrscheinlichkeit Tasso die Malerey von den Liebeshändeln des Achills, des Herkules und der Omphale, des Antonius und der Cleopatra, und dergleichen, über den Thüren in dem Pallast der Armide, durch welche Renauld nach dem Zimmer, wo ihn seine Liebste erwartete, gehen mußte, angebracht hat.

Ich hätte noch viel andre Anmerkungen über den Homer zu machen, allein ich will aufhören, weil meine Absicht nicht ist, eine Streitigkeit anzuzetteln, oder eine Abhandlung

zu

zu schreiben. Ich habe vielleicht ohnedies schon zu viel gesagt. Erlauben Sie mir nur, mit dieser einzigen Anmerkung zu schließen: daß man in der That Ursache hat ein kleines Mißtrauen in die gründlichen Verdienste eines Autors zu setzen, welcher seinen Anhängern in Erdichtung allerhand Spitzfindigkeiten so viele Mühe verursacht, und bey dessen Vertheidigung man so große Kunst anwenden muß. Es ist wenigstens offenbar, daß die Schönheit seines Werk weder rührend ist, noch in den Augen der ganzen Welt vor allgemein angenommen wird, und daß die bekannte Ungleichheit, welche sich in den Gedichten des Homers befindet, schon seit langer Zeit zu diesem Sprüchwort Anlaß gegeben:

Bonus interdum dormitat Homerus.
Homer, der gute Mann, schläft auch bisweilen ein.

Aus allem nun, was ich Ihnen bisher wider diesen Poeten vorzubringen die Ehre gehabt habe, machen Sie ja nicht den Schluß, werther Freund, als wenn ich Ihnen etwan deswegen nur das mindeste Böse wünschte, weil Sie mir selbigen zum Lesen so sehr angepriesen haben. O nein! ich bin Ihnen vielmehr große Verbindlichkeit schuldig; ich habe ein überaus großes Vergnügen empfun-

den,

den, die schönen Künste in ihrem ersten Ursprunge, und mit ihren ersten Unvollkommenheiten kennen zu lernen. Ich müßte sonst den Geschmack und eine gute Beurtheilungskraft verlohren haben, wenn ich nicht eine unendliche Menge von wirklichen Schönheiten in dem Homer gefunden hätte. Man muß dieses mit eben der Redlichkeit zugestehen, mit welcher man seine Fehler bemerkt; ich bewundre die erhabnen Stellen, die ich in diesem Poeten antreffe; ich bin davon ganz eingenommen: allein, ich verlache auch die Begeisterung seiner blinden Anbeter, welche alles dasjenige, was er tadelnswürdiges an sich hat, zu bemänteln suchen, und welche denenjenigen, die das schlechte und mittelmäßige nicht für etwas schönes und prächtiges annehmen wollen, eine gesunde Denkungsart und ein redlich Herz offenbar absprechen.

Sagen Sie mir, ich bitte Sie, habe ich recht oder unrecht. Ihr Urtheil hat so viel Ansehn bey mir, daß ich allemal bereit bin, mich demselben zu unterwerfen. Ich will gar gerne eingestehn, daß der Irrthum ein Erbtheil des menschlichen Witzes ist, und überhaupt eines menschlichen Witzes, der, wie der meinige, sich erstlich aufzuklären anfängt. In Erwartung Ihrer Antwort, habe ich die Ehre zu seyn ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An den Herrn Baron von Pöllnitz, zu Berlin.

Hannover, den 6. August, 1740.

So ist denn der König von Königsberg in Preußen zurückgekommen! Ich bin Ihnen gar sehr verbunden, daß Sie die Gütigkeit gehabt, und mir von der Reise Sr. Majestät einige Nachricht ertheilet haben. Ich habe solche einigen angesehenen Personen zu lesen gegeben, und diese sind sowohl von den Merkmaalen der Gnade und Großmuth, welche der König überall blicken lassen, als auch von der witzigen Schreibart, womit Sie alle bey der Huldigung vorgefallnen Handlungen und merkwürdigen Ceremonien erzählen, fast ganz bezaubert worden.

Diese wichtige Beschreibung ist gleichsam eine Fortsetzung von Ihren Geschichten, woran die artige Welt so viel Vergnügen findet. Man verwundert sich nun nicht mehr so sehr, daß sich der König nicht hat krönen lassen. Friedrich der Erste, König von Preußen, hatte seine guten Ursachen, diese Ceremonie beyzubehal-

behalten; Allein, seine Nachfolger empfangen die Krone nicht von den Händen ihrer Unterthanen, sondern aus den Händen der Vorsicht. Sie lassen sich damit begnügen, daß Ihnen von den Truppen, von dem Adel und von dem Volk der Eid der Treue abgeleget wird. Die Herren Dacier, die Münzmeister zu Genev, haben nur itzt eine sehr schöne und große Schaumünze geprägt, welche sich auf diese Gedanke bezieht. Sie ist von Metall. Auf der einen Seite siehet man das Brustbild des Königs mit der gewöhnlichen Umschrift: Fridericus II. Rex Borussiae. Friedrich der Zweyte, König von Preußen, und im Abschnitte den Wahlspruch Sr. Majestät: pro patria & gloria; für das Vaterland und für den Ruhm. Die andre Seite stellt die Stadt Königsberg vor, und über derselben einen in der Luft schwebenden Adler, mit diesen Worten: Rex natura, ein König von Natur.

Der König, welcher das Ceremoniel nicht sehr liebt, ist, wie ich glaube, wohl sehr vergnügt gewesen, daß er desselben überhoben worden; allein er wird auf seiner Reise nach Westphalen, nach Cleve und Wesel nicht ganz davon befreyet bleiben. Diese Reisen insgesammt verursachen Ihnen und den übrigen Herren Hofleuten eben so viel Beschäfftigung, als wenn sie die Aufwartung bey Hofe hätten. Ihr

Ver-

Verstand, Ihr Körper und Ihre Beine müssen sich also recht wohl dabey befinden, daß sie sich itzt ein wenig erholen, und etwas Ruhe genießen können. Damit ich Ihnen in Ihren müßigen Stunden einen kleinen Zeitvertreib verschaffe, so erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen von unserm Aufenthalte zu Hannover eine kleine Beschreibung machen darf. Es kann Ihnen solche nicht ganz und gar gleichgültig seyn, weil Sie an meinem Schicksale Antheil nehmen, und weil Sie die vornehmsten Personen kennen, die auf dem hiesigen Theater eine vorzügliche Rolle spielen.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm seine Augen geschlossen, als wir, wenn es Ihnen noch erinnerlich ist, den Herrn Baron von Münchhausen, den ersten Minister des Königs von England im Churfürstenthum Hannover, zu Berlin ankommen sahen. Er begab sich hieher, um von Seiten Sr. Großbritannischen Majestät, dem neuen Könige so wohl das Beyleid zu bezeugen, als auch wegen dessen Erhebung auf den Thron, den Glückwunsch abzustatten. Diese Ankunft war so übereilt, daß der Herr von Münchhausen seit dem Ableben des verstorbenen Königs unmöglich von London hierzu Befehl konnte erhalten haben. Wir urtheilten also,

daß die Absendung dieses Ministers schon vorher, so bald als man in England von der tödtlichen Krankheit des preußischen Monarchen Nachricht bekommen hatte, müsse abgeredet gewesen seyn; und diese besondre Aufmerksamkeit ließ muthmaßen, daß der londensche Hof sich bemühte, dem unsrigen mit Höflichkeit zuvor zu kommen, und das Andenken der vorigen persönlichen Feindschaft gänzlich zu vertilgen, welche zwischen Friedrich Wilhelm und dem Könige von Großbritannien von der ersten Kindheit an gedauert, und welche die Minister beyderseitigen Höfe öfters in große Verlegenheit gesetzt hatte.

Man hat mir erzählt, daß diese Antipathie, welche weit schlimmer als der Haß selbst ist, öfters zu einem so großen Ausbruch gekommen, daß die beyden Monarchen, nach dem Beyspiel Kaiser Carls des Fünften und des allerchristlichsten Königs, Franz des Ersten, so gar den Vorsatz einstmals gefaßt hätten, sich in einem Zweykampfe mit einander zu schlagen. Der König George habe den Brigadier Sutton, und der König von Preußen den Obristen von Derschau zu seinem Secundanten schon erwählt gehabt: das hildesheimische Gebiete wäre zum Versammlungsplatze bestimmt worden; Se. Großbritannische Majestät hätten sich damals zu Hannover befun-

befunden, und Se. preußische Majestät wären schon bis Salzthal bey Braunschweig gekommen; der Baron von Bork, preußischer Minister zu London, welcher von diesem Hofe gleich damals auf eine sehr ungnädige Art zurückgesendet worden, wäre bey dem Könige, seinem Herrn, zu Salzthal angelangt, und da er ihn in einer so aufgebrachten Hitze gesehen hätte, so habe er nicht vor rathsam gehalten, sich gerade zu dieser Gemüthsbewegung zu widersetzen, sondern er habe, um Zeit zu gewinnen, sich gestellt, als wenn er den Zweykampf, womit dieser Prinz umgienge, billigte, ja! er habe sich so gar angeboten, den Ausfoderungsbrief selber zu überbringen; nach einer Stunde aber sey er wiederum ins Zimmer des Königs getreten, und habe sich die Freyheit genommen, ihn also anzureden: Ich bin überzeugt, Ihro königliche Majestät, daß Dero Zwistigkeit sich nicht anders, als mit einem Zweykampf endigen darf, und wenn mir, es zu sagen, erlaubt ist, so wie es sich für einen Cavalier mit einem andern Cavalier gehört: Allein, Ihro Majestät sind nur von einer gefährlichen Krankheit aufgestanden, Dero Gesundheit ist noch allen den Zufällen unterworfen, welche bey einer Wiedergenesung sich zu ereignen pflegen;

wenn es sich nun unglücklicher Weise zutrüge, daß Dieselben den Tag vor dem Zweykampf, oder in dem Augenblicke des Handels selbst einen Rückfall von Dero Unpäßlichkeit bekämen, was würde alsdenn die Welt sagen? und was würde dies nicht für ein Triumph vor den König von England seyn? wie schlimm würde man nicht diesen Zufall auslegen? und was vor ein verdrüßlicher Verdacht könnte nicht auf die Herzhaftigkeit Ew. Majestät geworfen werden? Hielten Dieselben es also nicht für gut, noch ein vierzehn Tage zu warten, bis Dero Gesundheit völlig wiederhergestellet wäre? Der König, sagt man, ließ sich, wiewohl mit vieler Mühe, diese Bewegungsgründe gefallen; das Ausforderungsschreiben wurde zurück behalten; die Minister, so wohl des einen als des andern Hofes, gewannen Zeit; der Zorn verrauchte bey beyden Monarchen; und die ganze Verdrüßlichkeit wurde ein Jahr darauf beygelegt.

Ich kann Ihnen versichern, mein Herr, daß wir von dieser vorigen, zwischen dem preußischen und engländischen Hause so tief eingewurzelten Feindschaft, auch nicht das allergeringste Merkmaal hier angetroffen haben, und es scheint, daß solche zugleich mit

Frie-

Friedrich Wilhelm gänzlich begraben worden. Man erzeigt uns zu Herrnhausen nichts als Höflichkeiten, und kommt uns darinnen allemal zuvor. Man sucht sich mit uns, so viel ich einsehe, aufs genauste und aufrichtigste zu verbinden, und wenn ich mich nicht irre, so würde man hier mit großem Vergnügen sehen, wenn diese neue Verbindung durch eine Vermählung des Prinzen von Preußen mit der engländischen Prinzeßinn Louisen, von welcher man nicht anders, als mit Entzücken spricht, noch mehr bevestiget würde.

Kaum hatten wir in der Londenschenke den Fuß auf die Erde gesetzt, und waren in die daselbst für uns zubereiteten Zimmer getreten, als der Graf von Truchses den Hauptmann von Queis an Mylord Harrington, engländischen Staatssecretär, und an den Herrn von Münchhausen absendete, um seine Ankunft wissen zu lassen. Eine Stunde darauf kam dieser letztere, und legte bey der ganzen Gesandschaft seinen Besuch ab. Er sprach mit vieler Aufrichtigkeit gegen den Grafen, und gab ihm den Rath, seinen Charakter als Ambassadeur, wovon er das Beglaubigungsschreiben in der Tasche hatte, nicht so gleich bekannt zu machen, damit er sich an das allzugezwungne Ceremoniel nicht binden dürfte; sondern sich ein paar Tage

ruhig in seiner Wohnung zu verhalten, bis er daselbst den Besuch des ganzen Hofes angenommen, und sich zu seiner öffentlichen Audienz angeschickt hätte, worzu er ihm auf den dritten Tag gewisse Hoffnung machte. Der Graf folgte seinem Rathe. Den andern Tag legten wir unsre schwarzen Kleider an, und erhielten in der That den Besuch von allen Ministern, Generalen, Hofleuten und allen Standespersonen, die sich zu Hannover befanden. Unsre Zimmer wurden nicht leer; es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen, und ich vor meine Person war dessen ganz satt. An dem zur Audienz bestimmten Tage selbst holten Se. Excellenz, der Herr von Münchhausen, uns mit den überaus prächtigen Kutschen des Königs ab. Er setzte sich mit dem Herrn Grafen von Truchses in die erste; in der andern waren zween hannöverische Cavalier. Hierauf folgte die große Trauerkutsche des Grafen, welche mit sechs Pferden bespannt war, und vor welcher zween Läufer hergiengen. Die Pagen stunden auf dem Vorderwagen, und vier von unsern Gesandschaftscavalieren saßen darinne; hernach kam der andre Trauerwagen des Grafen mit drey Cavalieren, und endlich der meinige, worinne ich allein lange Weile hatte. Einige Kutschen der vornehmsten Minister schlossen

den Zug. An den Stadtthoren und an dem Eingange des Schloßhofes zu Herrnhausen traten die Wachen ins Gewehr, die Officiers grüßten, und die Trommel wurde gerührt.

Man führte uns in ein Vorgemach, wo wir den ganzen Hof versammlet, und fast in eben so tiefer Trauer, wie die unsrige war, antrafen. Der Herr Graf von Truchses hatte eine ungemein lange Peruque und einen schwarzen Mantel, den er auf dem Erdboden viele Ellen lang nachschleppte; welches dieser sechs Fuß hohen Maschine das traurigste und wunderbarste Ansehen gab, das man sich nur vorstellen kann. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Mylord Harrnigton, und führte uns zur Audienz. Die Saalthüren eröffneten sich, und wir sahen den König von Großbritannien in seiner ganzen Herrlichkeit. Er trug ein violettnes Kleid, und seinen großen Orden des Hosenbandes. Der Graf von Truchses brachte seine Worte vor, und überreichte seine Beglaubigungsschreiben mit vielem Anstand: allein, er behielt nicht viel Zeit zu reden, denn der König unterbrach ihn, und antwortete mit aller nur möglichen Huld und Güte, und sprach darauf gegen ihn mit einer solchen Art von Aufrichtigkeit, welche den ganzen Hof bezauberte. Se. Majestät konnten die erbare und ernst-

hafte Anständigkeit des Grafen nicht genug bewundern, und sagten zu ihm ganz leise mit Lächeln: Herr Graf, wenn man Sie in diesem Aufzuge sieht, so sollte man schwören, Sie wären über den Tod Ihres Herrn fast zur Verzweiflung gebracht. Hierauf wurden auch wir dem Könige vorgestellt, welcher zu einem jeden unter uns etwas angenehmes und verbindliches sagte. Beym Herausgehen aus dem Audienzsaal legte der Herr Graf seinen Mantel ab, und kurz darauf setzte man sich zur Tafel. Der Herr Graf hatte die Ehre, mit Sr. Majestät zu speisen, uns aber gab man an der Marschallstafel eine überaus herrliche Mahlzeit. So bald der König aufgestanden war, ließ man uns in den Speisesaal kommen, wo wir eine Menge der vornehmsten Hofleute antrafen, welche uns mit dem Glase in der Hand empfiengen. Der Oberschenke befand sich an seinem Orte, nämlich am Trinkstuhle, und verrichtete sein Amt, indem er uns auf die beste Art von der Welt ein volles Glas nach dem andern zubrachte. Nach Vollendung dieser gut deutschen Ceremonie reichte man uns den Coffee, und führte uns darauf in den großen und schönen Garten. Dieser ist mehr prächtig als angenehm. Seine Alleen sind breit, und seine Hecken

hoch

hoch und schön; es giebt darinnen Fontainen, Baßins, und bewundernswürdige Springwasser; der größte Springbrunnen befindet sich in der Mitten, und ist der schönste in der ganzen Welt; sein Stral ist zwey Fuß im Durchmesser, und steigt ordentlich 80 Fuß hoch; allein, wenn alle Wasserpumpen gehen, so kann man sein Steigen auf 120 Fuß bringen. Ich bin an dem Tage selbst kein Augenzeuge davon gewesen, als der König der Herzoginn von Dorset diesen Springbrunnen zeigte, welcher der einzige in seiner Art ist; welcher sein Wasser mit einem außerordentlichen Geräusche in die Luft treibet, und es nicht anders, als wie einen flüßigen und durchscheinenden Berg herunter fallen läßt, vernehmlich in stillen Tagen; Das Baßin, so groß es auch ist, hat doch nicht einen so großen Umfang, als zu diesem Werk erforderlich wäre. In den Gärten selbst herrscht ein gar zu einförmiges Wesen, und man findet darinnen nirgends eine gute Aussicht. Die von grünen Hecken angelegte Schaubühne ist eins von den besten Stücken des ganzen Gartens.

Nach dem Spatziergange war französische Comödie. Die Bande ist sehr gut. Mademoiselle la Vois und Mademoiselle Amosche spielen unter den Frauenzimmern, und Mon-

sieur Serigni und dü Clos unter den Mannspersonen ihre Rolle am besten.

Nach der Comödie fuhr der König spatzieren. Der ganze Hof begleitete ihn. Des Abends speisten wir zu Herrnhausen, und gegen Mitternacht kehrten wir nach Hannover zurück, sehr vergnügt, über das gütige Betragen, womit uns der König und der ganze Hof aufgenommen hatte.

Die Tage verfließen hier auf eine sehr einförmige Art, und man lebt fast wie in einem Kloster. Alle Morgen um eilf Uhr und alle Abende um sechs Uhr fährt man durch eine überaus lange Allee, wo die Hitze außerordentlich ist, nach Herrnhausen, und unsre schwarzen Kleider und überzogne Kutschen werden täglich zweymal mit einer Wolke von Staub über und über bedeckt. Der König speiset nach der Reihe mit den nämlichen Gesichtern, spielt alle Abende l'Ombre mit den nämlichen Personen, geht hernach zur Tafel, und legt sich nieder.

Zweymal die Woche ist französische Comödie, und die übrigen Tage sind dem Spiel in der großen Gallerie gewidmet. Auf diese Art könnte man, wenn Se. Majestät sich beständig zu Hannover befänden, eine Art von Kalender auf zehn Jahr verfertigen, und im Voraus be-

bestimmen, was jeden Tag vor Schüsseln auf die Tafel gesetzt, was vor Beschäfftigungen von Sr. Majestät vorgenommen, und was vor Ergötzlichkeiten würden angestellet werden. Diesem allen ungeachtet habe ich hier keinen Augenblick lange Weile. Die ersten Tage sind unter Annehmung und Abstattung mancherley Besuche vergangen. Ich bin oft zur Mittags- und Abendmahlzeit von den Vornehmsten der Stadt eingeladen worden; ich gehe spatzieren, ich esse, ich trinke, ich schlafe, ich lese, ich schreibe, ich liebe ein bisgen, ich arbeite, ich statte meine Nachrichten ab, ich setze Charaktere zusammen und löse Charaktere auf. Stellen Sie Sich überdies noch vor, wie oft wir nach Herrnhausen hin und her fahren, so werden Sie leicht sehen, daß es Sachen genug giebt, womit sich ein ehrlicher Mann beschäfftigen kann.

Uebrigens muß ich bekennen, daß ich unter den hiesigen Hofleuten eine große Anzahl Personen von Verstande und von Verdiensten antreffe, deren Umgang so wohl angenehm als nützlich ist. Ueberdies wird nicht leicht, weder ein großer noch kleiner Fürst in Deutschland seyn, welcher nicht an Se. Großbritannische Majestät einen Minister schickte, um wegen derselben glückliche Ankunft in

Ihren

Ihren Erblanden den Glückwunsch abzustatten.

Endlich stürzen gleichsam die Fremden aller Orten und Enden hieher; allein sie sind mehrentheils nur durchziehende Vögel, welche nach Verlauf einiger Tage wiederum verschwinden; also, daß man Herrnhausen einem Taubenschlage, oder wenn Sie lieber wollen, einer Zauberlaterne vergleichen könnte, wo eine Vorstellung nach der andern folgt, und sich den Augen des Zuschauers geschwind wiederum entzieht.

Ueberhaupt speiset man unvergleichlich zu Hannover, insonderheit aber bey dem Herrn Drost von B**; das ist ein langer und wohl gewachsener Mann, von einem angenehmen Ansehen, welcher viel Verstand und noch mehr Reichthümer besitzt. Er ist ehedessen von dem König in England als Gesandter des Churfürstenthums Hannover nach Paris geschickt worden; auf der Rückreise von seiner Gesandschaft hatte er das Unglück, daß ihm ein Pferd das eine Auge ausschlug. Der Schlag war so heftig gewesen, daß die Nerven und Muskeln des andern Auges zugleich verletzet worden. Dieses verursachte ihm unaussprechliche Schmerzen, und er sah sich genöthiget, nach der Vorschrift der Aerzte, in seiner Lebensart eine

über-

überaus genaue Ordnung zu beobachten, welche ihm weit unerträglicher als alle seine Schmerzen selbst zu fallen schien. Dem ungeachtet wurde das gute Auge von Tag zu Tage schlimmer, und sein Augenarzt kündigte ihm endlich an, daß alle Mühe und Vorsicht vergebens wäre, dieses Auge zu retten, daß er in kurzer Zeit um sein ganzes Gesichte kommen, zugleich aber seine Schmerzen verlieren würde, und daß er alsdenn seinen Geschmack bey der Tafel, so wie ehedem, vollkommen vergnügen könnte. Diese Nachricht machte ihn voller Freude; er brachte alle seine Geschäffte, so lange er noch sehen konnte, in Ordnung; er ließ sich alle Seltenheiten zeigen, richtete seine Wohnung bequemlich ein, und versah selbige mit Hausrath, und erwartete die gänzliche Verfinsterung seines Gesichts mit eben so großer Ungeduld, als ein andrer die Wiedererlangung desselben würde erwartet haben. Endlich wurden seine Wünsche erhöret, er verlor sein andres Auge und zugleich seine Schmerzen, und von diesem Augenblick fieng er wieder an, das menschliche Leben zu genießen. Weil er keine Frau und keine Kinder hatte, so setzte er einen großen Theil seiner Einkünfte für seine Tafel aus. Diese ist ordentlich für zwölf Personen gedeckt, und mit eben so viel Ueber-

fluſſe als guten Geſchmack eingerichtet. Es ſcheinet, daß durch den Verluſt ſeines Geſichts ſeine übrigen Sinnen ſind geſtärket worden. Sein Gefühl, ſein Gehör, ſein Geſchmack iſt ſo fein, daß man darüber erſtaunen muß. Es iſt ein groß Vergnügen für ihn, Geſundheiten auszubringen, und ſeinen Gäſten große Gläſer zuzutrinken, und dieſe dürfen ſich, ihm Beſcheid zu thun, nicht weigern. Seine Bedienten bringen ihm allemal das große Glas, ehe es ſeinen Gäſten dargereichet wird; er berührt es von außen mit der Spitze ſeines Fingers, und durch ein gewiſſes Maaß der Kälte, welche durch die kleinen Oeffnungen des Pokals dringt, unterſcheidet er vollkommen, wie weit das Glas iſt angefüllet worden. Wenn nicht Wein genug darinnen iſt, läßt er noch etwas darzu ſchenken. Er weis aufs genauſte die Aufſätze ſeiner Tafel, die Einrichtung der Schüſſeln, und die Sitze ſeiner Gäſte, ſo, daß man oft glauben ſollte, er könnte vollkommen ſehen. Er ſpricht viel, und auf eine angenehme Art. Er reitet ſpatzieren, mit einem Stallmeiſter zur Seite. Er kleidet ſich mit Geſchmack und Reinlichkeit. Kurz, man könnte ſagen, daß der Verluſt des Geſichts vor ihn eben keine erhebliche Sache

wäre,

wäre, und daß er fast ehedem zwey Augen zu viel gehabt.

Ich vergnüge mich bisweilen, die Seltenheiten von Hannover und dasigen Gegenden in Augenschein zu nehmen. Die Bibliothek ist zahlreich und überaus wohl ausgesucht; die Marställe des Königs sind schön, und die Pferde prächtig. Die Gruft des vorigen Churfürsten in der Schloßkirche verdient gesehen zu werden. Der erblaßte Körper vom König George dem Ersten, welcher zu Osnabrüg im Jahr 1728 starb, liegt in einem ganz silbernen und sehr schön gearbeiteten Sarge. Das Schloß, so einen großen Umfang es auch hat, ist doch nur von Holze. Die Zimmer sind nicht allzugroß, und die Meublen von altväterischen Geschmack. Die Gärten des Grafen von Platen zu Linden, ganz nahe an der Stadt, sind niedlich. Der Opernsaal ist unvergleichlich. Man sagt, daß wir, so bald der König wieder in die Stadt kommen wird, darauf einen masquirten Ball haben werden. Die Musterung der Truppen wird nicht eher als nach der Erndte vor sich gehen, und, dieses rührt in der That von der Güte und väterlichen Sorgfalt her, die der König für seine Unterthanen träget. Man erwartet den Hof von Cassel um diese Zeit zu Hannover. Mein Gott! was werden wir da vor Lustbarkeiten zu sehen bekommen! So viel

sey

sey indessen Ihnen ins Ohr gesagt, mein lieber Baron, bis der König, unser Herr, von seinen Reisen zurückkommen wird; denn man spricht, daß Berlin diesen Winter über einen unendlichen Glanz bekommen soll. Wer weis, ob mich nicht die Befehle Sr. Majestät um diese Zeit zurückberufen? Ich würde sehr erfreut seyn, Sie umarmen und Ihnen alle Hochachtung, die ich für Sie hege, bezeugen zu können; allein, wenn ich dieses Glück nicht haben sollte, so erlauben Sie mir, daß ich Sie von Zeit zu Zeit schriftlich versichern darf, daß keine Person in der Welt mit größerer Vollkommenheit ist, als ich

Mein Herr ꝛc.

Achte

Achtzehnter Brief.

An Madame von Br. * * *

zu Berlin,

Hannover, den 19. August. 1740.

Madam!

Ich weis nicht, was vor ein großer Mann das Postwesen erfunden hat: das weis ich aber wohl, daß ihm das menschliche Geschlecht einen ganz besondern Dank schuldig ist. Wenn diese Einrichtung nicht wäre, in was für einem kläglichen Zustande würde sich wohl z. E. ein Liebender befinden, dem durch sein Schicksal die Nothwendigkeit auferleget ist, daß er von dem Gegenstande, den er anbethet, entfernt leben muß; wenigstens kann er daher bey seiner verliebten Verzweifelung noch einigen Trost erwarten.

Ich räume indessen ein, daß dieses Mittel dem ungeachtet sehr schwach ist, und daß ein jeder Liebender, der sich nicht einer wilden Neigung überläßt, mit dem Herrn von Voltaire zu seiner Geliebten sagen kann:

Wie macht die Liebe doch den Sterblichen beglückt.
Der täglich um dich ist, dich täglich sieht und höret,
Dem nie dein holder Mund den Zutritt noch verwehret,
Und der sein ganz Geschick in deinem Aug erblickt;
Der fast für Liebe stirbt, mit Ehrfurcht sie bekennet,
Und wenn er vor dir liegt, und dir die Hände küßt,
Die größte Wollust fühlt, und alle Welt vergißt,
Und bald der Lieb erwähnt, und dich bald wieder nennet!
Wie schlecht hingegen ist getreuer Liebe Lohn,
Wenn man mit dir nur spricht durch den Postillion!

Allein, Madam, ich darf mich nicht wohl unterstehen, von diesen Versen durchgängig auf den Zustand, worinnen ich mich in Ansehung Dero Person befinde, eine Deutung zu machen. Ich bin zwar dieser Sterbliche, der Sie liebet, und der Ihnen seine zärtliche Gesinnungen nicht anders als mit Hülfe eines Fellei-sens entdecken kann; aber ich bin niemals dieser glückliche Sterbliche gewesen, der Ihnen gefallen hat, und der die Erlaubniß bekommen, zu Ihren Füßen die ganze Welt zu vergessen.

Alles,

Alles, was ich habe thun können, bestehet darinne, daß ich die Welt über Dero Briefchen, da ich es gelesen, vergessen habe, über Dero allerliebstes Briefchen, das recht göttlich geschrieben ist, und dem zu seiner Vollkommenheit weiter nichts als einige Züge einer zärtlichen Menschenliebe mangelt. Sie befehlen, Madam, daß ich Ihnen das Bild von Myladi Yarmouth machen, und die vornehmsten Schönheiten von Hannover abschildern soll. Seyn Sie versichert, daß kein Gegenstand in der Welt so reizend ist, daß er im Stande wäre, das Bild, das ich von Berlin mitgenommen habe, und dessen Züge so tief in meinem Herzen eingegraben sind, bey mir zu vertilgen. Indessen muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, wenn es den Sterblichen erlaubt wäre, nach den Gütern, welche ein Eigenthum der Götter sind, sich gelüsten zu lassen; so glaube ich nicht, daß sich ein Mensch, der ein empfindliches Herz und guten Geschmack besitzt, die Gräfinn von Yarmouth zu lieben, sich enthalten könnte. Sie ist zwar keine Schönheit in ihrem ersten Frühlinge, noch eine ganz vollkommne Schönheit; sie besitzt aber solche Reizungen, welche über alle Schönheit gehen. Sie hat ein rund Gesichte, große schöne blaue Augen voller Lebhaftigkeit, Nase, Mund und Kinn von einer guten Bildung, wohlgesetzte Zähne, ein gefäl-

liges und angenehmes Lächeln, eine weiße und reine Haut, nicht allzuviel Farbe, dunkle Haare, eine unvergleichliche Brust, schöne und fleischichte Hände, und kleine Füße. Sie ist überaus wohl gewachsen, ihre Statur ist gleich mittelmäßig, doch hat sie, wenn ich mich nicht irre, einen Ansatz, ein wenig stark zu werden. Alles dieses zusammen, bildet eine Frau, deren Gestalt den ersten Augenblick gefällt; aber dem ungeachtet scheinet mir ihre Seele unendlich weit schöner als ihre Gestalt zu seyn. Sie besitzt bey einem scharfsinnigen und muntern Verstande zugleich eine gewisse Bescheidenheit, daher es denn kommt, daß ihr Verstand sich im geringsten nicht auf eine stolze Art hervor zu thun sucht, und daß ihre Munterkeit nie in eine Ausschweifung verfällt. Ihr Umgang ist nicht weniger angenehm, sie spricht Französisch, Englisch und Deutsch, alles in gleicher Vollkommenheit. Es dünkt mich, daß sie der König eben so hoch achtet, als er sie liebt, und daß sie hingegen eben so sehr und wohl noch mehr die Person Sr. Majestät, als seine königliche Würde, schätzet. In der That, ein sehr rares Beyspiel von einem Geliebten eines großen Herrn! Sie könnte allen andern in der Welt zum Muster dienen. Weil sie sich mit dem anständigen Gehalt, den ihr der König ausgesetzt hat, begnügen läßt; so beschwe-

ret sie diesen Prinzen im geringsten nicht mit unaufhörlichen und unbilligen Bitten, weder für ihre Freunde, noch für ihre Lieblinge und Anhänger. Man nimmt weder wahr, daß sie ihre Familie mit Reichthümern überhäuft, noch, daß sie die größten und einträglichsten Aemter des Staats an niedrige Personen, die ihr angehören, oder solches vorgeben, jemals verschwendet. Sie wird sich weder in Staatsgeschäffte mischen, noch durch üble Rathschläge die Unterthanen an Bettelstab bringen; noch aus Rachbegierde oder persönlicher Feindschaft den Staat in Gefahr des Untergangs setzen. Sie darf sich keinen Vorwurf machen, daß das Blut der Soldaten durch ihr Anstiften wie Wasser vergossen, oder daß aus Liebe zu ihr die ersten Geschlechter des Königreichs in Trauer versetzt würden. Sie führt bey dem Volke weder eine außerordentliche Schwelgerey, noch eine niedrige und leichtsinnige Denkungsart ein. Mit einem Worte: sie ist weder rachgierig, noch eitel, noch hochmüthig, ob man ihr gleich zu Hannover alle mögliche Ehrenbezeugungen und Merkmaale des Vorzugs wiederfahren läßt. Man wartet ihr auf, wie man einer Prinzeßinn aufzuwarten pfleget; sie speiset des Mittags und Abends ordentlich mit dem Könige, und spielt mit ihm alle Abende eine Partie L'ombre. Bey den Schau-

spielen sitzt sie ordentlich zur Seite Sr. Majestät in einem Lehnstuhle: dahingegen die andern Damen von dem ersten Range hinter ihr in einer gewissen Entfernung ihren Platz nehmen. Ihre Aufmerksamkeit für den König ist unendlich. Sie verläßt niemals Herrnhausen, und kommt niemals nach Hannover, als nur, wenn sie die Frau Generalinn von Wend, ihre Mutter, oder die Frau von Steinberg, ihre Schwester, sprechen will. Sie nimmt auch gar selten eine Mahlzeit bey diesen Anverwandten ein. Indessen speiste sie einsmals des Mittags bey der letztern, wo ihr ein Zufall begegnete, der ziemlich lustig ist. Unter den anwesenden Gästen befand sich ein Fremder, welcher allem Ansehen nach von den Geheimnissen des Landes sehr schlecht unterrichtet war, und welcher sich zu Ende der Tafel in Sinn kommen ließ, der Myladi die Gesundheit des Grafen von Yarmouth zuzubringen. Stellen Sie sich einmal vor, Madam, in was für eine Verwirrung diese Dame gerieth, und wie die Gesichter der übrigen Gesellschaft hierzu aussahen. Die Ehrenbezeugungen übrigens, welche die Gräfinn hier erhält, schiffen nicht mit ihr übers Meer, und begleiten sie nicht bis nach London. Man versichert mich, daß die englischen Damen hierüber eifersüchtig sind, daß sie die hannöverischen Schönheiten

von ihren Königen angebetet, und diese Anbetung vom Vater auf die Söhne fortgeerbt sehen. Diese Gleichgültigkeit für die engländischen Schönheiten, ich bekenne es, muß ihnen freylich empfindlich seyn: Allein, die Liebe ist ein eigensinniges Kind, welches sich durch die Staatskunst nicht regieren läßt. Myladi Yarmouth erfährt viele unangenehme Proben dieser Eifersucht; man erregt ihr Rangstreitigkeiten, und so viel andre Verdrüßlichkeit, daß sie zu London niemanden als die Frau von Steinberg und die Gemahlinnen der fremden Minister besucht. Sie läßt sich bey dem Staatsbesuche, welchen die Damen dem König abzulegen pflegen, niemals sehen, und lebt fast unbekannt in dem Pallast zu St. James.

Unter den übrigen hannöverischen Damen giebt es verschiedne sehr liebenswürdige, aber keine einzige, welche mit einem besondern Vorzug in die Augen fiel. Sie sind kalt wie Eis gegen die Fremden. Die Hannoveranerinnen sind wie die Israeliten, sie vermählen sich allemal nur wieder in ihren Stamm, und die artigsten Fräulein, welche die Hofgesellschaft zu Herrnhausen schmücken helfen, sind alle von der Wiege an zu einer Verbindung mit jemanden aus der Familie bestimmt. Diese Art von Vorherbestimmung macht, daß sie auf niemand anders als Hofleute, Räthe

und Officiers von ihrer Verwandschaft die Augen richten, und bey Hofe sich mit niemanden anders als mit diesen in ein Spiel einlassen. Die Spielgesellschaften werden zu Hannover alle gleich früh Morgens von den Müttern oder Tanten eingerichtet. Man muß entweder eine außerordentliche Unverschämtheit, oder ein ganz besondres Glück haben, wenn man zu einer von diesen Spielgesellschaften soll gezogen werden, und ich sehe alle Abende Fremde vom ersten Range in der großen Gallerie die Länge und die Breite vor langer Weile spatzieren gehen, daselbst die Brustbilder bewundern, oder sich hinter einen Spieltisch stellen, und mit einem trägen Tone fragen: Gewinnen die Madame? verlieren die Mademoiselle? Höchstwichtige Gespräche! Das Unglück ist, daß sich hier weder eine Königinn, noch eine Prinzeßinn, und folglich auch weder eine Oberhofmeisterinn noch Hofdamen befinden, welche davon, daß sie höflich wären, bezahlt würden. Indessen muß ich gestehen, wenn man einmal das Glück hat, mit diesen Damen gut bekannt zu seyn, wenn man ihnen in der Stadt aufwartet, und wenn man in den Familien einen Zutritt bekommen hat: so mangelt es ihnen weder an einem angenehmen Betragen, noch an Lebensart. Die Liebe hat von allen Zeiten her ihr Recht an den Her-

zen

zen einiger von diesen Damen ausgeübt, und es giebt auch zu Hannover verschiedene Stadthistörchen von einem und andern Liebeshandel, wovon ich Ihnen ganz besondre Anmerkungen erzählen will, wenn ich das Glück, Sie in Berlin zu sehen, und Ihnen daselbst meine Ehrfurcht zu bezeigen, erlangen werde. In Erwartung dieses Glücks habe ich die Ehre, mehr als jemand in der Welt zu seyn ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An den Herrn von Hagedorn

in Hamburg.

Hannover, den 20. Aug. 1740.

Mein Herr!

Ihr Freund, Herr Liskov, hätte nicht nöthig gehabt, sich mit einem Empfehlungsschreiben zu versehen, weil er auch ohne selbiges sich von mir eine geneigte Aufnahme, und alle mögliche Arten von Gefälligkeiten versprechen konnte. Er ist nicht unter die Reisenden zu zählen,

welche, um sich in guten Häusern einen Zutritt zu verschaffen, sich mit einer großen Menge solcher Freypässe beladen müssen. Die Briefträger so vieler Empfehlungsschreiben sind mir allemal verdächtig. Leute von einer gewissen Gattung sind in der Welt bekannt genug, und der berühmte Name von dem Urheber der scharfsinnigsten Satyren, welche seit dem Tode des D. Swifts herausgekommen, ist sein bestes Empfehlungsschreiben. Ich habe den Herrn Liskov hier mit allen meinen Freunden bekannt gemacht. Er hat sich die Gunst aller artigen Leute aufs vollkommenste erworben, und vornehmlich des Herrn Grafen von Truchses, welcher ihm in seinem Hause zu Berlin ein Zimmer angeboten, und eine gute Stelle an unserm Hofe zu verschaffen versprochen hat. Es ist dieser unser Freund ein überaus lebhafter, wohl ausgebildeter und sehr satyrischer Kopf. Er hat mir die Ehre erzeigt, und mir bey einer kleinen Spatzierfahrt, die wir nur kürzlich nach Hildesheim gemacht haben, Gesellschaft geleistet. Die dasigen Domherren waren alle von ihm bezaubert. Von früh morgens an legten sie bey ihm ihren Besuch ab, und luden ihn zum Mittagsessen ein. Er machte sich ihre gute Tafel zu Nutze, trank ihren vortrefflichen Wein, und scherz-

te

te auf die artigste Manier von der Welt mit ihnen.

Er hat mir auch die neue Ausgabe von Ihren Fabeln mitgebracht. Ich müßte, mein Herr, eben die Fruchtbarkeit an Gedanken, und eben die Geschicklichkeit in Ausdrücken, die Ihnen von der gütigen Natur zu Theil worden, in meiner Gewalt haben, wenn ich Ihnen alle die Bewunderung, die mir Ihre Gedichte einflößen, sattsam bezeugen wollte. Wir haben in unsrer Muttersprache nicht leicht etwas, so besser gedacht, oder etwas, so besser ausgedrückt wäre; Sie verbinden mit des Fontaine natürlichen Munterkeit im Erzählen eine unendliche Gelehrsamkeit, die Sie, ohne sich dem Verdacht der Schulfüchserey zu nähern, auf eine überaus angenehme Art anzubringen wissen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie ein bisgen weniger Anmerkungen gemacht hätten. Denn sie stören die Aufmerksamkeit des Lesers zu sehr, als welcher auch wider seinen Willen durch die Neugierde hingerissen wird, auf selbige alle Minuten seine Augen zu werfen.

Es befinden sich in Ihren Fabeln, ich gebe es zu, verschiedne Handlungen, kleine Histörchen, geheime Anmerkungen und Anspielungen, die einige Erläuterung erfordern:

wenn

wenn man aber solche zu sehr häuft, so kommt es mir vor, als wenn man bey dem Leser zu wenig Erkenntniß voraussetzte, und dadurch dessen Eigenliebe beleidigte. Dies ist die einzige Kritik, die ich über Ihr Werk machen kann. Sie ist von keiner Erheblichkeit. Vergeben Sie mir, daß ich so frey gewesen, und mein Urtheil darüber gefällt. Allein, Sie haben es verlangt.

Nur kürzlich habe ich hier Gelegenheit gehabt, mit einem von unsern vorigen gemeinschaftlichen Freunden die alte Bekanntschaft zu erneuern. Es ist dieses der Herr D. T**, der vordem Prediger bey der englischen Gemeinde zu Hamburg war, itzt aber Cabinetsprediger bey Sr. Großbritannischen Majestät ist. Sie kennen den Verstand, das Herz und die Gaben dieses geschickten Mannes. Sie wissen, wie viel er Antheil der Wochenschrift hat, welche vor einigen Jahren zu Hamburg unter dem Titel des Patrioten heraus kam, und welche itzo zusammen als ein ganzes Werk so prächtig aufgelegt, und in verschiedne Sprachen übersetzt wird. Ein großer Theil der moralischen, theologischen und physikalischen Stücke, welche dieses vortreffliche Buch enthält, ist aus seiner Feder geflossen. Da er Hamburg verließ, so bekam er anfänglich zu London ein Pfarramt: allein,

allein, der Ruf von seinen außerordentlichen Gaben im predigen erscholl gar bald bey Hofe. Er ward zu einem von den zwölf Geistlichen ernannt, welche vor dem Parlamente, so lange als solches beysammen ist, predigen müssen. Sie wissen, daß dem D. Swift ehemals vor dem irrländischen Parlamente zu Dublin, auf gleiche Art sich hören zu lassen, aufgetragen worden, und daß er eines Tages, da er über die Eitelkeit predigte, diese Anmerkung gemacht hat: daß überhaupt vier Gegenstände wären, worüber ein Mensch hoffärtig werden könnte: 1) über seine Geburt und Rang; 2) über seine Glücksgüter; 3) über seine Gestalt, und 4) über seinen Verstand. Auf diese Anmerkung theilte er seine Predigt in vier Theile, und nachdem er die drey ersten Gegenstände erkläret hatte, so schloß er mit diesen Worten: Wir sollten nunmehro zur Untersuchung unsers vierten Theils fortgehen; allein, da sich in dieser christlichen Versammlung wohl niemand befinden wird, welcher sich von der Eitelkeit, die ihm die Vorzüge seines Verstandes einflößen, los zu machen im Stande wäre; so würde es zu ihrer Erbauung, lieben Brüder, wenig helfen, wenn wir uns lange dabey aufhalten wollten: laßt

uns

uns also diese Rede mit einer kurzen Anwendung beschließen. Dieser Einfall, dessen Spötterey nicht artig genug eingekleidet war, zog dem Dechanten von Partrick den Verlust seiner Stelle zu.

Der D. T** weis sich weit klüger aufzuführen, er schmeichelt gar sehr seinen Zuhörern, und insonderheit dem Könige, welcher ihn bey der Reise nach Hannover zu seinem Cabinetsprediger ausersehen hat. Die Verwaltung dieses Amtes bringet demjenigen, der es erhält, insgemein ein Bisthum zuwege. Se. Majestät sagten auch einstmals zu dem D. T**: Doctor! er ist nicht glücklich, seit seines hiesigen Aufenthalts will kein Bischof sterben, allein, wenn der Dechant von Peterborough mit Tode abgehet, so will ich ihm einstweilen dessen Stelle geben, bis ich ihn besser versorgen kann. Sehen Sie, er wird also Dechant, und hat den sichersten Weg vor sich, zu den ersten Würden der englischen Kirche zu gelangen. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von einer vortrefflichen Gemüthsbeschaffenheit, welcher von seiner Wissenschaft und von seinen Gaben nicht eingenommen ist; allein, ich habe auch in meinem Leben niemanden gesehen, der immer so in Gedanken wäre, wie er; es ist

ihm bey seiner Gemüthszerstreuung fast ge-
gangen, wie dem Bruyere und Regnard.
Er vergaß so gar den Tag, an dem er sich
trauen lassen wollte, und sein Bedienter
mußte ihn daran erinnern, als er ihm sein
neues Kleid und seine schön gepuderte Pe-
ruque brachte. Eines Tages, als er mit je-
manden redete, und ihn eine Mücke an der
Wade bis aufs Blut stach, bückte sich der
Doctor, und kratzte einige Minuten lang
an der Wade seines Nachbars, welcher stille
schwieg, und lachte, indem, daß das Ungezie-
fer an jenem immer zu saugen fortfuhr.

Ein andermal machte er mit drey Freun-
den, die eben so zerstreut wie er waren,
Gesellschaft, um von London nach Windsor
zu fahren. In der Kutsche fiengen sie an,
sich über philosophische Materien in einen
Streit einzulassen. Ungefähr auf der Hälfte
des Weges wurden sie gewahr, daß der Kut-
scher sachte fuhr, der Herr Demäseaux, wel-
cher von der Gesellschaft war, steckte den Kopf
aus dem Wagen, und rufte: allons donc,
allons donc, fahrt fort! fahrt fort! der Kut-
scher verstund à London, à London, nach
London, nach London, und antwortete: If
yow pleose gentleman; wie es Ihnen ge-
fällt, mein Herr. Der philosophische Streit
dauerte indessen in der Kutsche fort, und die

vier

vier zerstreuten Gelehrten merkten nicht eher, als an dem Schlagbaum von London, daß ihr Lohnkutscher umgekehrt war, und daß sie, anstatt sich zu Windsor an einer guten Tafel zu befinden, an eben dem Orte, wovon sie vor einigen Stunden abgegangen, wiederum angelanget waren.

Allein, mein Herr, da ich Ihnen einige Probestückchen von der Zerstreuung des Herrn Doctors erzähle, so verfalle ich fast in eben dergleichen Uebelstand, und werde nicht gewahr, wie lang bereits mein Brief geworden ist. Aus Furcht, Ihnen keinen Ekel zu verursachen, will ich schließen, und Ihnen von meiner vollkommnen Freundschaft und unveränderlichen Ergebenheit die theuerste Versicherung geben ꝛc.

Zwan-

Zwanzigster Brief.

An meinen Bruder zu Paris.

Hannover, den 2. Sept. 1740.

Ich erfreue mich sehr, mein lieber Bruder, da ich vernehme, daß Du zu Paris glücklich angekommen bist. Deine spanische Reise hat uns in große Unruhe gesetzt. Indeß tadle ich Deine Neugierde keinesweges, sie ist dem Alter, worinnen Du Dich befindest, eigen; es kommt nur darauf an, daß Du ihr gehörige Gränzen setzest, und daß Du sie nach dem Maaße der Ausgaben einschränkst, welche Dir mein Vater zu machen erlaubt hat. Du hast sehr wohl gethan, daß Du uns von Deinem Vorhaben nicht zu zeitig Nachricht gegeben; denn Du weißt wohl,

—— —— ein Entwurf, soll solcher uns erfreun,
Muß, eh man ihn erfährt, schon ausgeführet seyn.

Die Erzählung, die Du mir von Deiner Reise giebst, ist überaus angenehm, und die

Beschreibung der pyrenäischen Gebirge ist in der That sehr artig. Ich hätte Dich wohl in dem Kloster des heiligen Ignatius sehen mögen; wie wird Dir das Herz geklopft haben, da Dich die Herren Jesuiten in die unterirrdische Grüfte führten, um Dir das Grabmaal des Stifters ihres Ordens zu zeigen! In was vor Verwunderung wirst Du gerathen seyn, da sie den großen Vorhang aufzogen, und Dir bey dem Schein der Fackeln das Bild dieses berühmten heiligen Ignatius von Loyola in Lebensgröße, und in einem Ramen, der von oben bis unten mit Brillanten und kostbaren Steinen besetzt war, sehen ließen? ein solcher Anblick muß in der That blendend seyn, und ich glaube ganz wohl, daß Deine Augen kaum das Blitzen davon werden haben ertragen können.

Man kann von diesem Bilde dem eigentlichen Wortverstande nach sagen, daß der Rock mehr werth ist, als der Mönch. Es ist was besonders, daß der heilige Peter ehedem sich genöthiget sah, einen Fisch zu fangen, ihm den Mund aufzuthun, und einen Stater daraus zu nehmen, um den Zinsgroschen für seinen Meister zu bezahlen, und daß gleichwohl die Herren Geistlichen, welche heut zu Tage von der Gesellschaft Jesu seyn wollen, in ihren Gewölbern Reichthümer ver-

gra-

graben, welche das Glück eines ganzen Königreichs machen könnten, und daß sie das Bildniß eines häßlichen Mönchs mit weit kostbarern Diamanten auszieren, als alle diejenigen sind, welche den königlichen Kronen zum Schmucke dienen. Diese Pracht ist sehr weltlich, aber es scheint mir auch, daß, seitdem diese Verschwendung in der Kirche eingeführet worden, die Gabe Wunder zu thun daraus gewichen ist. Ich vor meine Person würde mehr Gefallen daran haben, wenn ich sähe, daß der Pabst oder ein andrer Heiliger aus dem Bauche eines Karpfen einen einzigen Heller zu seiner Nothdurft nähme, als wenn man mir in den Gewölbern der Jesuiten alle Diamanten von Indien und Brasilien zeigte; weil doch diese Schätze im Grunde nichts anders, als das Mark von dem Vermögen der christlichen Völker sind. Halte mir, mein lieber Bruder, diese Anmerkung zu gute, du weißt, daß ich von Natur ein bisgen ein Schwätzer bin.

Du hast zu Paris eine Seltenheit zu sehen geglaubt, die weit größer als alle Brillanten und als alle Stifter der heiligen Orden ist, nämlich den König von Preußen. Ich zweifle, daß er jemals den Titel eines Heiligen davon trägt, aber ich bin gewiß versi-

chert, daß er den Titel des Großen verdienen wird, wenn ihm nur die Vorsicht seine Tage fristet. Von seiner zartesten Jugend an hat er eine unglaubliche Begierde blicken lassen, Frankreich zu besuchen, und eine Nation, welche so vortreffliche Werke des Witzes hervorgebracht hat, mit seinen Augen kennen zu lernen. Da er an dem äußersten Ende im weselschen Gebiete sich befand, so machte er sich die Nähe zu Nutze, und begab sich von da nach Straßburg, und seine Meynung war, bis Paris zu gehen. Allein, da eine herumziehende Majestät, so bald sie über die Gränzen ihrer eignen Staaten kommt, eine sehr gezwungne und ganz besondre Figur vorstellt: so hielt der König vor gut, den Titel der Majestät auf seinen Gränzen zurück zu lassen, und unter dem Namen eines Grafen von Four zu reisen. Der Prinz Wilhelm, Bruder Sr. Majestät, nahm den Namen eines Grafen von Schafgotsch an. Sein Gefolge war sehr klein, und zwey Kutschen waren hinlänglich, es fort zu bringen. Als er zu Kiel angekommen war, so berichtete der Gastwirth dem Herrn Fredersdorf, ersten Kammerdiener des Königs, daß der Herr Graf von Four einen Paß haben müßte, so bald er über die Rheinbrücke würde gekommen seyn. Fredersdorf schmiedete alsobald

einen,

einen, ließ ihn vom König unterschreiben, und druckte dessen Wappen darauf, denn er führte das Pitschier Sr. Majestät bey sich. Der Wirth, der sich in einem anstoßenden Cabinet verborgen hielt, sah mit Erstaunen, wie der Name Friedrich unterschrieben, und das königliche Siegel aufgedruckt wurde, und sagte beym Herausgehen zu Fredersdorfen: Mein Herr, der Graf von Four ist der König in Preußen, ich habe es gesehen, wie er sich unterschrieben hat. Dieser mußte es eingestehen; allein, er stopfte dem Wirth das Maul mit Golde, welcher auch das Geheimniß getreulich verwahret hat.

Nachdem sie zu Straßburg eingetroffen, so nahm der Graf von Four seine Wohnung zum heiligen Geist, und der Graf von Schafgotsch zum Raben. Vermittelst dieser Vorsicht hofften sie, unbekannt zu bleiben. Ihre erste Sorgfalt gieng dahin, sich mit Kleidern nach französischer Mode zu versehen. Gegen Abend begab sich der König aufs Caffeehaus, und machte daselbst mit fünf bis sechs Officieren, die ihm am artigsten vorkamen, Bekanntschaft; er that ihnen den Antrag, ob sie nicht mit ihm kommen, und des Abends bey ihm speisen wollten. Diese ließen sich nicht zweymal nöthigen, sondern

nahmen seine Einladung an, und sagten: So laßt uns denn gehen, wir wollen sehen, was das vor ein böhmischer Graf ist. Ich habe es Dir schon gesagt, daß ich bey der Tafel keinen so liebenswürdigen Herrn, als den König, kenne. Er hat so etwas verbindliches, so etwas vorzügliches im Gespräche, so etwas gefälliges und natürliches im Betragen, daß seine neuen Gäste gar bald merkten, wie der Herr Graf von Four vor einen Deutschen viel Verstand habe, und vollkommen gut französisch spräche. Die Abendmahlzeit wurde lustig, und den andern Morgen darauf hatten die Herren Officiers vor ihren neuen Freund so viel Aufmerksamkeit, daß sie wiederkamen, und sich zur Schocolade einstellten; ja einer unter ihnen war so höflich, daß er ihn wieder zu sich auf die Abendmahlzeit einlud; allein, der König fand einen Vorwand, es abzuschlagen.

Nach der Mittagsmahlzeit gieng er auf den Paradeplatz. Hier war es, wo man vorgiebt, daß er durch einen Soldaten von der Besatzung, welcher ehedem unter den preußischen Truppen Kriegsdienste gethan hatte, wäre erkannt worden, und daß dieser so gleich dem Herrn Marschall von Broglio, Statthalter von Straßburg, davon Nachricht ertheilt hätte. Dies ist gewiß, der König

ließ

ließ sich unter seinem entlehnten Namen bey ihm melden, und dieser nahm ihn auch an und empfieng ihn als eine Privatperson mit vieler Höflichkeit: allein er ließ ihm im Gespräche merken, wie er gar wohl wüßte, daß er mit einem Monarchen redete, und es soll ihm so gar das Wort, Majestät, einigemal entfahren seyn. Der König ward über diese Unvorsichtigkeit verdrüßlich. Denn so bald der Marschall wußte, daß es der König von Preußen war; so sollte er ganz natürlicher Weise seinen Besuch nicht angenommen haben, sondern ihm mit allen Merkmaalen einer tiefen Ehrfurcht zuvorgekommen seyn. Da der König vom Statthalter weggieng, begab er sich in die französische Comödie, und kehrte Abends in seinen Gasthof zurück, um daselbst zu speisen.

Den dritten Tag breitete sich gleich früh morgens ein Gemurmel aus, daß der König von Preußen in Straßburg wäre; der Schneider selbst, welcher die Kleider gemacht hatte, wollte keine Bezahlung annehmen, und sagte zu dem Herrn Fredersdorf, daß es ihm Ehre genug sey, für einen so großen Monarchen gearbeitet zu haben. Man machte ihm ein ansehnliches Geschenk, und bat ihn zu schweigen. Der König besah diesen Tag die Citadelle und alle Merkwürdigkeiten von Straßburg. Gegen Abend wurden in vielen Straßen

sen der Stadt Freudenfeuer angezündet, und das Volk schrie bald hier, bald da: Es lebe der König von Preußen! Es war diesen Tag in der Comödie ein außerordentlicher Zulauf von den vornehmsten Leuten, und man wartete sehr lange, ehe man anfieng, in der Hoffnung, daß sich der König daselbst einfinden würde. Allein der König, der zu dergleichen Auftritten nicht gerne Gelegenheit geben wollte, und der überdies von dem Fieber, womit er hernachmals beschweret wurde, schon einen Anfall verspürte, entschloß sich, seinen Weg rückwärts zu nehmen, die Reise nach Paris auf eine bequemere Zeit zu verschieben, und nach Wesel zurück zu kehren. Er gieng also den andern Tag mit frühem Morgen ab. Ich hätte wohl aus mehr als einer Ursache gewünscht, daß der König und die Herren Franzosen einander hätten kennen lernen.

Du weißt übrigens, daß Se. Majestät während Ihres Aufenthalts zu Wesel, mit dem Bischof zu Lüttich wegen der Baronie Herstall, welche in der Vorstadt vor Lüttich liegt, Verdrüßlichkeit gehabt. Dieser Prälat begieng die Verwegenheit, den Obristen von Kreyzen, den der König an ihn abgeschickt hatte, gefangen zu setzen: allein, Se. Majestät ließen einige Compagnien Grenadiers in das Bischofthum einrücken, und auf dessen Unkosten

kosten daselbst zehren; und ich vernehme, daß der Herr Baron von Horion und ein andrer Domherr ernennet sind, nach Berlin zu gehen, sich im Namen des Bischofs dem Könige zu unterwerfen, und diese verdrießliche Sache durch einen Vergleich beyzulegen. Wer weis, ob der König nicht mit diesem kleinen ernsthaften Handel zu größern kriegerischen Unternehmungen ein Vorspiel macht.

Antworte mir bald, mein lieber Bruder; ich zweifle, daß wir uns noch lange hier aufhalten werden. So bald Se. Großbritannische Majestät diese Lande verlassen, und nach London zurückkehren wird, so werden wir wiederum nach Berlin aufbrechen, wohin ich Dich, deine Briefe zu senden, bitte.

Ich umarme Dich zärtlich ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief.

An Herrn von Stuven in Hamburg.

Hannover, den 6. Oct. 1740.

Mein werthester Freund!

Wir leben seit acht Tagen, wie Salamander, mitten im Feuer. Der König von England hat bey seiner hannöverischen Armee Musterung gehalten. Diese Truppen sind sehr schön, und nach ihrer Art beweisen sie auch in den Kriegsübungen eine ganz gute Fertigkeit. Es hat sich von andern Orten eine außerordentlich starke Anzahl fremder Personen dabey eingefunden, und wir haben seit einigen Wochen zu Herrnhausen, der Prinzeßinn von Oranien königliche Hoheit, desgleichen der Erbprinzeßinn von Hessen-Cassel königliche Hoheit, nebst ihrem Gemahl, dem Herrn Erbprinzen, und der Prinzeßinn Maria, Tochter des regierenden Marggrafen zu sehen bekommen. Bey dieser Gelegenheit war der Hof sehr glänzend; der König stellte diesen hohen Personen zu Ehren verschiedne

Lustbarkeiten an, gab ihnen unter andern einen prächtigen masquirten Ball auf der Garten-Schaubühne zu Herrnhausen. Die ganze Schaubühne, und ein großer Theil des Gartens, wurden durch viele bunte Lampen erleuchtet, welches einen vortrefflichen Anblick verursachte. Fast der ganze Hof erschien in Dominos, wovon die meisten weiß waren, und diese in den Alleen bey dem Schein der Lampen herumspazierenden Dominos verschafften dem Garten eine natürliche Aehnlichkeit mit den elisäischen Feldern. Man speiste des Abends in der Gallerie an drey großen Tafeln; der König war sehr aufgeräumt; nach der Tafel fieng man wieder zu tanzen an; und ich kehrte nicht eher, als um fünf Uhr des Morgens, nämlich bey hellem Tage, nach Hannover zurück.

Einige Tage darauf hatten wir zu Hannover auf dem Opernsaal, welcher mit weißen Wachskerzen durchgängig helle erleuchtet war, eine sehr schöne Redoute. Die Masken erschienen dabey außerordentlich zahlreich. Der König hatte sich türkisch gekleidet, und sein Bund war mit einer prächtigen Aigrette von Diamanten geschmückt. Diese Maske schien sich für einen Prinzen, der schon etwas in die Jahre ist, vollkommen wohl zu schicken, denn sie verkleidet auf eine vortheil-

hafte Art, und fällt stark in die Augen. Milady Yarmouth trug sich als eine Sultaninn. Aber unter allen Masken befand sich keine von größrer Artigkeit, noch von mehrerm Geschmacke, als die Maske der Prinzeßinn von Hessen. Diese Prinzeßinn ist lang, und so schön, als wenn sie gemalt wäre. Sie hatte sich wie eine Gärtnerinn angezogen, und trug ein Kleid von weißem Satin, welches mit Guirlanten von italiänischen Blumen überall ausgeschmückt war. Diese Kleidung war eine Art eines Leibrocks, worunter ihr guter Wuchs unvergleichlich hervorleuchtete; zumal, da man auf diese Art, so viel es die Sittsamkeit erlaubte, ihre volle und entzückende Brust wahrnehmen konnte. Wenn Sie sich nun überdies vorstellen, daß sie gleichsam von den Händen der Gratien gebildet zu seyn scheinet, und daß sie mit der größten Vollkommenheit tanzet: so werden Sie gar leichtlich urtheilen können, daß sich diese Maske vor allen andern auf eine sehr vortheilhafte Art ausgenommen, daß sie die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich gezogen hat, und daß sie unter dem Frauenzimmer eben so große Eifersucht, als Liebe und Zuneigung unter den Mannspersonen würde erweckt haben, wenn sie nicht alsbald wäre erkannt worden.

Die Frau Prinzeßinn von Oranien, die älteste Tochter des Königs von England, kann man, was die Schönheit des äußerlichen Ansehns betrifft, mit dieser Prinzeßinn nicht in Vergleichung setzen. Hingegen muß man gestehen, daß ihr Körper von einem Geiste belebet wird, welcher alles, was ihr etwan an äusserlicher Annehmlichkeit abgehet, reichlich ersetzet. Ihre Denkungsart ist männlich und lebhaft, ihre Erkenntniß groß, und ihre natürlichen Gemüthsgaben ganz unvergleichlich. Der König hat ihr zu Ehren ein schön Concert zu Herrnhausen angestellt, wobey sie mit vielem Geschmacke sang, und das Clavecin mit großer Vollkommenheit spielte. Ihr Aufenthalt ist übrigens hier nur von kurzer Dauer gewesen, und uns gleichsam wie ein Augenblick verschwunden, daß es mir also unmöglich gefallen, ihren Charakter vollkommen zu ergründen.

Der König, welcher diesen Sommer über öftere Anfälle vom Fieber, und verschiedne Entzündungen an Augen gehabt, wird Herrnhausen auf Anrathen seiner Aerzte unverzüglich verlassen, und seine Wohnung auf dem Schlosse zu Hannover aufschlagen.

Ich vermuthe, daß seine Rückreise nach England nicht mehr weit entfernt ist, und daß er sich nicht leicht den Gefährlichkeiten des Meeres in einer spätern Jahreszeit aussetzen

wird;

wird; der Herr Graf von Truchses und ich, wir haben Befehl, so bald Se. Großbritannische Majestät von hier abgehet, an unsern Hof zurück zu kehren, und uns zum Könige, unserm Herrn, nach Rheinsberg zu verfügen, wo Se. Majestät die ersten Wintermonate zuzubringen gedenket. Sie können also, werther Freund, Ihre Briefe in Zukunft nach Berlin senden. Ich bin mehr als ich sagen kann, ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

An des Prinzen von Preußen königliche Hoheit zu Berlin.

Hannover, den 25. Septembr. 1740.

Durchlauchtigster, gnädigster Herr!

Da ich gestern Abends zu Herrnhausen in die Gallerie trat, fand ich lauter verzogene Gesichter, und die Hofleute waren bey meinem Empfang so kalt wie Eis. Man flisterte, man zischte einander etwas heimlich ins Ohr. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieser so plötzlichen Veränderung. Nach vielen vergeb-

lichen

lichen Fragen sagte mir der Gesandte von *** es wäre den Augenblick ein Courier von Salzthal mit der Nachricht angekommen, daß Ew. königliche Hoheit sich mit Ihro Durchlauchten der Prinzeßinn Louisen Amalien von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester von Ihro Majestät der regierenden Königinn, feyerlich versprochen hätten, und daß diese hohe Verbindung unter dem Schutze des Hymen den nächsten Winter zu Berlin würde vollzogen werden. In der That, gnädigster Herr, Ew. königliche Hoheit versetzen mir dadurch einen sehr empfindlichen Streich. Die glückliche Insel Albion erzieht in ihrem Schooße eine andre Louise, die man in allem Verstande vollkommen nennen kann, und welche die Wünsche des brittannischen Volks, und wenn ich mich nicht irre, selbst das Verlangen des Königes, ihres Vaters, für Ew. königliche Hoheit bestimmt zu haben scheinet. Hessen bietet Denenselben seine Prinzeßinn Marie, die Nichte eines schwedischen Monarchen, und die Tochter eines Fürsten, eine Prinzeßinn, die in aller Betrachtung des Thrones würdig ist, zur Gemahlinn an. Sie befindet sich gegenwärtig hier, und zieht durch den Glanz ihrer Schönheit, und durch die Reizungen ihres Verstandes die Bewunderungen des ganzen Hofes auf sich. Alles, was zur Gesandschaft

des

des berlinischen Hofes gehöret, konnte an dem englischen und heßischen Hofe sich nur so lange, als die Wahl des vermuthlichen Erben von der preußischen Krone noch nicht fest bestimmet war, eine günstige Aufnahme versprechen. Allein, wie viel kleine Ehrenbezeugungen, wie viel stille Merkmaale der Achtung, wie viele liebreiche Blicke werde ich nun von diesem Tage an nicht vermissen! Indessen, da es in der Reihe der Dinge beschlossen ist, daß ich dem Vergnügen Ew. königlichen Hoheit meinen Vortheil ohne Murren aufopfern soll; und da alle diejenigen, welche die Prinzessinn Louise von Braunschweig zu kennen die Gnade haben, ihr die größten Lobeserhebungen beylegen, und sie als eine Prinzeßinn, welche in der That zum Glück Ew. Hoheit vieles beytragen kann, mir durchgängig vorstellen: so mache ich mir die Gnade, womit Ew. königliche Hoheit mir die Erlaubniß, an Dieselbe zu schreiben, gegeben haben, zu Nutze, und statte Denenselben heute wegen Dero baldigen Vermählung meinen allerehrerbietigsten Glückwunsch ab. Gott gebe, daß solche in Ansehung Ew. königlichen Hoheit eine reiche Quelle der Freude und des Vergnügens, und in Ansehung des Staats, eine feste Stütze der Glückseligkeit werden möge, und daß aus dieser hohen Verbindung eine Reihe von Prin-

zen entstehen, welche Denenselben vollkommen ähnlich sind, und durch ihre vortrefflichen Eigenschaften und Tugenden der Krone, worzu sie die Vorsicht bestimmt hat, dereinst einen neuen Glanz ertheilen können. Ich hätte bey keiner bessern Gelegenheit den Befehlen Ew. königlichen Hoheit nachkommen, und meinen Briefwechsel anfangen können: Allein ich sehe voraus, daß, wegen der bevorstehenden Abreise Sr. großbritannischen Majestät nach England, ich anstatt des Glücks, solchen in Abwesenheit fortzusetzen, das vorzügliche Vergnügen, Ew. königlichen Hoheit in Person aufzuwarten, bald erlangen werde, und daß unsre Zurückkunft nach Berlin mir die Glückseligkeit selbst verschaffen wird, Denenselben mündlich die tiefe Ehrfurcht zu versichern, mit welcher ich zu seyn die Ehre habe ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

An den Herrn Baron von D.*** zu Hamburg.

Hannover, den 20. Oct. 1740.

Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr von Stüven, welcher mir den Brief, womit Sie mich beehren, eingehändiget hat, überraschte mich bey seiner Ankunft in dieser Stadt auf eine sehr angenehme Weise. Ich sah ihn ganz unvermuthet in mein Zimmer herein treten, zu einer Zeit, da ich glaubte, er würde zu den Füßen meiner Schwester seufzen, oder auch wohl unter ihren Fenstern mit der Zitter in der Hand ihr seine Liebespein klagen. Ich muß es bekennen, daß er ein sehr liebenswürdiger Mann von einem wohl ausgebildeten Verstande ist. Ob ihn schon die Vorsicht zu meinem Schwager bestimmet hat: so muß ich ihm doch dieses gerechte Lob wiederfahren lassen. Wir werden ihn mit nach Berlin nehmen, und ihm daselbst vor beständig einen Aufenthalt zu verschaffen suchen.

Die Stärke, die Sie in der Malerey erlangt haben, setzt mich in Verwunderung. Sie haben schon lange sehr richtig gezeichnet; allein, nun lassen Sie auch von Tage zu Tage größere Geschicklichkeit in Mischung der Farben blicken. Das Bild des Herrn Grafen von Baar, das Sie mir zu überschicken die Gewogenheit gehabt haben, ist von einer erstaunlichen Aehnlichkeit. Ich statte Ihnen für dieses schöne Geschenk, das ich unendlich hochschätze, und das für mein Cabinet eine große Zierde abgeben wird, tausend verpflichtete Danksagungen ab. Ich habe unter diesem Brustbilde einen leeren Raum gefunden, welcher von Ihnen ohne Zweifel zu einer Innschrift ist bestimmt worden. Ich habe Ihre Gedanken zur Wirklichkeit gebracht, und solchen Platz mit diesen vier Zeilen ausgefüllt.

Erkenn in diesem Bild, (ein Freund entwarf es so;)
Den eifrigen Rival des Flaccus und Boileau;
Und sprich, willst du dich einst ganz in sein Lob vertiefen,
So sah der Autor aus von den vermischten Briefen.

Diese vermischten Briefe sind in der That durch und durch mit Witz angefüllt. Es sind lau-

lauter Gemälde von einer kühnen Erfindung, wohlgeordnet, überaus richtig gezeichnet, mit einer lebhaften Farbe ausgebildet, aber ein wenig hart. Indeß sey es ferne, daß ich diese kleine Härte der Schreibart, und die Geschicklichkeit unsers Freundes im Versemachen tadeln sollte; ich verwundre mich vielmehr, daß ein Deutscher die französische Sprache so sehr in seine Gewalt bekommen hat, daß er darinnen so gute Verse machen können, und ich glaube, daß sich seit der Zeit des Herrn Grafen Antonius Hamilton, bis auf den Herrn Grafen von Baar, kein Beyspiel finden wird, daß ein Fremder in der französischen Dichtkunst es so weit gebracht hätte. Ich werde den Herren Fronzosen nicht eher erlauben, über die Poesie dieser vermischten Briefe ein scharfes Urtheil zu fällen, als bis ein Poete von ihrer Nation in der deutschen, oder in irgend einer andern Sprache eben so gute Verse wird verfertiget haben.

Aber es fällt mir ein, weil wir von Versen reden, ich habe hier mit einem Arzte, der in seiner Kunst so wie in der Poesie gleich stark ist, Bekanntschaft gemacht. Es ist dieses der Herr Doctor Werlhof. Er ist in allem Verstande ein Nacheiferer des berühmten Hallers, welcher Professor der Arzneykunst und zugleich einer der besten deutschen Poeten ist, die wir

ge-

gehabt haben. Es kommt mir vor, als wenn zwischen diesen beyden Künsten auf eine verborgne Weise eine Art von Sympathie herrschte, und als wenn die Alten nicht ohne Ursache den Apollo zum Gott der Poesie und der Arzneykunst zugleich gemacht hätten. Ich habe mehr als einen Sohn des Aesculap gekannt, der ein Mitbuhler vom Horaz gewesen. Hier erhalten Sie, mein Herr, einige Stücken von der Poesie des Herrn Werlhof, welche in meinen Augen viel reizendes haben, und von welchen Sie auf seine Fähigkeit einen Schluß machen können.

Uebrigens, werther Freund, da Sie mich mit dem Bilde des Herrn von Baar beschenken, so ist Ihr Wille, daß ich Ihnen davor zur Vergeltung das Bild des Königs von England schildern soll. Wahrhaftig, Sie führen mich in eine schwere Versuchung. Ich habe das Glück, es ist wahr, diesen Monarchen alle Tage zu sehen, wenn bey Hofe Gesellschaft ist, und ich kann nach den Handlungen, die ich an ihm wahrnehme, ein Urtheil von seiner Seele fällen, ungefähr so, wie ein Arzt nach den äußerlichen Umständen von der innern Beschaffenheit des menschlichen Körpers urtheilt: allein, ich glaube, daß zu einer guten Schilderung eines so großen Prinzen eine größere Erfahrung und eine

richtigere Beurtheilungskraft, als die meinige ist, erfordert wird. Der Blick meiner Einsicht kommt Ihrem Pinsel nicht bey, und die Konige sind überdies sehr schwer zu ergründen. Der Schimmer der Majestät blendet unsre Augen, und verhindert, daß wir den König und den Menschen nicht allemal richtig von einander unterscheiden. Dieser Betrachtung ungeachtet, mein Herr, muß ich Ihnen gehorchen. Mein Entwurf soll wenigstens nach der Natur gemacht seyn, und aus diesem Grunde wird er gewiß den Bildern nicht gleichen, welche die neuern Historienschreiber bloß nach ihrer Einbildung von Prinzen, Helden und andern großen Männern des Alterthums entwerfen, die sie weder jemals gesehen, noch gekannt haben.

George II. König von Großbritannien, ist kurz von Ansehen; allein, er ist bey seiner kleinen Leibesstatur ungemein wohl gewachsen. Er hat ein Bein, wie gedrechselt, und weil solches überdies mit seinem Orden des Hosenbandes gezieret ist, so setzt er selbiges immer vor, damit man es sehen möge; er trägt sich sehr gerade, aber mehrentheils ist die Haltung seines Leibes ein wenig zu gezwungen. Seine Stellung überhaupt ist von der Stellung andrer Leute unterschieden;

seine

seine Hofleute nennen es majestätisch. Er hat auch etwas besondres in seinen Gesichtszügen; seine großen blauen Augen stehen ihm am Kopfe weit heraus, und sind eine Art von Relief. Die Nase ist wohlgebildet, aber der Mund ist ein wenig zu groß, und der Gestalt des zunehmenden Mondes nicht unähnlich. Er trägt eine große Knotenperuque, welche beständig sehr gepudert ist; aber man sieht an seinen Augenbraunen, daß seine Haare aschfarbig sind, und etwas ins blonde fallen. Die Haut seines Gesichts ist im Grunde schwarzgelb, aber die Tage über, wenn er sich wohl auf befindet, bekommt sie eine ziemliche gute Farbe. Er hat eine offne Stirn, und sein Kinn, so wie der ganze Umfang seines Gesichts, ist sehr regelmäßig. Was nun seine Seele anlangt, ob es gleich die Seele eines Monarchen ist, so glaube ich, selbige doch nicht besser abschildern zu können, als wenn ich einen Ausdruck, welcher der Menschlichkeit bey jedem Stande und Range Ehre macht, dabey anwende, und Ihnen sage, daß dieser Monarch ein sehr verständiger und vollkommen rechtschaffner Mann ist; ob er gleich einige Schwachheiten an sich hat, von welchen die verständigsten und rechtschaffensten unter den Sterblichen nicht allemal befreyt sind. Er hat einen klugen und

mit vielen Wissenschaften geschmückten Verstand, sonderlich mit solchen Wissenschaften, welche mit der Staatskunst eine Verwandschaft haben, und besitzt eine gesunde Beurtheilungskraft. Seine Antworten sind weise und richtig, ja bisweilen sehr witzig, und ich glaube, daß ihm niemals ein unvernünftiges Wort entfallen ist. Er hat die Regierungskunst in ein ordentlich System gebracht, und solches auf diesen Grundsatz gebaut: daß man von den Beschäfftigungen seines Lebens auch nicht ein einziges Wort reden müsse. Er erwacht sehr früh, und liest in seinem Bette alle öffentliche englische Blätter, ob selbige gleich öfters über seine Regierung bittre Critiken enthalten. So bald er aufgestanden ist, verrichtet er in der Stille und ohne Prahlerey sein Gebet, er frühstückt, er kleidet sich an, er liest die Briefe und Nachrichten seiner Abgesandten, und läßt seine Minister vor sich, um Vortrag zu thun, und mit ihnen zu arbeiten. Er ist ein guter König, er liebt sein Volk, er schützt seine Unterthanen, und glaubt, daß die Engländer und Hannoveraner es werth sind, daß sich ihre Monarchen mit nichts anders, als mit der Sorgfalt für derselben Wohl beschäfftigen. Er ist gerecht, getreu in seinen Bündnissen, unbeweglich in seinen Entschließungen, ein eifriger Freund

von

von seinen Bundsgenossen, und so gar von seinen vornehmsten Ministern und Hofleuten, die er mit seiner Gnade beehrt. Aber sein Charakter hat noch eine Seite, und diese ist es, wo man an ihm bey der Ausübung der Gerechtigkeit eine Strenge, und bey dem Haß eine Unversöhnlichkeit bemerkt. Seine Aufführung gegen den Prinz von Wallis, seinen Sohn, und gegen die schottischen Rebellen, kann zum Beweise dienen. Er ist außerordentlich hochmüthig, und sein Stolz zeigt sich in den nämlichen Augenblicken, da er Wohlthaten austheilt, und gnädig seyn will. Wenn er mit seinen königlichen Kleidern angethan, in das Parlament geht, wenn er auf den Thron steigt, und wenn die Kronbeamten, welche die Kennzeichen der königlichen Würde auf ihren Händen tragen, zu seinen Füßen liegen, oder wenn die verschiedenen Staatskörper bey ihm Glückwünsche ablegen, und Bittschriften überreichen, so wird man in seinem Gesichte die Zufriedenheit und den Stolz gar deutlich von einander unterscheiden können. Man hat wahrgenommen, wie er sich von den heftigsten Leidenschaften hinreißen lassen. Er hat niemals große Merkmaale der Freygebigkeit, weder gegen seine Kinder, noch gegen seine übrige Familie von sich gegeben. Man giebt so gar vor, er habe das Testament

George des I. unterdrückt, in welchem dieser Prinz ein beträchtliches Vermächtniß für Ihro Majestät die verwittwete Königinn von Preußen, als seiner Tochter, ausgesetzet hatte; und überhaupt kann man mit Grunde der Wahrheit sagen, daß er die Gränzen der Oekonomie, weiter, als es sich für einen König von Großbritannien schickt, überschreitet. Allein, mein Herr, lassen Sie uns immer die hohen Eigenschaften der Könige mit einem Auge voll Bewunderung betrachten, und ihre Fehler mit dem Mantel der Ehrerbietung zudecken. Sie sind Menschen, und die Vollkommenheit im höchsten Grad ist ein Vorzug, den sich nur die Gottheit vorbehalten hat.

Se. Majestät wird in wenig Tagen nach England abgehen, und wir werden nach Berlin zurück reisen, wo ich die Ehre haben werde, Ihnen von meinem Befinden Nachricht zu geben ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An meinen Vater zu Hamburg.

Berlin, den 30. Nov. 1740.

Mein allerwerthester Herr Vater!

Sie werden schon, mein lieber Vater, aus dem Briefe, den ich an meine Mutter zu schreiben die Ehre gehabt, ersehen haben, daß ich von dem hannöverischen Hofe sehr vergnügt über die vielen mir daselbst erzeigten Höflichkeiten abgereiset, und ganz glücklich zu Rheinsberg angekommen bin.

Ich fand hier nicht nur den König und die Königinn, nebst ihrem ganzen Hofe, sondern auch den Herrn Marggrafen und die Frau Marggräfinn von Bayreuth, und die Frau Marggräfinn von Anspach. Ihr mitgebrachter Hofstaat ist prächtig und zahlreich. Das Schloß, die Wohnung der Bedienten und die Seitengebäude sind dermaßen angefüllt, daß ich bey meiner Ankunft daselbst nicht unterkommen konnte, sondern im Posthause mir ein Zimmer anweisen lassen mußte.

Der

Der König kämpfet schon seit einem Monat mit einem heftigen und hartnäckigen Fieber, welches sein Gemüthe nicht allzu aufgeräumt, und den Hof eben nicht allzu lebhaft macht. Allemal, wenn der Anfall vom Fieber kommt, herrscht im Schlosse eine traurige Stille, und auf allen Gesichtern zeigt sich eine kummervolle Miene. An dem guten Tage aber hält Se. Majestät in Ihrem Zimmer Concert, Sie lassen sich öffentlich sehen, Sie speisen Mittags und Abends mit der Königinn und Ihren Frauen Schwestern, und geben bisweilen einen Ball. Wir haben so gar in dem Zimmer des Königs Loge gehalten, und Se. Majestät haben dabey die Aufnahme des Herrn Marggrafen von Bayreuth, seines Schwagers, selbst besorget. Selbiger ist, in aller Betrachtung, ein angenehmer und liebenswürdiger Prinz.

Der König hatte den Vorsatz, einen Theil des Winters in dieser angenehmen Einsamkeit zuzubringen, daselbst in der Stille sich einige Veränderung zu machen, und seine Gesundheit vollkommen wieder herzustellen. Allein, es scheint, als wenn die Vorsehung ein andres beschlossen hätte. Ein eben so wichtiger als unvermutheter Zufall hat diesen guten Vorsatz auf einmal vernichtet, und wir werden vielleicht bald einen Zeitpunkt erleben, wel-

welcher in der Geschichte sehr merkwürdig seyn wird. Hören Sie nur, was sich seit kurzen in Ansehung dieser Sache zugetragen hat.

An der letztern Mittwoche früh war ich bey guter Zeit aufgestanden; ich frühstückte und beschäfftigte mich zugleich mit Abfassung einiger Briefe, als ich auf einmal an meiner Thüre stark anklopfen hörte; und gerieth in nicht geringe Verwunderung, als ich bey Eröffnung derselben den Herrn Grafen von Truchses, den Herrn Grafen von Finkenstein, Generaladjutanten des Königs, und den Herrn Baron von Pöllnitz hereintreten sah. Sie waren völlig angekleidet, und sahen überaus bestürzt aus. Ein so früher Besuch mußte mich um so viel mehr befremden, weil meine Wohnung auf dem Posthause und ziemlich weit entfernt war. Sie sagten mir so gleich mit einem hastigen Tone, der Kammerdiener des Herrn von Bork, Gesandten des Königs zu Wien, sey den Augenblick als Courier bey Sr. Majestät mit dieser Nachricht angekommen, daß Kaiser Karl der VI. an einer, vom allzu häufigen Genusse der Champignons verursachten Unverdaulichkeit am 29sten October gestorben wäre. Sie fügten noch hinzu, daß der König eben itzt einen heftigen Anfall von seinem

Fie-

Fieber bekommen hätte, und daß Sie über die Art und Weise, wie man ihm diese wichtige Nachricht ankündigen sollte, sehr verlegen wären. Sie baten mich endlich, daß ich mich geschwind ankleiden, mit ihnen aufs Schloß steigen, und zugleich Abrede nehmen möchte, wie man Sr. Majestät die Ankunft des Couriers auf eine geschickte Art hinterbringen könnte, damit man nicht etwan in seinem ohnedies von Natur lebhaften und durch die Hitze des Fiebers noch mehr beunruhigten Gemüthe eine allzu starke und plötzliche Bewegung verursachen möchte. Diese ihre Anrede, liebster Vater, machte in meiner Seele einen außerordentlichen Eindruck, tausend verwirrte Gedanken giengen mir in dem Kopf herum, und ich sah im Geiste voraus, wie manche große Veränderung nunmehro der Welt bevorstünde. Sonderlich ward ich durch diese Vorstellung gerühret, daß wir nun die gänzliche Erlöschung des allerdurchlauchtigsten österreichischen Hauses überlebt hatten, welches seit dem Jahre 1273, nämlich seit der Regierung Rudolphs von Hapsburg, sechzehn deutsche Kaiser hintereinander hervorgebracht hatte, in welchem niemand mehr, als die beyden Erzherzoginnen, Maria Theresia und Mariane vorhanden war, und auf dessen abgestorbenen Stamme bereits

wirk-

wirklich die Reiser des lothringischen Hauses gleichsam eingepfropfet worden, aus welcher neuen Verbindung aber gleichwohl noch kein Zweig hervorgesprossen war. Indem ich meine Kleider anlegte, trat Herr Jordan herein. Man sah es ihm an, daß er sich in eben der Verlegenheit, wie die andern, und in noch grösserer Unruhe als selbige befand. Wir begaben uns zusammen aufs Schloß. Die Stadt Rheinsberg war das Jahr zuvor durch eine grausame Feuersbrunst größtentheils eingeäschert worden. Indem wir über den Markt giengen, und die verfallenen Mauern, die noch nicht aufgebauet worden, betrachteten, so sagte der Graf von Finkenstein zu mir: „Ehe wir einen neuen Kaiser „bekommen, so werden wir noch manchen „Huth ohne Kopf, und noch manche Stadt „in eben dem Zustande, wie der gegenwär„tige ist, erblicken *). Unter diesen und dergleichen Betrachtungen kamen wir ins Vorgemach des Königs, wo wir Se. königliche Ho-

*) Diese Prophezeihung ist nun leider! mehr als zu sehr eingetroffen, und dieser liebenswürdige und rechtschaffne Cavalier war der erste, der in der Schlacht bey Mollwitz mit dem Degen in der Hand vor den Augen des Königs sein Leben einbüßte.

Hoheit den Prinzen von Preußen, den Herrn Fredersdorfen und den Courier antrafen. Man hielte Rath, und faßte den Entschluß, Sr. Majestät nicht eher ein Wort zu sagen, als bis der Anfall vom Fieber gänzlich vorüber wäre. Dieselben lagen bereits in der Ausdünstung, und eine Stunde darauf gieng wirklich Fredersdorf hinein, und fand Mittel, den König zum Lesen der Briefschaften, so der Herr von Bork übersendet, und zum Anhören der Nachricht, welche der Courier von den besondern Umständen dieser Begebenheit mündlich überbrachte, auf eine gelinde und bequeme Art vorzubereiten. Der König ließ äußerlich nicht die geringste Veränderung blicken; allein das, was darauf erfolgte, läßt mich deutlich abnehmen, daß er die Kunst, dem Gesichte eine nach den Umständen erforderliche Stellung zu geben, völlig in seiner Gewalt hat, und daß die ganze Scene nur in seiner Seele vorgieng; denn kurz hernach stund er auf, und ließ den Herrn Geheimdenrath und Staatssecretär Eichel rufen, und befahl ihm, an den Herrn Marschall von Schwerin, und an den Minister der auswärtigen Staatsgeschäffte, den Herrn von Podevils, zu schreiben, daß sie ungesäumt nach Rheinsberg kommen möchten. Diese Herren zauderten nicht lange, sie kamen bald

an,

an, und hielten alle Tage mit Sr. Majestät lange und sehr geheime Unterredungen. Man möchte wohl manchmal sagen, daß die Potentaten so gar den Schwachheiten ihres Kopfes Gesetze vorschrieben. Das Fieber bezeigte sich nun dem Verlangen des Monarchen viel gehorsamer, und verließ ihn bald darauf nach zwey leichten Anfällen. Er ließ uns hinterbringen, daß er gesonnen wäre, nach Berlin zurückzukehren, und daß wir uns auf die Abreise gefaßt machen sollten. Und in der That, vierzehn Tage nachhero, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers überbracht worden war, brachen wir von Rheinsberg auf, übernachteten zu Oranienburg, und kamen den andern Morgen zu Berlin an.

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, mein lieber Vater, daß der Graf von Truchses sogleich nach unsrer Zurückkunft zum Oberhofmeister Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen war ernennet worden. Vermöge dieses Amts mußte er auf dem Schlosse wohnen, und folglich waren wir getrennet.

Ich hatte mir eine artige und bequeme Wohnung in der Stadt genommen, wo ich ruhig abwartete, was vor eine Wendung die öffentlichen Angelegenheiten bekommen, und was ich vor meine Person insbesondere vor ein Loos hierbey erhalten würde, als welches der Kö-

nig noch nicht entschieden hatte. Doch sehe ich voraus, daß meine Unthätigkeit wohl nicht lange dauren dürfte, und daß, da ich mich einmal in die Laufbahn der öffentlichen Geschäffte eingelassen habe, ich mich zu einem neuen Rennen gefaßt halten müßte; und zwar um so viel mehr, da ich bey meiner Ankunft in Berlin in dem ganzen Staate eine große Bewegung bemerkte. Die Regimenter hatten Befehl, ihr Kriegsgeräthe einzupacken, und sich marschfertig zu halten. Man legte zu Frankfurt an der Oder und zu Crossen Magazine an. Man machte einen ansehnlichen Zug Artillerie zurechte, und der König hielt sehr öfters Unterredungen mit seinen Generalen.

Ich werde nicht ermangeln, mein lieber Vater, Ihnen von allem, was meine Person ins besondre betrifft, hinlänglich Nachricht zu geben; denn wenn ich Sie von öffentlichen Angelegenheiten unterhalten wollte, so würden Sie der erste seyn, der mir darüber einen Verweis machte. Die Treue, die ich dem Könige schuldig bin, verbiethet mir solches, und ich habe es mir als ein Gesetz vorgeschrieben, von den Geschäfften, die den Staat angehen, niemals einen Zeitungsschreiber abzugeben. Ihr Podagra macht mir vielen Kummer, und ich bin in der äußersten Betrübniß, daß Sie sich täglich unpaß befinden. Schenken Sie mir

bald

bald diesen Trost, daß ich einen eigenhändigen Brief von Ihnen erhalte, und daß ich darinnen die Gewißheit von Ihrer vollkommnen Genesung finde ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

An meine älteste Schwester in Hamburg.

Berlin, den 15. Dec. 1740.

Ich habe Deinen zukünftigen Mann, meine liebste Schwester, Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herrn Marggrafen von Bayreuth vorgestellet, welcher mit seinem Verstande, seinen Wissenschaften, seiner natürlichen Geschicklichkeit und äußerlichen Betragen so zufrieden war, daß er ihm sogleich in seinen Diensten einen Platz angewiesen hat, und ihn mit sich an seinen Hof nehmen will. Ich bin also Ursache, daß Du mein Vaterland verlassen mußt; ich entziehe Dich dem Schooße der Familie; allein ich glaube Dir dadurch einen Dienst zu erzeigen. Diejenigen, welche richtig denken, finden ihr Vaterland an dem Orte, wo ihnen das Schicksal vor beständig einen Aufent-

enthalt anweiset, und geschickte und rechschaffne Leute machen so zu sagen auf der Welt nur eine einzige Familie aus, in welcher diejenigen, so zu jener Zahl gehören, überall, wo sie das Glück hinruft, gar leichtlich einen Zutritt finden. Wenn du einmal den Herrn, in dessen Dienste dein Liebster tritt, und das Land, das Dir zur Wohnung bestimmt ist, wirst haben kennen lernen: so glaube ich, Du wirst mir es noch Dank wissen.

Ich vor meine Person bin wie ein Ball, welchen die Könige von Preußen und England auf der Raquette einander wechselsweise zuschlagen. Ich war gestern Abends in der Assamblee, welche hier eine Art von Balle ist, wo man in dem Domino erscheint, jedoch keine Maske vor dem Gesichte hat. Die Königinn befand sich mit dem gesammten Hofe dabey, der König erschien auch um acht Uhr daselbst, da Se. Majestät den englischen Minister, den Herrn von Gvydekins gewahr wurde, so redeten Sie ihn an; Sie umarmten ihn, und führten ihn an ein Fenster, und unterhielten sich länger als eine Stunde mit ihm. Ich warf von Zeit zu Zeit einen verstohlnen Blick auf ihre Unterredung, und es schien mir, als ob sie sehr lebhaft wäre. Einen Augenblick darauf, da ich gleich mit der Frau Gräfinn von *** zu tanzen im Begriff war, merkte

ich,

ich, daß ich von einem Domino gezupft wurde; ich wandte mich um, und sah voller Verwunderung, daß es der König war, welcher mich bey Seite zog, und zu mir sagte: Bielfeld, sind seine Stiefeln geschmiert? Ich antwortet: Ew. Majestät, sie sind es allezeit, wenn es Dero Dienst erfordert. Nun gut! erwiederte der König, er muß übermorgen mit dem Grafen Truchses nach England gehen. Suche er den Herrn von Podevils auf, welcher ihm mehr davon sagen wird, und alsdenn komm er nach Charlottenburg, wo ich mich ein paar Tage aufzuhalten gedenke, und weiter mit ihm sprechen will. Dieses sagten Se. Majestät mit der größten Geschwindigkeit, und giengen sogleich in ein ander Zimmer: ich aber eilte, daß ich meine Menuet mit der Frau Gräfinn zu Ende brachte, welche eben so sehr darüber erstaunt zu seyn schien, daß sie mich mitten in dem besten Tanzen hatte vor ihren Augen verschwinden sehen, als ich es über das Gespräch war, welches der König mit mir geführet hatte.

Ich kehrte so geschwind als ich konnte nach Hause, und machte den Augenblick zu einer so weiten Reise einige vorläufige und nöthige Anstalten. Ich schlief diese Nacht sehr wenig, und den andern Morgen mit dem frü-

Hesten flog ich gleichsam zum Herrn Grafen von Truchses, und dem Herrn Cabinetsminister von Podevils. Dieser letztere sagte mir, der Herr von Gydekins habe im Namen seines Herrn Ansuchung gethan, daß der Graf von Truchses und ich nach England geschickt werden, und die erste Hand an eine Unterhandlung legen möchten, wodurch man entweder dem Kriege, der vor der Thüre wäre, zuvorkommen, oder doch wenigstens dessen Fortgang verhindern könnte. Er setzte noch hinzu, daß Se. Majestät darein gewilliget, und mich zu ihrem Legationsrath ernannt hätten, daß man mit aller Macht an unsern Verhaltungsbefehlen arbeitete, und daß ich mich zu einer geschwinden Abreise nur gefaßt machen möchte. Ich konnte hierbey nichts weiter thun, als gehorchen, ob gleich die Eilfertigkeit der Reise, die rauhe Witterung, die schlimmen Wege bis Holland, die Fahrt über das Meer, die Schwierigkeit der Unterhandlung selbst, und die Wichtigkeit der Dinge, so sie betraf, mich tausend Betrachtungen nicht ohne Unruhe anstellen ließen. Allein ich überließ mich der göttlichen Vorsicht, und folgte meinem Beruf.

Du wirst leichtlich begreifen, meine liebste Schwester, daß ich bey so vielen Geschäfften und Zerstreuungen nicht weis, wo mir der Kopf steht. Die Sorge, mein Reisegeräthe zusammen

men zu packen, überließ ich meinen Bedienten gänzlich. Bey dem Könige habe ich mich zu Charlottenburg schon beurlaubet; itzo nehme ich hier und da Abschied, und unterhalte mich, so viel ich kann, mit den Herren Staatsministern. Alles dieses, bitte ich, meinem lieben Vater, und unsrer würdigen Mutter zu melden. Von Haag aus sollet ihr wieder von mir Briefe bekommen, die eurigen aber bitte ich nach London zu senden.

Unsre Armee setzet sich von allen Seiten her in Bewegung. Ich habe größtentheils die Regimenter, welche zu Berlin die Besatzung ausmachen, abmarschiren sehen. Man kann sich nichts rüstigers, nichts fürchterlichers vorstellen, als diese Soldaten. Es wäre sehr schade, wenn so schöne Leute sollten erschlagen werden. Der Krieg ist für den meisten Theil dieser Krieger noch etwas neues. Da der letzte Befehl zum Aufbruche der Armee ankam, so kratzte sich ein alter Hauptmann, der seit dem Nordischen Frieden nicht aus seiner Besatzung gekommen war, hinter den Ohren und rufte aus: noch einmal marschiren! Ich bekenne es, ich bin sehr begierig zu sehen, wie sich unsre Armee halten wird, wenn es zu einem ernstlichen Gefechte kommt. Fast alle unsre Soldaten sind entweder mit Gewalt oder mit List angeworben, und die we-

nigsten haben Pulver gerochen. Indessen schmeichle ich mir, daß die gute Kriegszucht, und die Geschicklichkeit in dem Waffengebrauche den Mangel der Erfahrung ersetzen wird.

Allein, ich rede mit Dir hier von einer Sache, die wenig in deine Erkenntniß einschlägt; setze also nur diese kleine Anmerkung auf die Rechnung meines Vaters, dem ich solche vorzulesen bitte.

Lebe wohl, meine liebe Schwester, sey glücklich, sey vollkommen: gesund, und vergiß nicht Deinen zärtlichen und treuen Bruder ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

An Madame von B. * * *

in Berlin,

Berlin, den 16. Dec. 1740.

Madam!

Ich reise fort. So will mein feindliches Geschick,
Wie viel verlier ich nicht durch Sie von meinem Glück!

Ich habe nicht Muth genug, weder Abschied von Ihnen zu nehmen, noch ohne Abschied davon zu gehen. Wenn ich Sie wieder sähe, so gieng ich gewiß nicht mit nach England; und wenn die Staatskunst in eigner Person erschiene: so würde sie mich nicht von Ihren Füßen hinweg bringen. Nein, ich traue mir in diesem Stücke selbst nicht. Ob Sie gleich in eben dem Grade schön sind, als das Haupt der Medusa häßlich war; so wird doch ein einziger Blick von Ihnen genug seyn, mein ganzes Wesen zu versteinern, und an statt über Meer und Land den Staatsgeschäfften nachzulaufen,

würde ich weit erstarrter und unbeweglicher als ein Marmor vor Ihren Augen stehen bleiben. Wahrhaftig, Sie würden da ein schönes Cabinetstückgen an mir haben, und ich denke immer, Sie werden keinen Liebhaber versteinern wollen, um daraus eine Bildsäule in Ihrem Garten zu machen. Lassen Sie uns dergleichen Zufällen vorbeugen, Madam, lassen Sie mich reisen, in der guten Hoffnung, Sie bald wieder zu sehen. Ich verlasse Sie, es ist wahr, mit einem Herzen voller Zärtlichkeit, aber nicht voller Unruhe. Ich weis, Madam, daß Sie denenjenigen Heldinnen der Cythere nicht ähnlich sind, welche nur ihre Eroberungen zu vermehren, und jeden Tag einen neuen Sklaven an ihren Triumphwagen zu fesseln suchen. Sie beeifern sich im geringsten nicht, die Gleichgültigkeit aller Durchreisenden zu besiegen, die von ihren Augen oft eben so bald verschwinden, als die Comödianten auf dem Theater, welche zu einer Scene herein kommen, und zur andern wieder hinausgehen. Man nimmt an Ihnen nicht wahr, daß wenn sich ein Fremder auf dem Schauplatze zeigt, sie an ihm sogleich Liebesblicke oder honigsüße Worte und Liebkosungen verschwenden, und in ihren Augen oder auf ihrer Zunge, daß ich so sagen mag, die Lockspeise dererjenigen Coquetten führen sollten, welche die durch-

zie-

ziehenden Vögel in ihren ungetreuen Schlingen fangen. Sie sind auf diesen falschen Ruhm im geringsten nicht erpicht; als welcher eine Frau, die nicht bloß durch ihre Verdienste, und ihre wesentlichen Annehmlichkeiten zu gefallen sucht, sie sey übrigens so liebenswürdig, als sie wolle, allemal in den Augen der ehrbaren Welt verächtlich machen wird. Denn auch ein sehr mittelmäßiger Reiz des galanten Frauenzimmers kann in solchen Personen, die sich leicht einnehmen lassen, ein dergleichen Liebesfeuer anzünden. Sie suchen keine Gesellschaften zu stiften; Sie bestimmen ihren neuen Liebhabern keinen Ort zu einer Unterredung; sie verwilligen ihnen keine geheime Zusammenkunft, als wobey ein zärtlicher Umgang immer weiter geht, als man denkt; sie fordern auch nicht von der Welt, oder von einem artigen Manne, der sie aufrichtig liebt, daß er alles, was einen verdächtigen Anschein hat, vor unschuldig annehmen, und wie George Dandin denken soll:

Und wenn ihr alles seht, so glaubt doch nichts davon.

Sie urtheilen nur gar zu wohl, daß Sie in den Augen eines schätzbaren Liebhabers auch den Anschein einer fremden Zärtlichkeit, und

so

so gar den Schatten einiger Untreue zu vermeiden haben. Sie wissen, Madam, daß eine Frau, die diese Denkungsart und diese Aufmerksamkeit nicht besitzt, sich niemals Hoffnung machen darf, die Eroberung eines wahrhaftig verdienstvollen Mannes zu behaupten, und daß sie, wenns hoch kommt, sich von einem Haufen einfältiger Narren, oder einer Menge verächtlicher Windmacher umringt sieht, welche entweder nicht Verstand genug haben, ihre Streiche einzusehen, oder ihre eigne Unwürdigkeit nur allzusehr fühlen, als daß sie mit einem Theil ihrer Gunstbezeigungen nicht zufrieden seyn sollten. Der wesentliche Unterschied zwischen einer ehrbaren Frau und einer Coquette ist dieser, daß sich diese beständig über die Eifersucht ihres Geliebten beklagt, weil sie ihm alle Augenblicke darzu Gelegenheit giebt, und daß die erstere ihren Geliebten nur allzu wenig eifersüchtig findet, weil sie ihn redlich liebt, und weil sie weis, was man sagt:

Fühlt Titus Eifersucht, so fühlt auch Titus Liebe.

Endlich, Madam, wissen Sie von sich selbst, daß Aufrichtigkeit und Redlichkeit die Kennzeichen einer verehrungswürdigen Gemüthseigenschaft sind, und daß die Betrüge-

rey

rey der Coquetten nichts anders, als Verachtung verdienet, und daß dieses der Lohn ist, den sie in ihrem Alter unausbleiblich zu gewarten haben. Ich fordere im geringsten nicht von Ihnen, daß Sie mir eine beständige Treue bis zu meiner Zurückkunft zuschwören. Ihr Herz, das ich kenne, ist mir schon Bürge davor. Sie können im Gegentheil versichert seyn, wenn die ganze englände dische Insel mit lauter Engeln, und alle Meere, die solche umgeben, mit lauter Sirenen angefüllt wären: so würde ich doch solche insgesammt mit einem gleichgültigen Auge betrachten, weil mir Ihr Bildniß überall nachfolget, und vor meinen Augen sich alle Reizungen verlieren, so bald sich die ihrigen zeigen.

Nehmen Sie also in diesen Zeilen zum Abschiede die zärtlichsten Versicherungen von mir an; tragen Sie beständig Vorsorge für Ihre Gesundheit, und erhalten Sie mir beständig die Zuneigung, die Sie mir einmal gegönnet haben. Ich werde mich solcher dadurch würdig zu machen suchen, daß ich bis an den letzten Augenblick meines Lebens zu seyn nicht aufhören werde ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

An Se. Excell. den Herrn v. P**, königlichen Staats- und Cabinetsminister zu Berlin.

London, den 6. Jänner, 1741.

Ew. Excellenz haben mir befohlen, an Dieselben zu schreiben, und zugleich eine umständliche Beschreibung von unsrer Reise beyzufügen. Ich gehorche Denenselben als meinem Vorgesetzten, und ich gehorche Denenselben gern als meinem Beschützer.

Niemals ist eine Reise widerwärtiger und beschwerlicher gewesen, als die unsrige. Kaum waren wir zu den Thoren von Berlin hinaus, so wurden wir von einem Regen überfallen, welcher beständig anhielt, und mit Glatteis niedergieng. Dieses Glatteis hieng sich sonderlich an die Aeste der Bäume, welche nicht anders aussahen, als wenn sie mit Crystall überzogen wären. Dieser Anblick war schön, aber gefährlich. Die Aeste der Weiden biegten sich unter dieser Last, und hiengen

bis

bis auf die Erde; man konnte sich dabey die Palmenbäume, oder andre, die man in den chinesischen Schildereyen antrifft, ziemlich deutlich vorstellen. Die Eichen, Buchen und Tannen hingegen, deren Holz hart und spröde ist, wurden dadurch sehr beschädiget; die Schwere des angelegten Eises brach ganze Aeste mannsdicke herunter, und zwar mit solchem Geprassel und Krachen, daß auch den unerschrockensten Reisenden eine Furcht eingejaget wurde. In den Wäldern, wo wir durchfuhren, sahen wir beständig zur rechten und linken Hand solche große Aeste herabstürzen, welche uns ohnfehlbar würden erschlagen haben, wenn unser Wagen von ihnen wäre getroffen worden. Wir empfohlen uns der göttlichen Vorsehung, und setzten unsre Reise bis nach Gardeleben an der Elbe fort, wo wir uns etwas aufhielten, so wohl, um uns von unsern eignen ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu erholen, als auch unsern armen Bedienten einige Ruhe zu gönnen, welche allzu viel gelitten hatten, und vom Kopf bis auf die Füße mit Eis überzogen waren. Die Menschenliebe so wohl, als die Ueberlegung, wie sehr wir ihrer Dienste benöthiget wären, veranlaßte uns, über ihren Sitz einen Himmel von Wachsleinewand zu ziehen, und selbigen mit dicken Fries zu füttern,

tern, wodurch sie wider alle ungestüme Witterung in Sicherheit gesetzet wurden. Wir ließen an unsern Kutschen das nöthigste ausbessern, und nachdem wir uns recht wohl erholet hatten, setzten wir unsern Weg wieder fort. Nicht weit von einem Dorfe, Namens Steimke, welches nur noch fünf Meilen von Hannover liegt, fanden wir den kleinen Fluß Ocker gänzlich ausgetreten. So weit als uns nur das Auge trug, war alles Land überschwemmt, und mit Eis bedeckt. Wir wurden dadurch verhindert, den Weg zu erkennen, und weil das Eis nicht stark genug gefroren war, so traten unsre Pferde durch, und fielen öfters in tiefe Löcher. An einem Orte war das Wasser so hoch, daß es durch die Fenster an den Schlägen in die Kutsche gieng. Wir glaubten in dieser Sündfluth umzukommen; allein, da wir nach vieler Mühe eine Anhöhe gewonnen hatten, so ließen wir stille halten, um uns umzusehen, wo wir wären, und wurden gewahr, daß das Dorf nicht mehr als 3 oder 4000 Schritte von uns entfernt lag. Diese Entdeckung ließ uns frischen Muth schöpfen. Wir ließen zwey Pferde abspannen; der Herr Graf von Truchses setzte sich auf das eine, und nahm sein Geldkästgen vor sich, und ich mich auf das andre, mit einer großen Brieftasche,

wor-

worinnen unsre Papiere befindlich waren. Auf diese Art kamen wir halb reitend, halb schwimmend, und allezeit mit Eisschollen umringt, bis an das Dorf, welches dermaßen unter Wasser stund, daß sich die Einwohner in das andre Stockwerk und auf die Kornböden hatten retten müssen. Der Prediger desselben Orts empfieng uns sehr anständig, nahm uns in seine Wohnung auf, und räumte uns auf dem Boden zwey ziemlich bequeme Stuben ein. Durch Geld und gute Worte suchten wir einige Bauern zu gewinnen, daß sie unsre Wagen sollten helfen herbeyschaffen, und nach tausend Mühe und Arbeit wurden solche endlich herbeygebracht. Allein, daran war nicht zu gedenken, daß wir unsern Weg nur einen Schritt weiter hätten fortsetzen können. Alle Brücken waren mit Wasser überschwemmt, und zum Theil abgebrochen. Wir wurden also genöthiget, bey diesem rechtschaffnen Prediger, der ein sehr gastfreyer Mann war, und sich es bey der Verlegenheit seiner Gäste recht wohl seyn ließ, zwey Tage und zwey Nächte liegen zu bleiben. Unser Koch hatte, der schlechten Herberge ungeachtet, seine Geschicklichkeit angewandt, uns mit einer guten Mahlzeit zu versorgen, und mit vortrefflichem Weine waren wir auch versehen. Den ersten Abend, nachdem der Herr Graf

zu Bette gegangen war, hatte ich den Einfall, unserm guten Pfarrer ein Räuschchen zuzutrinken, welcher sich auf die beste Art von der Welt darzu anschickte, und mit andächtiger Aufhebung seiner Augen gen Himmel, und mit diesen Worten: Wohlan! immer in Gottes Namen noch eins! ein voll Glas nach dem andern ausleerte.

Das Gespräch von unserm Unglück war bis nach Hannover erschollen, und wir sahen den dritten Tag mit dem frühesten den Herrn Drost von Borhmer, den Se. Excellenz der Herr von Mühlhausen uns zu Hülfe geschickt hatte, mit hundert Bauern ankommen, welcher Mittel gefunden, einen Theil des Wassers abzuleiten, die Brücken wieder herzustellen, und unsre Reise dermaßen zu erleichtern, daß wir noch diesen Abend zu Hannover anlangten. Wir wurden daselbst mit aller Höflichkeit und aller möglichen Achtung von Seiten der Minister, der Generale, und der vornehmsten Hofbeamten, aufgenommen, als welche uns in allem, was wir nur zur Fortsetzung unsrer Reise benöthigt waren, hülfliche Hand leisteten. Man ließ aufs neue unsre Wagen zurechte machen. Man versah uns mit Lebensmitteln und Weine; und da der Herr Graf von Truchses genöthiget war, seine Reise nach Hervorden zu beschleunigen:

bra-

brachen wir den dritten Tag von Hannover wieder auf. Nun glaubte ich, alles Unglück und alle schlimme Wege überstanden zu haben; allein, ich wurde gar bald inne, daß dasjenige, was wir in Westphalen zu erwarten hatten, tausendmal schlimmer war, als alles, was bisher erduldet worden. Wir konnten nicht einmal in einem Tage Minden erreichen, ob es gleich nur fünf Meilen von Hannover liegt, und wir blieben mitten in der Nacht, eine Meile von dieser Stadt, im Kothe stecken. Es fror, daß die Steine hätten zerspringen mögen, und unser Fuhrwerk wurde bald so steif und unbeweglich wie ein Fels. Wir konnten uns nicht anders, als mit vieler Mühe wider diese entsetzliche Kälte wehren. Unsre Bedienten vermochten es nicht mehr auszustehen. Die Postillions wurden genöthiget von Minden Hülfe herbey zu holen, die endlich ankam und um drey Uhr des Morgens hielten wir unsern Einzug in dieser Stadt. Um sechs Uhr reisten wir wieder fort, und hatten nicht mehr als zwo Meilen zu thun, um Hervorden zu gewinnen. Zwölf Postpferde waren vor jeden Wagen gelegt, und wenigstens zwölf Bauern giengen darneben her. Nichts desto weniger waren die Wege so außerordentlich schlecht, daß wir alle Augenblicke glaubten, im Mo-

raste stecken zu bleiben, und daß wir des Mittags nicht mehr als eine Meile zurückgelegt hatten. Dies war Ursache, daß der Graf von Truchses ungeduldig wurde, sich zu Pferde setzte, und mit Gefahr, den Hals zu brechen, die andre Hälfte des Weges als ein Postreuter zurücklegte. Mir überließ er die Sorge ihm zu folgen, so gut ich könnte; denn er glaubte nicht, mich vor dem andern Morgen wieder zu sehen. Er hatte die Leute und Pferde sehr übel gehalten: ich ergriff eine andre Manier. Wir waren nahe an einer Schmiede. Ich ließ meinen Bauern Brandwein geben, und den Pferden Heu vorwerfen. Man machte die Kutsche und die Stränge wieder zurechte, man schmierte die Räder, und durch Höflichkeit brachte ich es so weit, daß der Graf in große Verwunderung gerieth, als er mich zu Hervorden eine Stunde nach seiner Ankunft anlangen sah. Man räumte mir in der Abtey ein sehr schön Zimmer zur Wohnung ein, und so bald als ich meine Kleider gewechselt hatte, wurde ich Ihro Durchlaucht, der hochwürdigen Frau Marggräfinn Philippen, Schwester des alten Fürsten von Anhalt-Dessau, und Aebtißinn dieses Kapitels vorgestellt. Sie war wie ein Altar geschmückt. Ueberall Diamanten; überall prächtige Spitzen. Ihr Kleid war von sehr

rei-

reichem Stoff, von einem dunkelblauen Grunde mit goldnen Blumen durchwirkt. Dieser Pracht und dieses ausgesuchten Putzes ungeachtet, fielen die Annehmlichkeiten ihres Gesichts, ihrer Brust und ihrer Hände nicht mehr in die Augen, als etwan das noch übrige Licht einer Abenddämmerung, und von ihrem vorigen Reize war ihr weiter nichts übrig geblieben, als eine große Miene, eine bewundernswürdige Stellung des Leibes, überaus leutselige Manieren, alle diejenige Hoheit, die ihre Geburt mit sich brachte, eine Schärfe des Verstandes, eine Erkenntniß der großen Welt, und eine sehr angenehme Art im Umgange. Dieses sind Vorzüge, welche die wahre Schönheit und das wirkliche Verdienst niemals verliert, und welche in jedem Stande und in jedem Alter gefallen. Sie hatte Mittel gefunden, aus dem verfallnen Mauerwerke einer alten Abtey einen sehr bequemen Pallast aufzubauen, dessen Zimmer mit allem möglichen Geschmack ausgeputzt waren. Ihr Audienzsaal hatte Tapeten von carmoisinen Damast; der Himmel des Audienzstuhls war von dem nämlichen Zeuge, und mit breiten silbernen Borten besetzt, und alles Hausgeräthe bestund aus gediegnem Silber. Haußen vor den Stadtthoren hatte sie einen schönen Garten, mit einer artigen Einsiedeley.

Ihr Hof war sehr wohl eingerichtet, und die Canonißinnen des Kapitels so wohl als die Officiers von des Prinzen Dietrichs von Anhalt Regimente, welche zu Hervorden in Besatzung lagen, und unter welchen es viele liebenswürdige Leute gab, trugen vieles bey, diesen Hof glänzend zu machen. Wir wurden daselbst wie Prinzen empfangen. Allein, bey einem solchen Vorgänger, wie der Herr Graf von Truchses ist, kann man sich allemal eine gütige Aufnahme versprechen. Wir hielten uns hier drey Tage auf, nach deren Verlauf wir aufs neue dem Schicksal der Reisenden unterworfen, und uns von unsrer gnädigen Wirthinn trennten, um unsern Weg fortzusetzen. Wir giengen nach Aufhebung der Mittagstafel ab, und kamen des Nachts zu Bielfeld an, das Unglück, das mich auf dem Fuße verfolgte, verhieng, daß die andre Kutsche, worinnen der Herr Secretär Schüler saß, im finstern umgeschmissen, und in einen breiten Graben geworfen wurde. Zum Glück, daß durch dieses Umwerfen niemand einen Schaden nahm, aber ich hatte den Verdruß, daß einer von meinen Coffern, worinnen fünf reiche Kleider verschlossen lagen, in den Morast des Grabens fiel, und daß diese Kleider, da die Kutsche zu Bielfeld ankam, durch und durch besudelt waren.

Meine

Meine Bedienten beschäfftigen sich die ganze Nacht, selbige zu trocknen, und den andern Morgen setzten wir unsre Reise nach Lippstadt fort, wo uns der erste Bürgermeister herrlich tractirte. Zwischen Lippstadt und Hamm bekam ich eine heftige Anwandlung vom Fieber, wobey sich Kopfweh, und in allen Gliedern unerträgliche Schmerzen einfanden. Meine Unpäßlichkeit nahm dermaßen zu, daß ich nicht glaubte, jemals Ham zu erreichen, wo wir jedoch um vier Uhr des Morgens ankamen. Ich mußte mich so gleich zu Bette legen, und verfiel in so starke Phantasien, und in eine so entsetzliche Hitze, daß der Arzt, welchen man herbey gerufen hatte, ein ordentlich hitziges Fieber befürchtete. Der Graf von Truchses, welcher schlechterdings genöthiget war, Wesel zu gewinnen, reiste mit der ersten Kutsche ab, und ließ mir die andre nebst seinem Kammerdiener und meinen eignen Bedienten zurück. Das Bette, die Ruhe und die Arzney brachten mir eine häufige Ausdünstung zuwege, ich hatte eine sehr gute Nacht, und den andern Morgen verspürte ich in mir wieder so viel Kräfte, daß ich mich entschloß, dem Grafen zu folgen. Ich setzte mich im Schlafrocke in Wagen, wickelte mich in Küssen und Pelzwerk ein, und ließ den Kammerdiener neben mich

setzen, und in diesem Aufputze gelangte ich, so ziemlich wieder hergestellt, in zween Tagen zu Wesel an. Es war um Mitternacht, als ich mich vor den Thoren dieser Stadt befand, man eröffnete solche, und führte mich zum Herrn General von B**, welcher die Gütigkeit hatte, mir ein Zimmer zurechte machen zu lassen. Die Freude, mich in dieser Stadt zu befinden, und die schönen Augen der Madam von *** beschleunigten meine Genesung.

Die Wege von Wesel nach Holland waren so beschaffen, daß man schlechterdings darauf nicht fortkommen konnte, der Rhein war überall ausgetreten. Der Herr Graf von Beauveau, der von seiner Gesandschaft aus Berlin zurück kam, um sich wiederum nach Frankreich zu begeben, hatte auf diesem Wege sein Leben einzubüßen geglaubt. Die Postmeister gaben uns hiervon Nachricht, und alle Welt rieth uns, daß wir uns auf dem Rhein einschiffen sollten. Wir dungen ein großes Schiff, um darauf nach Rotterdam zu gehen; allein, es schien, als wenn wir darzu bestimmt wären, daß wir bis zu Ende unsrer Reise lauter Unglück ausstehen sollten. Es entstund ein so starker Sturmwind, daß wir nach vieler Mühe und tausend Gefahr genöthiget wurden, unterwegens

bey Arnheim anzulanden, und daselbst auszusteigen. Der Herr General Hoeft von Oyen war daselbst Commendant von Seiten der Generalstaaten. Er empfieng uns mit einer Höflichkeit und Achtung, die ich nicht genug rühmen kann; er hatte die Vorsorge, uns eine bequeme Wohnung zu verschaffen; er gab uns zween Grenadiers zur Schildwache; er machte selbst mit unserm hollàndischen Wirth die Rechnung, und besorgte gutes Fuhrwerk, welches uns auf die angenehmste Weise von der Welt bis nach Utrecht brachte. Hier stiegen wir in die Barke, welche des Abends nach Haag geht; man machte uns ein Bette in der Cajute zurechte, und den andern Morgen früh wurden wir bey dieser letztern Stadt ans Land gesetzt. Der Herr von Raasfeld, Minister des Königs, unsers Herrn, schickte uns sogleich seine Kutsche, und gab uns in seinem Pallaste, der unter dem Namen des alten Hofs so bekannt ist, verschiedne Zimmer ein. Wir empfiengen den Besuch von allen auswärtigen Ministern. Der Herr Marquis von Fenelon, Herr Trevor, der Herr Graf von Gollofkin der Herr General von Desbrosses, der Herr Graf von Chavannes, der Herr Baron von Spörken und viele andre Botschafter und Gesandten überhäuften uns mit Höflichkeit. Wir hielten auch einige Unterredung mit dem

Herrn Großpensionair von der Heym, und mit dem Herrn Greffier Fagel, den Ministern der Republik. Ew. Excellenz werden den Erfolg von diesen Unterredungen aus der doppelten Abschrift meines Berichts an Se. Majestät ersehen haben. Je mehr wir endlich Zeit auf unsre Reise verlohren hatten, deste mehr sahen wir uns genöthiget, unsre Ankunft in England zu beschleunigen. Wir hielten uns also zu Haag so kurz, als möglich, auf, und giengen darauf nach Rotterdam ab. Unser Reisegeräthe wurde am Bord eines Fahrzeugs gebracht, welches man das Frachtschiff nennet: wir aber nahmen den Weg in einer Jagd der Herren Staaten nach Helvoetsluys. Der englische Agent, Herr Wolters, begleitete uns dahin. Da das Paquetboot zum Auslaufen bereit war, so nahmen wir zu Helvoetsluys noch eine kleine Mittagsmahlzeit zu uns, und um fünf Uhr des Abends giengen wir am Bord. Wir bekamen vollkommen guten Wind. Ich wurde auf dem Meere sehr krank, und konnte nicht außer dem Bette dauren. Der Graf von Truchses war noch kränker als ich. Ich schlief indessen um Mitternacht ein, und mit Anbruch des Tages trat ein Schiffjunge in die Cajute mit der Nachricht, daß man Land sähe; ich sprang gleich aus dem Bette, ich stieg auf das oberste Verdeck des

Schiffes, und sah in der That die Thürme von Harwich ziemlich deutlich, allwo wir zwo Stunden darnach anlangten. Es schien, als wenn diese glückliche Ueberfahrt uns wegen aller ausgestandnen Beschwerlichkeit Schadlos hielte. Das Vergnügen, die See, für welcher wir uns so sehr gefürchtet hatten, im Rücken zu sehen, und die Freude, uns fast am Ende unsrer mühsamen Laufbahn zu befinden, machte uns außerordentlich lustig. Das so hohe und schöne Ufer der englischen Küste, die Reinlichkeit, welche zu Harwich, und so gar in dem Wirthshause, wo wir einkehrten, herrschte, die aufmerksame und geschickte Art zu bedienen, der Ueberfluß so verschiedner Lebensmittel, und die Geschicklichkeit, solche zuzurichten, alles dieses vergnügte uns, und vermehrte des Herrn Grafen Begierde, die Hauptstadt eines so angenehmen Landes bald zu erblicken. Die Vortrefflichkeit der Landstraßen setzte uns in eine noch angenehmere Verwunderung, und wir bezahlten den mäßigen Zoll, den man uns bey jedem Schlagbaum abforderte, mit willigen Herzen, und konnten uns nicht enthalten, mehr als einmal auf unsre deutsche Nation zu schmälen, bey welcher man noch dieses Ueberbleibsel der Barberey findet, das sie in ihren schönsten Ländern, und auf ihren gangbarsten Landstrassen die Abscheulichkeit solcher Wege, als wir

zurück-

zurückgeleget hatten, erdulden kann. Wir trafen endlich zu London glücklich ein, woselbst der Herr von A. * * * der Minister, der des Königs Geschäffte daselbst besorgt, uns mit aller möglichen Höflichkeit und Aufrichtigkeit empfieng. Er hatte davor gesorgt, daß wir eine artige und bequeme Wohnung fanden, und hatte die Mühe über sich genommen, uns mit Pferden und Wagen aufs beste zu versehen. Dies sind zwey der allervornehmsten, aber auch der kostbarsten Stücke zu London.

Wir finden hier große Schwierigkeiten zu übersteigen, und haben unzählige Beschäfftigungen. Ew. Excellenz werden aus unsern Berichten die Art und Weise ersehen, wie wir in den aufgetragnen Geschäfften, und zwar, so viel an uns liegt, nach dem Wohlgefallen Sr. Majestät zum Zwecke zu kommen gedenken. Meine müßigen Stunden werde ich darzu anwenden, daß ich Ihnen von dem Privatleben, welches wir hier führen werden, das merkwürdigste mittheile. Wie glücklich werde ich seyn, wenn meine Bemühungen Dero selben Beyfall verdienen können! Ich habe die Ehre, mit unendlicher Ehrfurcht zu seyn ꝛc.

Acht

Acht und zwanzigster Brief.

An Herrn Bar. von K***

zu Berlin.

London, den 20. Jänner. 1741.

Nien, mein liebster Freund, Sie dürfen ja nicht glauben, daß die ganze englische Nation in ihrer Denkungsart, in ihren Sitten und Manieren, den tummen Engländern, die Sie auf ihrer Reise angetroffen, oder dem läppischen Hufschmidt zu Potsdam, dessen einfältige und kurzweilige Possen uns so oft zu lachen gemacht haben, im geringsten ähnlich ist. Alles, was ich hier sehe, und alles, was ich hier höre, beweiset mir gerade das Gegentheil. Man könnte vielmehr sagen, daß diese Insel der Sitz des guten Geschmacks wäre. Dieser herrscht in der Regierungsform, und in allen ihren Theilen, in allen großen Einrichtungen, die von der ganzen Nation abhangen, in der Handlung, in der Gelehrsamkeit, und in allem demjenigen, was den herrschenden Charakter eines Volks ausmacht. Der größte Theil der Engländer behält zwar, die Wahrheit zu bekennen, im Gespräche und Umgange etwas besonderes, das dieser

Nation

Nation nur allein eigen ist; aber der Geschmack, welchen die Engländer am Reisen finden, und die Nähe von Frankreich, ziehet fast alle Lords und andre vornehme Herren auf einige Zeit nach Paris. So bald diese wieder nach Hause kommen, so bemerkt man an ihnen, daß sie daher die Sitten und Gebräuche der Franzosen mit sich bringen. Ich gebe zu, daß man unter dem gemeinen Volke bey den Künstlern, und so gar bey einigen großen und guten Kaufleuten der City noch die alte englische Lebensart gewahr wird; allein ich bemerke, daß die Aufführung bey Leuten von Stande in allen gesitteten Ländern von Europa sich fast durchgängig ähnlich ist. Man sieht hier den Edelmann, seine Kleidung, seinen Hausrath, seine Tafel, seinen Keller, und seinen Staat in allen Stücken nach französischer Manier einrichten. Ich lese gegenwärtig des Herrn Abts le Blanc Briefe über die Engländer. Sie scheinen mir sehr wohl geschrieben, und mit witzigen Betrachtungen angefüllt zu seyn; allein ich kann nicht begreifen, in was vor einer Gesellschaft dieser Schriftsteller seine Zeit zu London muß zugebracht, noch weniger, mit was vor einem Auge er die Gegenstände muß angesehen haben. Seine meisten Anmerkungen sind unrichtig. Sehen Sie nur hier ein einziges Beyspiel. Er giebt vor, daß die englischen

lischen Gärten Kleinigkeiten, und den Schachspielbretern ähnlich wären. Ich weis nicht, ob man ihn etwan in einen Apothekergarten geführet hat, wo kleine, aus Taxus- und Buchsbaum geschnittene Pyramiden und Figuren, von einem gewürfelten Bretspiele, eine Aehnlichkeit können gehabt haben. Allein, ich glaube, daß alle Reisende mit mir einstimmig seyn werden, daß es in Europa keine Gärten giebt, deren Grundlage weitläuftiger wäre, oder deren Entwurf mehr ins Große gienge, als die Gärten und Parks der Engländer. Das Erdreich, welches anderwärts ein bloßes Feld abgäbe, wird hier öfters zu einem Park eingerichtet, welcher mit Alleen und Wegen durchschnitten ist. Ich erinnere mich, daß ich bey meiner ersten Reise nach England zur Zeit des Wettrennens, und also mitten im Sommer eine kleine Spazierfahrt in die Grafschaft York vorgenommen. Ich habe mich über die große Menge der Landhäuser, und über die prächtigen Gärten, die ich nicht nur unterwegens, sondern auch in der Provinz York selbst angetroffen, nicht genug verwundern können. Der Garten, welcher mir übrigens am meisten in die Augen gefallen, gehörte dem Herrn Aislabie. Er liegt nicht weit von Rippon, und ist unter dem Namen Studleypark bekannt. Diese reiche Privatperson hatte im Jahr

1720 durch die Actien der westindischen Compagnie ein beträchtliches Glück gemacht. Er setzte noch zu rechter Zeit seine Papiere ins Geld, und erlangte unermäßliche Reichthümer. Er, als der Besitzer eines Landguths, welches an dem Ufer des Meeres sehr wohl gelegen war, bekam den Einfall, daselbst Gärten anzulegen, welche noch ein Denkmaal seiner Glücksumstände abgeben könnten. In dieser Absicht ließ er einen ziemlich hohen Berg in der Mitten durchstechen. Durch dieses Unternehmen, das in der That ganz nach römischem Geschmack war, gewann er einen erhabnen, weiten und ebenen Strich Landes, der auf beyden Seiten mit Anhöhen, oder sehr großen und abschüßig gemachten Hügeln umschlossen war. Mitten auf dieser Fläche grub man einen schönen und breiten Canal, dessen Wasser sich aus einem Becken in das andre vermittelst kleiner Cascaden ergoß. Der ungemein breite Rand dieses Canals ist mit vier Reihen Linden besetzt, und darzwischen mit Rasen ausgeleget, welches unvergleichliche Spaziergänge abgiebt. In den Alleen kann man überall die umliegenden Hügel sehen. Diese Hügel sind mit Bäumen bepflanzt, und auf so eine Art angelegt, daß sich die Kunst gänzlich unter dem Bilde der Natur versteckte. Man könnte sagen, daß es bloß diese letztere wäre,

wel-

welches dieses irrdische Paradies hervorgebracht hätte. Man findet daselbst weder eine Symmetrie, noch sonst eine regelmäßige Ordnung. Diese Anhöhen sind mit Eichen, Buchen, Fichten, und andern Bäumen von allen Sorten bewachsen, groß und klein unter einander. Eine Art von Allee geht schlangenweise Berg auf Berg unter mitten durch diese kleinen Lustwälder, in welchen kleine Lauben, Lusthäuser, Bäder, Tempel, Grotten, Obelisken, Pyramiden, Vasen und Statuen, in einer gewissen Entfernung von einander mit Geschmack und Ueberlegung angebracht sind. Man trifft bald hier bald da kleine Wasserfälle darinnen an, deren Wasser von dem Gipfel dieser Anhöhen auf die Stücken der darunter liegenden Felsen schäumend herabfällt, und sich darauf unter der Erde verlieret. Das äußerste Ende des Gartens ist mit nichts umschränkt, allein anstatt eines gewissen Gesichtspunkts in der Ferne entdeckt man daselbst die volle See, auf der man alle Augenblicke Schiffe vorbeyfahren sieht, welche ihren Lauf bald nach Osten bald nach Süden richten. Dieses giebt dem Auge so ein prächtiges Schauspiel, und so einen schönen Anblick, als man sich nun in Gedanken vorstellen kann, vornehmlich in den angenehmen Augenblickes, da die Sonne, wenn ich mich mit den Dichtern aus-

drücken darf, in ihrem schönsten Glanze aus dem Schooße der Thetis heraufsteigt, oder sich darinnen verbirgt. Zu dem Pallast, der bey dem Eingange dieses prächtigen Gartens erbauet ist, gelanget man durch einen sehr schönen Park, der in verschiedene Wege abgetheilet, und mit rothen Wildpret besetzet ist. Ich gebe zu, daß nicht alle englische Gärten mit eben so vielem Geschmack, wie dieser, angeleget sind; allein überhaupt scheinen sie mir doch insgesammt mehr ins große zu gehen, als die Gärten der Franzosen, und aller übrigen Völker. Man hat hier die Meynung, daß ein Garten nicht einem Confektaufsatze, sondern einer angenehmen und durch Kunst verschönerten Landschaft gleichen soll. Dieses ist der Grundsatz, wornach die Engländer arbeiten, und daher kommt es, daß man bey ihnen wenig mit der Scheere verschnittne Bäume und Hecken, im Gegentheil aber desto mehr Lustwäldchen, große Vorplätze, prächtige mit grünen Rasen besetzte Spatziergänge und Springwasser antrifft.

Ich finde in des Herrn Abt le Blanc seinen Betrachtungen sehr oft dergleichen kleine Fehler. Man muß schlechterdings von aller Parteylichkeit entfernt seyn; man muß mit den Vornehmsten des Staats in einer genauen Verbindung stehen: wenn man den Charak-

ter

ter einer ganzen Nation schildern will, weil Lesern von einer gewissen Gattung, nämlich der einzigen, für welche man schreiben soll, sehr wenig daran gelegen ist, die Sitten, die Denkungs-und Lebensart des Pöbels zu kennen, und weil es unter den Bürgern vom niedrigsten Range sehr selten Beyspiele giebt, welche eine Nachahmung verdienen. Was mich betrifft, liebster Freund, so bin ich noch nicht im Stande, Ihnen einen kurzgefaßten Begriff von England zu geben. Unser Reisegeräthe, das wir zu Rotterdam an Bord des Frachtschiffes gebracht haben, schwebt noch zur Zeit auf den Wellen. Dieser Verzug setzt uns in eine erstaunliche Verlegenheit, und verursacht, daß wir uns nicht öffentlich zeigen können. Ich lasse mir Kleider machen, weil die meinigen zwischen Hervorden und Bielfeld durch das Wasser verdorben sind. Den andern Morgen nach unsrer Ankunft ließ der Herr von Bussy, französischer Minister an diesem Hofe, uns zum Schmause am drey Königs-Tage zu sich einladen, und da er wußte, was uns für ein widriger Zufall betroffen hatte; so ließ er dem Herrn Graf von Truchses alle seine Kleidung und seine Wäsche anbieten. Merken Sie wohl, wenn Sie wollen, daß der Herr von Bussy sehr klein von Statur ist, da der Herr Graf sechs Fuß in die Länge hat.

Wir lachten sehr über diesen scherzhaften Einfall, und stellten uns an dem Hofe dieser heiligen drey Könige in Reisekleidern ein. Da sie Morgenländer sind, so haben sie hierüber nicht viel Aufhebens gemacht, und ihr Fest ist mit größrer Fröhlichkeit gefeyert worden, als man solches kaum in Gallakleidern zu feyern gewohnt gewesen. Uebrigens ist der französische Abgesandte ein liebenswürdiger Mann. Man kann nicht mehr Verstand und nicht mehr Munterkeit des Geistes besitzen, als er. Er treibt die wichtigsten Geschäffte blos im Scherze. Der Vortheil von Frankreich und England, wie Sie wissen, sind einander öfters entgegen gesetzt, und Se. Großbritannische Majestät, wenn Zirkel bey selbiger ist, reden den französischen Minister nicht allemal mit einer gnädigen Miene und heitern Stirne an; allein dem ohngeachtet bemerkt man, daß selbige von dem Herrn von Bussy niemals anders, als mit Lachen weggehen, weil selbiger allemal Mittel findet, durch einige lustige Einfälle Se. Majestät fröhlich zu machen.

Wir haben überdies hier den Herrn Grafen von Ostein, Minister vom wienerischen Hofe, den Herrn Marquis Caravalho, portugiesischen Minister, den Herrn Chevalier Osorio aus Sardinien, den Herrn Baron von Solenthal, aus Dänemark, den Herrn von Wasenberg aus Schweden,

den, den Herrn von Hop aus Holland, den Herrn von Haßlang aus Bayern, und noch einige andre fremde Minister angetroffen, welche außer der großen Geschicklichkeit in Geschäfften, noch ein überaus liebenswürdiges Betragen im Umgange, viel Verstand, und unendliche Höflichkeit besitzen.

Ich werde Ihnen, mein lieber Baron, ein andermal mehr davon sagen, um so vielmehr, da alles das, was ich Ihnen heute noch etwan sagen könnte, nur überflüßig wäre ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

An Ebendenselben zu Berlin.

London, den 7. Febr. 1741.

Ich fange nun an, mein lieber Baron, mich in London umzusehen, wir haben eine Audienz bey dem Könige gehabt, ich gehe ziemlich ofte nach Hofe, und suche mich in guten Häusern bekannt zu machen. Der Hof ist hier ein ordentlicher Sitz der Langenweile. Der alte Pallast St. James, den der König bewohnt, ist ganz verfallen, ganz beräuchert, und sieht so schmutzig aus, daß er an und

vor sich selbst schon melancholische Gedanken einflößt. Ein Trupp engländische Schweizer, welche man yoman of the gard, oder zum Spott Roast heaf, oder Beafeaters, das ist: Rindfleischfresser nennet, erfüllt den Saal der Garde, und verrichtet daselbst seine Dienste, wovon das vornehmste Hauptwerk ist, sich in eine Reihe zu stellen, mit der Helleparde auf den Boden zu stampfen, und so bald ein Fremder oder eine andre Person von Stande ankommt, zu schreyen: Stellt euch! welches ihnen von Seiten dieser zum neuen Jahre einige Geschenke einträgt. Ihre vierschrötige Gestalt scheinet auch diesem Spottnamen, den man ihnen beylegt, eben nicht zu widersprechen, und sie sehen übrigens den Krebsen nicht unähnlich, das ist, sie sind über und über vom Kopf bis auf die Füße roth bekeidet.

Seit dem Tode der verstorbenen Königinn Caroline hat der König niemals öffentliche Tafel gehalten; Se. Majestät speisen des Mittags und Abends ganz allein in Ihrem Zimmer, und lassen sich daselbst bey der Tafel von zween Kammerdienern bedienen. Der Prinz und die Prinzeßinn von Wallis mit ihren Kindern, wohnen weder, noch erscheinen am Hofe. Der Herzog von Cumberland und die drey Prinzeßinnen, Amalie, Caroline

und

und Louise, speisen gleichfalls vor sich allein, ohne jemanden, er sey auch, wer er wolle, zur Tafel zu ziehen, ja so gar, ohne irgend einen Zuschauer ins Zimmer zu lassen. Dieses beständig eingezogne Leben macht den Hof so traurig, als nur möglich ist, oder besser, man verspürt daselbst gar nichts von einem Hofe. Se. Majestät und die königliche Familie bekommt man niemals, als nur in der Capelle unter dem Gottesdienste zu sehen, und etwa zwey oder dreymal die Woche hindurch in dem Audienzsaal, bey dem Zirkel, woselbst der König von den auswärtigen Ministern und den vornehmsten Personen des einen so wohl als des andern Geschlechts die Aufwartung annimmt. Gegen acht Uhr des Abends setzen sich die Prinzessinnen an den Spieltisch; man kann, wenn man will, dabey zugegen seyn, und sie spielen sehen, aber dieses nur in der Ferne; denn ihre Tische stehen in einem besondern Zimmer, wohin dem unheiligen Pöbel nicht weiter als an die Thürschwellen zu treten erlaubet ist.

Alles dieses giebt ein gar schlechtes Vergnügen, und ich sehe auch nicht, daß daselbst das Gedränge allzu groß wäre. Von der Einladung zur Mittags- oder Abendtafel ist hier gar keine Frage, und ich glaube nicht, daß jemand seit vielen Jahren, ausgenommen

die Bedienten des Königs und seine Familie, und diejenigen, welche bey Hofe wohnen, daselbst nur einen Bissen Fleisch geschmecket hat. Die Festtage sind alle vom Hofe verbannt, und man feyert an solchem weiter nichts, als den Geburtstag des Königs, welcher nach dem alten Stil den zehnten November einfällt. Allein, wenn der Hof fast halb todt ist, so ist die Stadt desto lebhafter. Sie wissen, wie volkreich London an sich selbst ist. Die Winterlustbarkeiten, und die Versammlung des Parlaments ziehen den größten Theil der Lords und andrer Standespersonen, welche sich ordentlich auf ihren Landgütern aufhalten, noch dahin, daß man sagen könnte, ganz England wäre alsdenn in seiner Hauptstadt fast zusammen gepfropft. Man sieht auf den Gassen unzählige Kutschen rollen, aber die meisten sind von einem sehr ekelhaften Ansehn. Der Zuschnitt der englischen Kutschkästen gleichet bald den Butiquen, worinnen bey uns in Deutschland die Schuhflicker sitzen. Die Häuser, ja selbst diejenigen, welche von den vornehmsten Herren bewohnet werden, fallen äußerlich auf eine sehr elende Art in die Augen, und der Dampf von den Kohlen giebt ihnen ein rostiges und unangenehmes Ansehen: aber innwendig sieht es ganz anders aus. Daselbst herrscht eine

außer-

außerordentliche Reinlichkeit, eine ungekünstelte Zierlichkeit und ein unvergleichlicher Geschmack, welcher alle nur ersinnliche Bequemlichkeit und eine mehr innerliche als äußerliche Pracht zu seinem Augenmerk hat. Ein jeder Hausrath ist in seiner Art vollkommen. Das, was ich nur itzt von dem äusserlichen Ansehn der Häuser zu London gesagt habe, ist im geringsten nicht von einigen Pallästen zu verstehen, welche man auf den schönsten Plätzen der Stadt erblickt; und welche von dem berühmten Innigo Jones, einem der größten Baumeister, so jemals in der Welt gelebt haben, von dem Chevalier von Brough, und von einigen andern in dieser Kunst erfahrnen Personen sind erbauet worden. Ich habe es Ihnen schon gesagt, daß die Tafel der vornehmsten Standespersonen schlechterdings nach französischer Art eingerichtet ist. Niemals hat man hier so viel Champagner und Burgunder Wein getrunken, als seitdem die Regierung die Abgaben davon erhöhet hat.

Unter andern bin ich auch in dem Hause des Herzogs von Richmond bekannt gemacht worden; dieses ist eins von den besten Häusern in ganz Europa; der Eingang in dasselbige stehet dem englischen Adel und den Fremden, von welchen man weis, daß sie

keine herumirrenden Glücksritter sind, zu allen Stunden des Tages offen. Der Herzog selbst stellt eine überaus schöne Person vor, besitzt eine unendliche Artigkeit, und sein Umgang ist unvergleichlich. Seine Tochter, welche man Lady Caroline Bitz Royal nennt, wird für eine der allergrößten Schönheiten in England gehalten. Sie könnten glauben, daß die Liebe meinen Pinsel geführet hätte, wenn ich Ihnen ihr Portrait nach dem Leben entwerfen wollte. Allein, mein lieber Freund, es fehlet weit, daß ich in diesen Verdacht fallen sollte. Ich begnüge mich, sie zu bewundern, und ihre Gesundheit in der Gesellschaft der Engländer in Toastant *) sehr oft auszubringen.

Wenn Sie die Frau Generalinn von F** sehen, so bitte ich Sie, selbiger meine lebhafte Erkenntlichkeit wegen des Briefes zu bezeugen, welchen sie mir an den Herrn General von St. Hippolite, ihren Onkel, mit gegeben hat; denn er hat mich auf das allerliebreichste aufgenommen, und überhäuft mich noch täglich mit vielen Höflichkeiten.

Bey

*) Dieses ist eine Ceremonie, welche die Engländer bey dem Trinken beobachten, und wo ein jeder, wenn ihn die Reihe trifft, die Gesundheit einer Dame, welche er vor andern hochschätzet, ausbringt.

Bey meiner ersten Reise, die ich im Jahr 1736 nach London gethan habe, habe ich daselbst zwey verschiedne Banden von italiänischen Operisten angetroffen. Der berühmte Herr Hendel unterhielt eine davon, und Herr Conti Giziello und die Frau Strada, nebst einem bewundernswürdigen Bassisten, waren seine vornehmsten Sänger. Seine Oper nahm sich übrigens hauptsächlich durch die Musik aus, deren Erfindung ein Meisterstück war. Dieser engländische Orpheus führte solche selbst auf. Allein, er hatte mit einem fürchterlichen Gegenpart zu kämpfen, und dies war der Herr Heydegger, das Oberhaupt einer andern Operistenbande auf dem Schauplatz des Heymarket. Dieser brachte die allervortrefflichsten Stücke des Herrn Hasse und Herrn Porpora auf das Theater, und ließ solche durch die Herren Farinelli, Senosino und die Frau Cuzzoni aufführen. Die so berühmte Geschicklichkeit der Erfinder; die außerordentliche Stärke der Sänger, die Nacheiferung bey der Aufführung, alles dies machte London damals zum Sitze der Tonkunst. Allein, itzo scheint es, als wenn Euterpe die Ufer der Insel Albion verlassen hätte, und wir haben nichts übrig behalten, als ein Oratorium oder eine Art von einem

geistlichen Concert, welches Herr Hendel bisweilen anstellt.

Die Comödie ist auf einen weit bessern Fuß eingerichtet. Es giebt zween Schauplätze, den einen in Common Yarden, und den andern in Drury-Lane, welche sich um die Wette bemühen, den Beyfall der Stadt zu erhalten. Da ich das erstemal eine englische Tragödie aufführen sah, so schienen mir die Bewegungen des Körpers und der Hände an den Schauspielern unnatürlich, und der Ton ihrer Stimme kam mir in meinen Ohren als ein erschreckliches Geheule vor. Allein, ob ich gleich noch itzo ihre Declamation überhaupt noch etwas zu übertrieben halte, so beleidiget sie mich doch nicht mehr so sehr; ich entdecke bisweilen selbst darinne die Wahrheit, und allezeit eine außerordentliche Stärke, welche in den beweglichsten Stellen des Stücks nothwendig in den Gemüthern der Zuhörer eine große Wirkung haben muß. Ich wünschte indessen, daß sie ihren Ton ein wenig mehr verändern, dadurch der Natur näher kommen, und in ihrer Vorstellung eine gewisse Monotonie, die ich niemals werde ausstehen können, vermeiden möchten. Die englische Comödie ist mein Vergnügen. Ich finde darinne eine Lebhaftigkeit und ein gewisses ungezwungenes Wesen, welches bewundernswürdig

ist,

ist, und welches andre Nationen nicht erreichen können, weil sie sich an die Regeln der Kunst allzu sklavisch binden. Die Comödianten sind sehr wohl gekleidet, und die Oberhäupter der beyden Banden verabsäumen nichts, um zu gefallen, und ihren Schauspielen eine Veränderung zu verschaffen. Auf dem Schauplatze in Common Yarden haben wir eine junge Hebe, welche in Ansehung der Schönheit eine Venus, und in Ansehung des Tanzens eine Terpsichore ist. Dieses ist die Mademoiselle Barbarini, eine gebohrne Italiänerinn, welche seit kurzem nach England gekommen ist. Ich kann Ihnen von selbiger nicht genug Gutes sagen, ich nehme mich sehr in Acht, in die Beyzimmer des Theaters zu kommen, denn ich halte es vor sehr gefährlich, ihr allzunahe unter die Augen zu sehen, und ihre Gestalt und Annehmlichkeiten zu betrachten. Man braucht sie bey den ernsthaften und erhabnen komischen Tänzen. Auf den Schauplatz in Drury-Lane zeigt sich Herr Fausan und seine Frau, welche in dem erhabnen Komischen ebenfalls sehr stark sind. Sie ist von einer reizenden Leibesstatur und Gesichtsbildung, und er ist so leicht wie ein Vogel. Er macht die schwersten Schritte und die verwunderungswürdigsten Sprünge zierlich und regelmäßig. Ihre

Auftritte und Ballets sind überaus wohl gesetzt.

Man hat uns auch einigemal unvergleichliche Operetten aufgeführet. Ich habe einmal die Operette Comus spielen sehen, und niemals habe ich mehr Vergnügen empfunden. Der Text und die Musik sind bewundernswürdig, und ich will aus selbiger alle Arien auswendig lernen, zumal, da sie nicht schwer zu singen sind.

Aller dieser Bemühungen ungeachtet, welche die meisten Anführer dieser Banden auf die Schauspiele verwenden, so verursacht doch die Unbeständigkeit der englischen Nation, daß solche allmählig abnehmen. Herr Rich spielt in Common Yarden, und er selbst spielt mit dem größten Beyfall die Rolle des Arlequin. Er ist übrigens ein Mann, welcher eine große Wissenschaft und eine vollkommne Erkenntniß des Alterthums mit vielem Verstande verbindet, und welcher die theatralische Kunst aus dem Grunde verstehet. Da er sah, daß seine Schaubühne ins Abnehmen gerieth, so sann er lange Zeit bey sich auf Mittel nach, ob nicht selbiger durch eine neue Erfindung wieder aufzuhelfen wäre, und bekam endlich den Einfall, die Mimen oder Pantomimen der Alten in ihrer ersten Reinigkeit wieder herzustellen. Denn Sie wis-

sen, lieber Freund, daß diese Art von Schauspiel, wo man anfänglich die Handlungen der Menschen durch Gebärden und Stellungen des Leibes, ohne ein Wort dabey zu reden, vollkommen ausdrückte, in der folgenden Zeit durch die Römer verderbt worden ist, als welche unanständige Worte in selbige mit einmischten, wie die Mimen des Baberius zum Beyspiel dienen können, welche von der Art solcher frechen und ausgelassenen Comödien sind. Herr Rich fand in seiner eignen Geschicklichkeit die größte Hülfe zur Ausführung seines Entwurfs, und in der Person des Herrn Potier traf er überdies einen Mann an, den er sich in diesem Stücke zu seinem Beystande nicht besser wünschen konnte. Er war ein Balletmeister und sehr geschickter Tänzer, welcher die Kunst, alle Arten von Handlungen nachzumachen, auf eine bewundernswürdige Art verstund. Er machte sonderlich die Rolle des Pierrot mit der allergrößten Vollkommenheit. Diese zween Männer verbanden sich einzig und allein zusammen, und nahmen noch andre geschickte Schauspieler und Schauspielerinnen zu Gehülfen an; Man erfand sich Materien, man machte sich die ersten Entwürfe zu Stücken; man setzte eine zusammenhangende und nachdrück-

drückliche Musik, welche das, was die Gebärden anzeigen sollten, auszudrücken im Stande war. Sie wendeten dabey künstliche Maschienen an, deren Vollkommenheit fast bis zur Zauberey getrieben wurde; und endlich führte man vor dem Volk öffentlich eine Pantomime auf, welche bey ihrem ersten Versuche vollkommen war. Ganz London lief herbey, als wenn Feuer wäre, und ich versichre Sie, mein Herr, daß dieses Schauspiel bey den ersten Vorstellungen, die man davon sieht, überaus vergnüget: Allein, ich zweifle, daß es sich lange zu erhalten geschickt ist, und daß dessen öftere Wiederholung dem Zuschauer erträglich seyn könne. Sie verstehen gar wohl, daß man bey einem dergleichen Stücke eine Fabel oder eine verwickelte Handlung, welche sich auf die stärksten und heftigsten menschlichen Leidenschaften gründet, nur im Ganzen vorstellen kann, und daß alles, was Scharfsinnigkeit, eine merkwürdige Rede, ein sinnreicher Einfall, eine witzige Antwort, ein artig Urtheil und dergleichen genennet wird, sich durch die Gebärden nicht ausdrücken läßt. Die Pantomime rührt also einzig und allein die Sinne, und niemals den Verstand, daher kommt es, daß sich ihr Ansehen beträchtlich verringert,

gert, und daß sie nicht oft gesehen werden kann.

Ich werde ein andermal die Ehre haben, Ihnen von noch andern englischen Schauspielen zu sagen, welche man als solche, die dieser Nation ebenfalls eigen, den ersten Schauspielen aber nachgesetzt sind, ansehen kann; denn ich werde gewahr, daß mein Brief bereits nur allzu lang ist, und daß ich wohl thun werde, wenn ich ihn kurz und gut mit der Versicherung schließe, daß ꝛc.

Dreyßigster Brief.

An Ebendenselben zu Berlin.

London, den 2. März, 1741.

Liebenswürdiger Freund!

Sie machen mir eine sehr angenehme Schmeicheley, wenn Sie mich versichern, daß Ihnen meine Briefe nicht zu lang vorkommen, und deswegen mich ersuchen, damit fortzufahren. Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, so bald es mir die ernsthaften Geschäffte, die ich hier unter den Händen habe, verstatten. Alle Augenblicke meiner müßigen Stunden sollen Ihnen gewidmet seyn.

Die englische Nation hat viel Aehnlichkeit mit den alten Römern, diese verlangten nichts als Brod und Schauspiele, und mich dünkt, die Engländer wünschen auch nichts weiter. Von ihrem Verlangen nach Brod und den Nothwendigkeiten eines gemächlichen Lebens rührt es unstreitig her, daß sie alles, was sie verfertigen, tüchtig machen, daß sie sich mit so vielem Eifer auf die Handlung

und

und Schiffahrt legen, und daß sie den Geiz, der die Lust zum Spiel und Wetten hervorbringt, ein wenig in ihren Herzen Wurzel schlagen lassen. Selbst die Künste und Wissenschaften werden hier nicht anders, als in Absicht auf den Vortheil getrieben.

Ihr andrer Hauptgegenstand sind die Schauspiele, diese können sie nicht genug verändern, noch deren Arten genug vervielfältigen. Außer diejenigen, von welchen ich Ihnen in meinem vorigen Briefe eine Beschreibung gegeben habe, werden in ganz England, den Sommer über, Wettrennen mit Pferden angestellt, eine Art von öffentlicher Lustbarkeit, welche zugleich zum Schauspiele und zur Wette dient, und an welcher folglich sich der Geschmack der Nation niemals ersättigen wird. Ich habe bey meiner ersten Reise, so wohl in Newmarket als zu York dieses Wettrennen mit angesehen, und ich bekenne Ihnen, daß mich der Anblick davon gerühret hat. Die Sache zwar selbst, die Leichtigkeit, die Stärke, die Geschwindigkeit der Pferde bewundere ich nicht so sehr, als die Anstalten, die damit verknüpft sind. Den unzähligen Haufen der Zuschauer, die große Menge von Kutschen, so mit sechs, mit vier und mit zwey Pferden bespannt sind; die Anzahl der mehrentheils berittenen Bedienten, der

Handpferde, der Reuter und dergleichen; die aufgebauten Bühnen voller Damen, welche in ihren schönsten Kleidern und ihrem besten Schmucke von Diamanten dabey erscheinen, und mit einem Worte, alles was dergleichen Schauspielen einen Glanz ertheilen kann.

Ich werde Ihnen hier von den Kämpfen der wilden Bestien, der Stiere, der Doggen und aller Arten andrer Thiere, so man hier zu sehen bekommt, nicht das geringste sagen. Dergleichen Kampfspiele werden ziemlich oft vor dem Volke aufgeführet, welches nach solchen überaus begierig ist; aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen ein paar Worte von dem Gefechte zu sagen, welches hier die Menschen selbst unter einander zur Schande der Menschlichkeit anstellen. Bald sind dieses bis an den Gürtel nackende Kämpfer, welche einander mit der Faust angreifen, welche einander gräßliche Schläge beybringen, welche einander den Leib und das Gesichte zerschmeißen, welche einander zu Boden werfen, so, daß ihre Secundanten sie wieder aufheben, abwischen, und aufs neue, wie die Doggen zum Gefechte aufmuntern müssen, und welche endlich einander bisweilen erwürgen und umbringen; bald sind es Schwadronirer, welche sich auf den Säbel schlagen, bey denen man aber die Vorsicht braucht, daß

man

man ihre Füße in solche Fechtschuh einschmieret, welche an dem Boden bevestiget sind, also, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen können.

Ihre Säbel sind außerordentlich scharf geschliffen, und nach der Spitze zu sehr leicht; daher denn der Hieb niemals tief eingehet; allein, aus den Wunden rinnet bald das Blut, und der Pöbel klatscht alsdenn dabey in die Hände. Bald sind es endlich andre Fechter, deren Waffen in Stöcken bestehen, wovon die Spitze mit Eisen beschlagen ist, und womit sie einander zu Boden schmeißen, oder sonst entsetzliche Quetschungen verursachen. Was mir dabey am schändlichsten vorkommt, ist dieses, daß dergleichen Schlägereyen mit Bewilligung der Regierung, unter der Aufsicht eines Policeybeamten, und auf einem öffentlichen Schauplatze vorgehen, wobey der Eingang bezahlt wird, wobey das Parterre, und was noch mehr ist, die Logen mit den erbarsten Leuten eben so angefüllt sind, als sie nur immer im Opernhause angefüllt seyn können. Man nahm mich eines Tages auf das kleine Theater des Heymarket zu einer solchen Scene mit. Niemals habe ich ein, für den Verstand und das menschliche Herz so ekelhaftes und so schändliches Schauspiel mit angesehen. Meine Begleiter führten mir zwar einige falsche Gründe an,

womit sie diese barbarische Grausamkeit entschuldigen wollten: Allein, solche sind so schwach, daß es weder sie anzuführen, noch zu widerlegen, sich die Mühe verlohnt.

Man könnte sagen, daß das Hahnengefechte zu der Art von Lustbarkeiten gehörte, welche sich nur für die Kinder schicken, allein, hier ist es ein sehr ernsthaftes Schauspiel, welches seine eignen Theater hat, und womit sich Personen, welche in dem Staate etwas vorstellen, zuweilen ergötzen. Da dasselbe zum Wetten Gelegenheit giebt, so hat es viel Liebhaber. Viele Privatpersonen erziehen und unterhalten dergleichen Hähne, und bringen sie auf den öffentlichen Kampfplatz, um sie mit andern von ihrer Gattung kämpfen zu lassen.

Ich habe mich über die Bosheit und Tapferkeit dieser Thiere verwundern müssen. Kaum hat man solche aus ihren Säcken herausgelassen, als sich einer über den andern geschwungen, und nicht eher zu kämpfen aufgehöret hat, als bis der schwächste auf dem Platz ausgestreckt liegen geblieben. Ehe das Gefechte angeht, so beurtheilen die Kenner die Stärke und Tapferkeit der Hähne, nach ihren Blicken, und untersuchen daher sehr aufmerksam ihre Augen; worauf denn Wetten angestellet werden, und der Streit seinen

An-

Anfang nimmt. Eines Tages fand ich mich, durch die Neugierde angetrieben, bey einem dergleichen Schauspiele ein; ich hatte eine Pomeranze in der Hand, und als einer von den Hähnen seinen Gegenpart überwältigte, und ausgestreckt zu Boden warf, wo er einen Augenblick ohne alle Kennzeichen des Lebens liegen blieb: so rief mir damals ein Umstehender, den ich nicht kannte, mit Lebhaftigkeit zu: Mein Herr! ich wette um vier Guineen gegen Ihre Pomeranze, daß der siegende Hahn seinen Sieg behaupten wird. Ich antwortete ihm: Es sey darum, mein Herr, es gilt. Der überwältigte Hahn sammlete seine Kräfte wieder, raffte sich wieder auf seine Sporen, und trug den Sieg davon. Ich behielt meine Pomeranze, ich weigerte mich aber, die vier Guineen von dem, der die Wette veranlasset hatte, anzunehmen, welcher über beydes, so wohl über seinen Verlust, als über meine Denkungsart gleich gerührt zu seyn schien.

Man hat mir erzählet, daß sich vor einigen Jahren ein künstlicher Italiäner in Sinn kommen lassen, ein ganz besondres Schauspiel zu London aufzuführen. Es war dieses dem ersten Anblick nach ein Concert von Katzen, welche nach ihrem Alter, ihrer Größe und ihrer mehr oder wenigern starken Stimme,

auf gewissen Stafeln, nach Art eines Amphitheaters, in Ordnung gestellt waren. Alle Katzen waren mit Halskräuschen und Manschetten von Papier bekleidet. Vor sich hatten sie Pultgen, woran ihre Pfoten bevestiget waren. Auf solchen war vor jeder Katze ein Blatt Noten gelegt, und zwey Wachslichter aufgesteckt. Man hat mich versichert, daß diese Versammlung solcher Mäusefeindlichen Virtuosen in dem Augenblick, da der Vorhang aufgezogen wurde, einen überaus lächerlichen Anblick verursachet, daß es unter diesen Katzen sehr lustige Physionnomien gegeben, daß eine jede ihre Augen auf eine besondre Art herumgewendet, daß die Musik und die Instrumente, womit man ihre Stimmen begleitet, ebenfalls sehr wunderbar geklungen, und daß da alle ihre Schwänze in gewisse Zangen gefaßt worden. Der Capellmeister dieses besondern Concerts nichts weiter zu thun gehabt hätte, als die Zangen zuzukneipen, um seine Sänger, an den Orten, wo ers vor nöthig gehalten, mauzen und schreyen zu lassen.

Das andre Stück von diesem kurzweiligen Schauspiele ist durch calekutsche Hähne vorgestellt worden, welche man auf einer Art von Gallerie, dessen Boden aus geschlagenen Eisen oder Meßing bestunden, hin und her mar-

schie-

marschiren lassen. Unter diese Gallerie schob man eine Pfanne mit glüenden Kohlen, welche das Eisen nach und nach erhitzten. Die Hähne traten anfänglich mit stolzen Schritten einher, welche nach dem Schall einer Musik, welche Sarabanden und gemeine Stückgen spielte, abgemessen waren. Nach dem Maaße aber, als sich der Fußboden erhitzte, verdoppelten die calekutschen Hähne ihre Schritte, und die Musik gieng geschwinder; wenn endlich das Eisen fast glüend wurde, so machten diese arme Thiere nichts als Sprünge, Capriolen, und Verdrehungen des Leibes, worüber der gemeine Engländer, der dabey Maulaffen feil hatte, vor Lachen zerbersten wollte. Man sagt vor gewiß, daß der Italiäner durch diese Erfindung zu London reich geworden wäre.

Aber was werden Sie zu der Hitze eines Volks sagen, welches durch seine Leidenschaft für die Schauspiele und für das Sonderbare verführt, sich von einem schalkhaften Possenreißer auszischen lassen. Dieser schlug zu London und an allen Ecken der Straßen an: daß ein Mann an einem gewissen Tage, zu einer gewissen Stunde, und auf einem gewissen Theater in eine Bouteille von einem halben Maaß springen würde. Ja! mein Herr, die ansehnlichsten Leute von England begaben sich nach diesem Schauplatz,

bezahlten den Eingang, und der Saal ward gepfropft voll, aber alle wurden hinter das Licht geführt; denn nachdem sie eine Stunde gewartet hatten: zeigte sich der schalkhafte Spaaßvogel an dem Rande des Theaters, und sagte: daß man in allen Wirthshäusern von London nicht eine Bouteille, welche genau ein halb Maaß enthielte, auftreiben können; er bäte also die Zuschauer um Vergebung, und wäre bereit, ihnen an der Thüre, wenn sie es verlangten, das Geld wieder zu geben. Er verschwand zugleich in dem nämlichen Augenblick. Da das Parterre sich also bey der Nase herum geführt sah, gerieth es in Wuth, machte Lärm, zerbrach die Bänke, und die Verzierungen des Theaters, und es entstund ein so heftiger Tumult, daß einige ihre Degen, andre ihre Peruquen, und noch andre ihre Hüte verlohren. Aber das Geld konnte nicht wiedergegeben werden, und der Schelm hatte Mittel gefunden, zu entwischen, ohne daß ich ihn jemals entdecken können.

Ich erzähle Ihnen diese Kleinigkeiten aus keiner andern Absicht, als nur blos, Ihnen das Genie des englischen Volks und dessen unterschiednen Geschmack, für alles, was man nur Schauspiel nennet, kenntbar zu machen. Es dünkt mich, daß die allzugroße Menge ihrer Schauspiele nur allzusehr an der Zerstreuung

dieser

dieser Nation schuld ist, und ihrem Fleiße nur allzuviel Zeit raubt. Das Wettrennen der Pferde insbesondre ist von gefährlicher Folge, weil der Pöbel sich nur gar zu sehr damit beschäfftiget, und weil die Großen, so wie der Pöbel dadurch in eine gewisse Art einer ausgelassenen Freyheit verfallen, und sich von einem stillen Leben, und von der Aufmerksamkeit auf die vornehmsten Gegenstände ihrer Pflichten entfernen lassen.

Ich weis nicht, lieber Freund, ob mein Brief Sie noch zu Berlin antreffen wird, Sie sind ohne Zweifel mit dem Könige nach Schlesien abgegangen, und ich glaube, daß Sie seinem weißen Federhute auf der Bahne der Ehre und des Ruhms überall folgen werden. Ach! wenn Sie doch daselbst Lorbeern einsammleten, welche nicht mit ihrem eigenen Blute bespritzt wären. Ich werde wie Moses auf dem höchsten Gebirge von England meine Hände gen Himmel heben, und vor Ihre Erhaltung die eifrigsten Wünsche abschicken; indem, daß Sie in den Gefilden von Schlesien mit dem Säbel in der Faust fechten ꝛc.

Ein und dreyßigster Brief.

An den königlichen preußischen Herrn Geheimdenrath Jordan zu Berlin.

London, den 6. März, 1741.

Was soll ich Ihnen, werther Freund, von dem Zustande der Gelehrsamkeit in England sagen? ich bin ein Sklave der Staatskunst; ich bin auf ihre Galeere geschmieder, und rudre zugleich mit dem übrigen Haufen. Ich nehme meine Ketten mit an Hof, in die Verhörsäle der Minister, in die Unterredungen mit den Großen, und wenn ich mich bey den Parlamentsgliedern, und allen, die durch ihr Ansehn etwas vermögen, mit Manier in Gunst gesetzt habe: so eile ich in mein Cabinet zurück: und bringe die Nachte damit zu, daß ich schreibe und Charaktere mache. Sie sehen wohl, daß ein dergleichen Sklave auf den Helicon wenig Zutritt hat, und daß er nicht allzuviel Zeit auf den Umgang mit den Musen verwenden kann. Alles was mir zu thun erlaubt ist, bestehet darinne, daß ich mit selbigen eine ganz kleine Bekanntschaft ver-

verstohlner Weise unterhalte. Ich reiße mich in der That wöchentlich zweymal von meinen Arbeiten los, um bey dem berühmten Doctor Desaiguilliers, Capellan bey Sr. königlichen Hoheit, dem Prinz von Wallis, die Physik oder Experimentalphilosophie zu hören. Ich habe fast alle ausländische Minister, die sich hier aufhalten, bewogen, diesen Vorlesungen mit beyzuwohnen. Das Zimmer des Doctors sieht mehr einem Gesandschaftssaal, als einem Hörsaale eines Professors ähnlich, und weil wir ihn reichlich bezahlen, so spart er, so zu sagen hinwiederum weder Mühe noch Kosten, um uns davor wohl zu bewirthen, und uns alle, auch die verborgensten Triebfedern der Natur zu entdecken. Die eigentlich so genannte Physik, die Mechanik, die Hydraulik, die Hydrostatik, die Optik, die Astronomie, alles wird bey seinen Vorlesungen mit erkläret. Sie haben in Ihrer schönen Bibliothek vermuthlich das Buch des Doctors Desaiguilliers, welches den Titel führt: A Course of experimental Philosophy, und in Quart zu London herausgekommen ist. Dieses Werk ist es eigentlich, worüber er liest: allein, da er alle seine mathematischen Beweise mit Hülfe einer unendlichen Menge von Maschinen führt, so ist es nicht anders, als wenn er die ganze Natur vor un-

sern Augen zergliederte, und solche in allen ihren Wirkungen vollkommen erreichte.

Ich bekenne es Ihnen, ich empfinde ein unaussprechliches Vergnügen bey seinen Vorlesungen, und bin allemal beym Weggehen ganz außerordentlich davon eingenommen. Unter der großen Anzahl Maschinen, die er besitzt, hat mich keine in so große Verwunderung gesetzt, als sein berühmtes Planetarium. Ich habe schon auf den Universitäten zu Leyden, zu Berlin und an andern Orten viele Sphären, womit man den Lauf der himmlischen Körper deutlich vor Augen stellt, zu Gesichte bekommen; ich kenne auch diejenige, welche man von dem Namen des Mylord Drire, ihres Erfinders, die Drireische nennet; allein alle diese künstlichen Maschinen haben noch einen beträchtlichen Fehler; sie geben uns nämlich in Ansehung der Weite, in welcher diese himmlische Körper von einander entfernt sind, einen sehr falschen Begriff, und bestimmen ihre Bewegung nur ganz unvollkommen. Denn da sie die Sonne in den Mittelpunkt setzen, und diese Sonne in der Größe einer Pomeranze vorstellen, um wenigstens dadurch nur einiges Verhältniß mit der Größe der übrigen Sterne und Planeten anzugeben; So müßte eine solche Sphäre wenigstens eine englische Meile im Durchschnitte haben, wenn man die

Wei-

Weiten und Entfernungen damit genau bestimmen wollte. Der Herr Desaiguilliers bemerkte diese Unvollkommenheit; er sann lange auf Mittel, diese Maschine vollkommner zu machen, und brachte endlich die Erfindung seines Planetariums heraus. Herr Grenham, der geschickteste und berühmteste Uhrmacher, der jemals in der Welt gewesen ist, hat ihm in dieser Arbeit auf eine sehr nachdrückliche Art beygestanden. Die Bewegung dieses Planetariums wird durch die Zusammensetzung unendlich vieler Theile, aber auf eine sehr künstliche Art, bewerkstelliget. Unser Doctor nimmt, wie Sie leicht glauben können, das System des Neuton und des Copernicus an; folglich, wenn seine ganze Maschine völlig aufgestellet ist, so sieht man die Sonne unbeweglich in der Mitten, und die Erde, den Mond, und die übrigen Planeten mit ihren Trabanten, welche um die Sonne herumgehen, auf beweglichen Stiftgen. Er fängt darauf mit einem Handgriffe an zu drehen, und alsbald ist der ganze Himmel in seiner natürlichen Bewegung, und ein jeder Körper umschreibt seinen Krais, seinen Zirkel, oder seine Ellipse. Diese erste Vorstellung giebt in der Sache so ein helles Licht, daß die Schüler alle Körper und ihre Bewegung nach der Erklärung, die der Herr Desaiguilliers beyfügt, aufs genaueste bemerken können.

Her-

Hernach aber setzt er in den Mittelpunkt eine kleine crystallene Kugel, welche die Sonne vorstellt, und welche er von innen mit einer Lampe erleuchtet. Wenn er nun darauf die Fensterläden zugemacht und das Planetarium in Bewegung gesetzt hat: so zeigt er bey der andern Vorstellung, welche Theile der Erde, des Monden und der Planeten von der Sonne an jedem Tage und in jedem Augenblicke beschienen werden. Merken Sie wohl, daß man bey den beyden ersten Vorstellungen auf die vollkommene Richtigkeit des Zwischenraumes unter den Himmelskörpern nicht so genau sehen muß, als welche mit einer Maschine, welche vier Fuß im Durchschnitt hat, unmöglich kann beobachtet werden: allein, bey den folgenden Vorstellungen nimmt unser Doctor die Maschine aus einander, und stellt jedesmal seinen Zuhörern die Sonne mit einem einzigen Planeten und seinen Trabanten alleine vor, oder zeigt auch nur die Erde, wie sie sich um ihre Achse dreht, und in Begleitung des Monden um die Sonne herumläuft, alsdenn kann man die Weite der Himmelskörper von einander viel besser beobachten, und auf diese Art erkläret er mit einer bewundernswürdigen Deutlichkeit und Leichtigkeit das ganze System des Himmels. Alles ist dabey so handgreiflich, daß ich mich verbindlich machen wollte, einer Dame, wenn

sie

sie nur ein wenig neugierig und aufmerksam ist, mit Hülfe dieses Planetariums die Astronomie in Zeit von einem Monate beyzubringen. Aber es findet sich nicht leicht jemand, der dergleichen Maschine verlangte; sie kostet dem Doctor mehr als tausend Pfund Sterlings.

Uebrigens ist der Herr Grayham, von dem ich Ihnen nur gesagt habe, in seiner Kunst ein sehr großer Mann. Sie wissen, was man an einer Maschine das Reiben nennt, und wie sehr solches die Wirkung und die Geschwindigkeit derselben aufhält. Wir redeten vor einiger Zeit mit ihm davon bey dem Herrn Desaiguilliers, und jeder theilte ihm seine Gedanken über die Art und Weise mit, wie man etwan dieses Reiben vermindern könnte. Er brachte diese Gedanken in eine bessere Ordnung, und kam eines Tages, und zeigte uns eine Maschine, welche unser aller Beyfall verdiente. Dieses war ein Rad, dessen Achse an seinem Mittelpunkte bevestiget war, und wovon die Spindeln sich in gewissen Gehäusen drehten, die ihnen zur Unterlage dienten. Diese Gehäuse waren innwendig mit kleinen meßingenen Rädern oder Rollen versehen, welche sich ebenfalls auf die nämliche Art, wie das große Rad drehten, welches senkrecht schwebte, und dessen Achse mit seinen Spindeln auf diesen

nämlichen Rollen ruhte, also, daß die Bewegung des großen Rades zu gleicher Zeit alle kleinen Rollen in Bewegung setzte. Da auf diese Weise die Achse, so zu sagen, sich in einem Loche eingezapft befand, dessen innere Seiten selbst beweglich waren: so veränderte sich jeden Augenblick der Punkt ihrer Unterlage; die kleinen Rollen trugen sehr vieles darzu bey, daß die Geschwindigkeit der Bewegung am großen Rade vermehret wurde, und das Maas des Reibens ward auf diese Art um Dreyviertel vermindert. Ich maß den Durchmesser des Rades. Ich heftete an das äußerste Ende der einen Speiche ein klein Stückchen Papier, und indem ich dem Rade darauf einen Schneller gab, so lief solches mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit herum, daß ich aus der genau bemerkten Zahl, wie vielmal mein Papier in die Höhe gekommen war, und nach der Peripherie des Rades ausrechnen konnte, daß es einen Weg von mehr als einer englischen Meile ohne Aufhören gelaufen war.

Ich weis nicht, ob diese Erfindung bey der wirklichen Anwendung großen Nutzen schaffen wird; aber sie scheint mir doch sehr künstlich zu seyn, und ich führe dieses Beyspiel nur deswegen an, damit Sie von der Geschicklichkeit des Herrn Grayham urtheilen können, dessen

Werk-

Werkstatt nicht nur in Ansehung der Uhrmacherkunst, sondern auch in Ansehung aller Theile der Mechanik ein großer Gegenstand der Neugierde ist.

Sie kennen ohne Zweifel das Procopische Caffeehaus zu Paris. Wir haben ebenfalls zu London eins von dieser Art, nämlich das Slaughterische, welches den witzigen Köpfen, und den meisten Gelehrten dieser Stadt zu einem Ort der Zusammenkunft dient. Sie halten auf selbigem ordentlich ihre Versammlungen, sie reden von gelehrten Neuigkeiten, sie untersuchen die Werke, die zum Vorschein kommen, sie fällen bisweilen selbst über diejenigen ein Urtheil, die schon in Ansehen stehen, und machen eine Art von Areopagus in der Republik der Gelehrten aus. Sie sind indessen nicht immer unter sich selbst eins, und die Verschiedenheit ihrer Meynungen erweckt öfters Streitigkeiten, welche die Zuhörer, so die bloße Neugierde dahin gelockt hat, bald aufrührisch, bald vergnügt machen. Urtheilen Sie hiervon, werther Freund, aus einem einzigen lustigen Vorfalle, den ich Ihnen zu erzählen nicht umhin kann. Es ist nicht allzulange, als sich der alte Herr Desmaizeaux, der Freund des verstorbnen Herrn Bayle, der Verfasser von dessen Lebensgeschichte, der Herausgeber seiner Schriften, und vieler andern berühm-

ten Werke, übrigens ein sehr gelehrter, sehr witziger, und überaus lustiger Mann, sich auf dem nämlichen Caffeehause befand, ganz ruhig dort saß, und eine Schaale Chokolade trank. Zween Unbekannte nahmen, einer nach dem andern, an eben diesem Tische Platz, und fiengen über eine gelehrte Sache einen sehr lebhaften Streit an. Einer von diesen beyden war überaus höflich und sehr gelassen; weil er das Recht vor sich hatte; der andre hingegen überaus grob und sehr heftig, weil er unrecht hatte. Nach Verlauf einer halben Stunde überließ der sanftmüthige und verständige, weil er von seinem Gegenpart mit allzu harten Ausdrücken angegriffen und mit Geschrey übertäubt wurde, diesem das Feld, und gieng davon. Kaum war er zur Thüre hinaus, als der übermüthige Gelehrte sein Siegeslied anstimmte, sich zu dem Herrn Desmaizeaux wendete, und sagte: Mein Herr, habe ich meinen Widersacher nicht recht zu Boden geworfen? Es ist wahr! antwortete ihm der alte satyrische Kopf, und wenn ich einmal mit den Philistern zu streiten hätte; so möchte ich mich wohl Ihres Kinnbackens bedienen.

Uebrigens, ob man schon in England immer eine große Anzahl geschickter Leute von allen Arten antrifft: So finde ich doch gegenwärtig

kein einziges von den seltenen Genies, welche die Natur oft in ganzen Jahrhunderten nicht hervorbringt. Pope ist nicht mehr, und seine Stelle wird, allem Ansehen nach, auch nicht so bald ersetzet werden. Es giebt gegenwärtig in Großbritannien keinen einzigen Poeten, der in einem allgemeinen und gegründeten Rufe stünde; außer dem Herrn Glover, dem Autor des epischen Gedichtes: Leonidas, und vieler andern unvergleichlichen Schriften. Ich habe die Ehre gehabt, mit ihm in Bekanntschaft zu gerathen, und werde von ihm mit Höflichkeiten und Merkmaalen der Freundschaft überhäuft. Er ist bey dem ersten Anblick ein Mann von finsterer Miene; allein sein Kopf, so träge und schläfrig er anfänglich scheint, wacht bald auf, geräth in Feuer, und giebt sich durch eine sehr angenehme und sehr lebhafte Unterredung ganz deutlich zu erkennen. Der Mangel der dramatischen Schriftsteller, in Ansehung der Tragödie und Comödie, ist eben so groß, und ich bemerke, daß man, um dem Theater eine Neuigkeit zu verschaffen, zu den Uebersetzungen der besten französischen Schauspiele, und vornehmlich zu den Stücken des Herrn von Voltaire, als an welchen man zu London viel Geschmack findet, seine Zuflucht nimmt.

Die Kanzel hat hier sehr geschickte Theologen und große Redner; nicht weniger herrscht die Kunst, mit Nachdruck, Anmuth und Wohlanständigkeit zu reden, auf eine bewundernswürdige Weise im Parlamente, vornehmlich bey der Kammer der Gemeinen. Ich habe mich einigemal dahin begeben, die vortrefflichen Reden, die daselbst gehalten werden, mit anzuhören, und bin allezeit ganz bezaubert zurückgegangen. Ich bewundre vornehmlich den Chevalier Walpole; dieses ist der Demosthenes von England. Ich habe bemerkt, daß er ordentlich einer von den letzten ist, welcher auftritt, und daß er, so lange die andern reden, sich sehr ruhig verhält, zuhört, und auch bisweilen kleine Aepfel speiset. Man sollte glauben, man sähe einen fürchterlichen Löwen, welcher ganz ruhig mitten auf dem Kampfplatze läge, welcher seine Widersacher schreyen und sich entkräften ließe, und welcher endlich nur aufstünde, um alles nieder zu reißen. Ich habe auf diese Art mehr als einmal gesehen, daß der Ritter Walpole während der ganzen Versammlung ein tiefes Stillschweigen beobachtet, endlich sich erhoben, und durch eine männliche und vortreffliche Rede alle Stimmen nach dem Verlangen des Hofes gelenket hat.

England ist voll von periodischen Blättern, Traktätchen und Wochenschriften, welche so wohl in Staatssachen, als auch in die Wissenschaften und Sittenlehre einschlagen. Allein, sie sind alle trocken und mager an Einfällen. Große Gedanken sind darinnen sehr dünne gesäet, und es giebt keine Addisons, keine Steelen und keine Chesterfields mehr; welche sich mit dieser Arbeit abgäben. Mit einem Worte, es giebt keine Zuschauer mehr. Es ist wahr, daß England nach dem angenehmen und verehrungswürdigen Lord Chesterfield eins der größten Genies, die es jemals hervorgebracht hat, besitzt; allein, er arbeitet nicht mehr an dem Crafsmann, noch an andern periodischen Werken. Die Chronike der Könige von England, welche in der biblischen Schreibart abgefaßt, und unter dem Namen des Nathan Ben Saddi herausgekommen ist, war das letzte Werk dieses grossen Mannes, und Sie werden mit mir einig seyn, daß darinnen der Charakter des Originals vollkommen beobachtet worden. Dieser erhabne Autor genießet noch bey seinem Leben seinen ganzen Ruhm und das unaussprechliche Vergnügen, sich von seiner Nation geliebt zu sehen. Ich gehe nicht über die Gasse zu London, daß ich nicht auf einem Schilde eines Handwerksmannes dieses Lords

Brustbild mit dieser Innschrift: At Mylord Chesterfields head finden sollte, und ich urtheile, daß ein so merkwürdiger Kopf die Herzen des gemeinen Volks muß eingenommen haben.

Unter den englischen Philosophen giebt es gegenwärtig keinen Ritter Neuton, keinen Locke, keinen Clark mehr. Allein, diese Männer, die in ihrer Art die einzigen waren, haben geschickte Schüler gezogen, welche mit dem glücklichsten Erfolg in ihre Fußtapfen getreten sind, und überhaupt hat sich der philosophische Geist unter dieser Nation sehr ausgebreitet. Der berühmte Halley lehret hier die Mathematik, und vornehmlich die Astronomie mit großem Beyfall. Man hat mir versprochen, mich nächster Tage auf sein Observatorium nach Greenwich zu führen, welches in seiner Art ein bewundernswürdiges Gebäude seyn soll.

Einer von unsern Freunden hat mich auch neulich zu dem Herrn Ritter, Hans Sloane, Präsidenten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften mitgenommen. Er empfieng uns mit der größten Höflichkeit von der Welt, und zeigte uns selbst, was sein Raritätenkabinet vor Seltenheiten der Naturgeschichte, vor Münzen und vor Alterthümer in sich enthielte. Ich glaube nicht, daß man

eine

eine vollkommnere, eine besser ausgesuchte, und eine kostbarere Sammlung von dieser Art in ganz Europa antrifft. Ich müßte ein ganz Buch schreiben, wenn ich Ihnen eine Beschreibung davon machen wollte.

Endlich, mein Herr, findet man hier unter der französischen Colonie und unter ihren Predigern sehr geschickte Leute und vortreffliche Genies. Ein Zufall hat mir unter andern die Bekanntschaft eines von Ihren alten Freunden zuwege gebracht. Dieses ist der Herr von Missy, der evangelische Prediger, welcher in vielen Arten der Literatur sehr gelehrt ist. Er hat eine schöne Ausgabe von den Werken des Rabelais besorgt, lesenswürdige und lehrreiche Anmerkungen über diesen Autor beygefüget, der so schwer zu verstehen ist, und der in seinen scherzhaften Einfällen alle Augenblicke auf geheime Histörchen, auf Lustbarkeiten, Moden und Gebräuche, die uns fast nicht mehr bekannt sind, eine Anspielung macht. Ich habe überdies einige überaus schöne Stücke von der Poesie des Herrn von Missy zu Gesichte bekommen, und unter andern eine Cantate, welche Leander und Hero betittelt ist, und welche den Cantaten des unvergleichlichen Rousseau gar nichts nachgiebt.

Ich weis, Sie lieben diese Materien; also befürchte ich nicht, daß ich Ihnen durch meine lange Erzählung einen Ekel verursache. So große Lust ich habe, abzubrechen: so kann ich doch nicht umhin, Ihnen noch von der Vollkommenheit der mathematischen, optischen, astronomischen und zur Schiffskunst gehörigen Instrumente, welche hier verfertiget werden, ein paar Worte zu sagen. Man muß die Werkstatt eines solchen Künstlers selbst sehen, wenn man sich einen Begriff davon machen will. Die englischen Fernglaser und Vergrößerungsglaser haben ihres gleichen in der Welt nicht, und die französischen Künstler, so geschickt sie im übrigen sind, können die Vollkommenheit der zu London gemachten Quadranten nicht erreichen. Diejenigen, deren sich der Herr von Maupertuis bey seinen Beobachtungen unter dem Nordpol, und der Herr von Condamine, unter dem Aequator, bey Bestimmung der Figur von der Erde, und der Herr von Lalande bey Ausmessung der Parallaxe des Mondes bedient haben, sind alle in England verfertiget worden. Diese vortrefflichen Instrumente sind hier in Wahrheit erstaunlich kostbar; allein, sie sind auch mit einem solchen Fleiße, und mit einer solchen genauen

Rich-

Richtigkeit gearbeitet, welche alle Vorstellung übertrifft.

Ich werde ein andermal an den Herrn Baron von Knobelsdorf schreiben, und mit ihm von dem Zustande der schönen Künste in diesem Lande sprechen. Heute mangelt mir die Zeit. Leben Sie wohl, werthester Freund, genießen Sie ferner eine vollkommne Gesundheit und hinlängliche Muße, bald ein Werk von sich ans Licht treten zu lassen.

Zwey und dreyßigster Brief.

An Herrn Bar. v. Knobelsdorf,

Oberaufseher der königlichen Gebäude in Berlin,

London, den 10. März. 1741.

Einem Schiffscapitain, der nach Hamburg abzugehen im Begriff war, habe ich ein Päcktchen mit des berühmten Innigo Jones sämmtlichen Schriften über die Baukunst, die Sie von mir verlangt haben, mitgegeben, und darauf geschrieben, daß dieses Päcktchen an den königlichen Residenten im niedersächsischen Kraise, den Herrn

Desti-

Destinong abgegeben werden soll. Ich zweifle gar nicht, dieser wird alle mögliche Sorgfalt davor tragen, daß es Ihnen zu Handen komme. Sie werden prächtige Plans und eben so neue und sinnreiche Gedanken darinnen antreffen: Allein, glauben Sie ja nicht, werther Freund, daß alle diese Entwürfe ausgeführet worden sind. Der herrliche Palast der Könige in England, dessen Grundrisse, Aufzüge und Durchschnitte dieses Werk ausschmücken, ist niemals anders, als nur in der Einbildungskraft des Baumeisters vorhanden gewesen. Es ist nicht mehr als ein einziges Gebäude, welches einen Flügel dieses Palasts abgeben sollen, zu Stande gekommen. Man nennt es hier das Banquethaus *). Es ist dieses ein Stück der Baukunst, welches das übrige, so seine Wirklichkeit nicht erreicht, bedauern läßt; Ich habe dissseits der Alpen nichts schöners, nichts regelmäßigers gesehen.

Mittlerweile wohnen die Könige von Großbritannien in dem Palast von St. James, wie die Invaliden, und die Invaliden von der Armee und den Schiffen wohnen zu Chelsea und Greenwich, wie die Könige. Diese letzten Gebäude sind weitläuftig und prächtig, und vielleicht ist dieses an ihnen ein

*) The banquetting House.

ein Fehler, daß sie gar zu viel Pracht haben; weil ihre äußerliche Verzierung mehr einen Palast eines Monarchen als ein Hospital vermuthen läßt.

Uebrigens bitte ich Sie, werther Freund, mir über des Innigo Jones Zeichnungen, die ich Ihnen zugesendet habe, Ihre Gedanken zu sagen. Sie sind in diesen Sachen der beste Richter, den ich kenne. Wie finden Sie insonderheit die Plans, die er zu dem königlichen Palast entworfen hat? ich vor meine Person bekenne es, der Vordertheil scheinet mir schön und majestätisch zu seyn: was ich aber am meisten bewundere, sind die beyden Höfe, wovon der eine mit einer Colonnade, der andre mit einem auf Cariatiden und Termen ruhenden Gallerie umgeben ist. Dieses ist nach meiner Meynung ein Meisterstück der Erfindungskraft, und ich habe in keinem Schriftsteller, der von der Baukunst handelt, von dem Vitruv an bis auf die neusten unsrer Zeit etwas wahrgenommen, so mir mehr gefallen hätte. Die Säulen, die Termen, die Geländer, das Verhältniß, die Abtheilung, alles ist daran zierlich, und mit einem freyen Pinsel entworfen. Herr Jones war der Palladio von Großbritannien. Wenn dieser Palast hätte können zu Stande kommen, so würde dessen Vollendung einer so rei-

reichen Nation, wie die englische ist, Ehre gemacht haben.

Ich habe bey meiner ersten Reise das berühmte Schloß zu Blenheim ohnweit Oxford gesehen. Dies ist ein Denkmaal, welches die Nation, um das Gedächtniß der Schlacht bey Hochstädt oder bey Blenheim zu verewigen, errichten lassen, und womit sie den Herrn Herzog von Marlborough, welcher an diesem Tage die englische Armee als oberster Befehlshaber anführte, beschenkt hat. Man hat über dieses Gebäude sehr scharfe Urtheile gefället, und ich gebe es zu, daß es sich wider eine vernünftige Kritik nicht gänzlich schützen kann, indem es allzu sehr mit schweren Säulen und Zierathen belästiget ist. Allein, wenn man bedenkt, daß der Herr Ritter van Brough für die Ewigkeit gearbeitet hat, daß die Nation von ihm verlangte, er sollte keine Kosten sparen, daß er in ihren Augen niemals genug Aufwand machen konnte, und daß man von ihm ein Gebäude forderte, welches auch in der Ferne stark in die Augen fallen und einnehmen sollte: so wird man diesen Baumeister entschuldigen, daß er gewissermaßen die wahre Schönheit des Gebäudes der Menge und der Größe der Zierathen aufgeopfert hat. Alle Theile sind übrigens genau ausgerechnet, alle Regeln der

Kunst

Kunst wohl beobachtet, und dieses erstaunliche große Gebäude bringt einem die Majestät und den Geschmack der alten Griechen und Römer beym ersten Anblick ins Gedächtniß. Von weiten glaubte man nicht einen Palast, sondern eine ganze Stadt zu sehen. Der Eingang darzu geschieht über eine sehr große Brücke, welche aus einem einzigen Bogen bestehet, und ein wahres Meisterstück ist. Ich habe mit dem Sohn dieses berühmten Ritters van Brough, welcher unter der Garde zu Fuße nur ohnlängst eine Compagnie erhalten hat, und ein junger Mensch von wirklichen Verdiensten ist, eine genaue Freundschaft errichtet. Er hat mir nicht nur die Zeichnungen seines verstorbenen Vaters gewiesen, sondern auch zwey Häuser kennen lernen, welche dieser letztere erbauet hat, und wovon das eine zu London bey Whitehall, das andre zu Greenwich steht. Sie sind in der That nur kleine Nester, oder eine Art von Trinkhäusern; allein des kleinen Platzes ungeachtet, den er zu ihrer Erbauung gehabt, entdeckt man an solchen in der Ausführung überall den großen Mann. Die gemeinen Kritiken finden an selbigen zu viel Zierathen, zu viel Säulen; die wahren Kenner hingegen bemerken, daß alle diese Zierathen nach der Bequemlichkeit eingerich-

tet

tet sind, und daß der schöpferische Geist daran an allen Ecken hervorleuchtet. Eben dieser Ritter van Brough ist der Uhrheber von vielen englischen Comödien, welche zwar, die Wahrheit zu bekennen, in einer allzu freyen Schreibart abgefaßt, durch und durch aber mit Witz und Lebhaftigkeit angefüllet sind. So viel ist richtig, daß sich ein Genie nicht in die Gränzen eines einzigen Gegenstandes einschließen läßt, sondern sich in allen Dingen, worauf es sich legt, deutlich offenbaret. Der Sohn dieses geschickten Mannes hat den Geist seines Vaters geerbt; allein, da Glück und Gelegenheit berühmte Leute macht, so zweifle ich, daß ihm der Krieg so bald Mittel und Wege verschaffen wird, sich in der Welt auf eine ausnehmende Art hervor zu thun *).

Unter den Lusthäusern und Schlössern der Herren von Adel, welche man in allen Provinzen in England häufig antrifft, giebt es eine große Anzahl, deren Baukunst sehr schön, und der innerliche Aufputz prächtig ist. Ueberall habe ich entweder zahlreiche und wohl-

*) Er wurde in der Schlacht bey Fontenoy im Jahr 1745 tödtlich verwundet, und gab auf dem Glacis zu Ath, wohin man ihn die nämliche Nacht gebracht hatte, seinen Geist auf.

wohlausgesuchte Bibliotheken, oder mit Statuen, Brustſtücken und erhabner Arbeit des Alterthums angefüllte Kabinetter, oder bewunderungswürdige Bildergallerieen angetroffen. Ohne der berühmten ſieben Blätter von der Zeichnung Raphaels, welche in der königlichen Gallerie zu Hamptoncourt befindlich ſind, zu erwähnen, kann man mit Gewißheit behaupten, daß die allerſchönſten Stücke der Malerey, und die allerkoſtbarſten Ueberbleibſel der Bildhauerkunſt der Alten, von den reichen Engländern in Italien ſind weggefiſcht worden. Ich weis wohl, daß man in der berühmten Gallerie zu Florenz, in ſehr vielen Gärten, Klöſtern, Kirchen und Paläſten zu Rom, und andern italiäniſchen Hauptſtädten, einige Gemälde von den größten Meiſtern dieſer Nation, und vielleicht ein Dutzend vollkommne Statuen noch aus dem alten Griechenland, als, die medicäiſche Venus, den Fechter, die griechiſche Schäferinn, den Milo von Croton, den Faunen und dergleichen antrifft, welche man wahrſcheinlicher Weiſe nie aus Italien laſſen wird. Denn dieſe Muſter ſind ſtarke Reizungen, nicht nur neugierige Fremde von allen Nationen, ſondern auch Künſtler, die ſich in dieſen Wiſſenſchaften vollkommner machen wollen, in dieſes Land zu locken; überdies dienen ſie darzu,

daß sie den italiänischen Lehrlingen selbst zu ihren Zeichnungen gute Vorschriften abgeben, und ihnen eine Nacheiferung einflößen. Allein, alles andre, was man nur in Italien um Geld erkaufen können, haben die Engländer davon getragen. Man giebt vor, ihr Einkauf wäre unter der Regierung des Pabsts Clemens XI. so weit gegangen, daß der Magistrat zu Rom sich verbunden erachtet, Seine Heiligkeit davon zu benachrichtigen, und bey selbiger ein Verbot auszuwirken, daß niemand in Zukunft dergleichen Stücken als die einzigen in ihrer Art auskaufen sollte: allein, Se. Heiligkeit hatte geantwortet: Lasciate fare, non ci pigliaranno l'aria, sie mögen es immer thun, die Luft werden sie uns doch nicht rauben. Der Pabst glaubte, daß die Vollkommenheit der Künste von der Himmelsgegend und der Luft abhienge. Mich dünkt indeß, daß diese Meynung nicht zu der Untrüglichkeit des Pabsts gehöre.

Ich habe bey meiner ersten Reise zu York einen zu einem Ball oder zu einer Redoute angelegten Saal gesehen, welcher ein überaus schönes Gebäude ausmachte. Dessen Vordertheil, oder vielmehr dessen Giebel war bewundernswürdig. Das Innerste dieses überaus großen Saals war mit einer doppelten Reihe korinthischer Säulen, welche von

der Wand abstunden, ausgezieret; zwischen diesen Säulen hatte man eine stufenweise erhöhte Bühne aufgebauet, also, daß die Tänzer die Mitte des Saals, die Damen, welche zusahen, den Raum zwischen den Säulen, und die Cavaliers, welche hin und her spatzieren wollten, denjenigen Platz inne hatten, welcher zwischen diesen Säulen und den Mauern des Saals befindlich war. Selbiger war überdies um und um an den Seiten mit Zimmern von verschiedner Größe versehen, wo man Erfrischungen einnehmen, oder auch sich kleine Abendmahlzeiten zubereiten lassen konnte.

Sie werden, mein Herr, von der Größe des innern Umfangs dieses Saals urtheilen können, wenn Sie bedenken, daß die acht Tage über, als damals das Wettrennen zu York dauerte, es alle Abende wohl auf 700 Standespersonen beyderley Geschlechts waren, welche sich in diesem Saale versammleten, welche daselbst tanzten, und welche daselbst eine vollkommne Gemächlichkeit genossen.

Zu London selbst werden die Redouten in dem Opernsaal gegeben. Herr Heidegger ist es, der die Anstalten davon macht. Der Boden des Parterre wird in die Höhe geschraubt, daß er dem Theater gleichkommt,

und alles zusammen macht alsdenn einen Saal von einem großen und schönen Umfange aus. Außer solchem ist noch ein andrer viel kleinerer Saal, welcher auf allen vier Seiten mit hellblauen Damast behangen, und nach einer schönen Zeichnung der Baukunst mit goldnen Borten besetzt ist. Man trifft nicht ein einziges Fenster darinnen an, welches dem Saal ein besondres Ansehen giebt. Alles ist sehr helle erleuchtet, die Musik ist schön, und in verschiedenen Nebenzimmern findet man Pyramiden, welche mit allen Gaben des Bacchus und Comus aufgeputzt sind, womit man allen denenjenigen, welche beym Eingange eine Guinee bezahlt haben, umsonst aufwartet. Er selbst, Herr Heidegger, ist ein ganz besondrer Mann: seine Lebensgeschichte verdiente wohl aufgezeichnet zu werden. Ob er gleich in den schweizerischen Gebirgen mitten in der größten Unschuld der Sitten gebohren worden; so hat ihm doch die Natur allen möglichen Hang, Geschmack und Neigung zu den prächtigsten und ausgesuchtesten Lustbarkeiten eingeflößt. Diese glücklichen Eigenschaften des Gemüths, welche alle andre würden ins Verderben gestürzt haben, die aber in Ansehung seiner die Quelle eines vorzüglichen Glücks geworden sind, brachte er mit sich nach England.

Man

Man kann sagen, daß die englische Nation ihn zum Oberaufseher über ihre Lustbarkeiten bestellet, und daß ihm diese Stelle jährlich öfters auf 5000 Pfund Sterling eingetragen hat. Er hat die Besorgung der Opern, der Redouten und der vornehmsten Lustbarkeiten zu London über sich genommen. Er ist bey Hofe sehr wohl gelitten, und steht mit den vornehmsten Herren von Adel in genauer Freundschaft. Als er einmal Abends in einer großen Gesellschaft speiste, so fiel das Gespräch auf die Vorzüge verschiedner Völker, und man warf die Frage auf: welche Nation in Europa überhaupt vor die witzigste könnte gehalten werden? Die Meynungen waren getheilt, einige fielen vor die Italiäner, einige vor die Franzosen, und einige vor die Engländer aus. Nachdem man ein wenig darüber gestritten hatte, so fragte man endlich den Herrn Heidegger um seine Meynung, welcher zur Antwort gab: die schweizerische Nation! Man brach in ein großes Gelächter aus; allein, der Alte fuhr fort: Sehen Sie, meine Herren, hier haben Sie den Beweis von meinem Ausspruche. Ich bin ein gebohrner Schweizer, ich bin ohne alles Vermögen nach England gekommen, ich finde hier Mittel, bloß durch meinen Fleiß

jährlich 5000 Pfund zu erwerben, und was noch mehr ist, solche auch hier zu verthun: Nun biete ich auch dem allergeschicktesten Engländer Trotz, daß er nach der Schweiz gehe, sich daselbst dergleichen Einkünfte verschaffe, und solche auch daselbst verzehre; woraus ich denn den Schluß mache, daß der Schweizer dem Engländer am Genie überlegen ist. Man fand diesen Beweis für sehr lustig, aber dieses einzige Exempel konnte doch niemanden in Ansehung der ganzen Nation überzeugen. Uebrigens, wenn die Natur dem Herrn Heidegger Verstand und schöne Gemüthseigenschaften geschenkt hat; so hat sie doch diese Vorzüge bey Bildung seiner Leibesgestalt, als welche fast von einer unerträglichen Häßlichkeit ist, mit auf die Rechnung gebracht. Er ist der erste, welcher sich selbst damit aufzieht, und er wettete eines Tages um eine beträchtliche Summe mit dem Milord Chesterfield, daß dieser in ganz London kein häßlicher Gesichte als das seinige antreffen würde. Man bestellte Schiedsrichter, und der Milord fand nach vieler Mühe und nach langem Suchen eine alte Frau, welche so scheußlich aussah, daß er glaubte, mit ihr vor seinen Richtern bestehen zu können. Und in der That, die

Richter entschieden bey dem ersten Anblick die Sache zum Nachtheil des Herrn Heideggers, und fällten das Urtheil, daß er die Wette verloren hätte: allein, dieser nahm ihren Ausspruch nicht an, und behauptete, daß die Wette wegen der Verschiedenheit der Kleidung im geringsten nicht gleich wäre; er nahm der Alten ihre Cornette vom Kopfe, und setzte ihr davor seine Peruque auf, und alsdenn fanden die Richter seine Häßlichkeit so entschieden und so triumphirend, daß sie den Milord Chesterfield zur Bezahlung der Wette verdammten. Uebrigens, werther Freund, hat England niemals große Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Virtuosen oder andre außerordentliche berühmte Künstler hervorgebracht. Der Herr Ritter Gottfried Kneller, welcher im Portraitmalen so stark war, und welcher in der Abtey zu Westmünster an der Seite der königlichen Gruft begraben liegt, war ein Deutscher; Herr Hendel, von dem ich Ihnen nur gesagt habe, ist von eben dieser Nation. Indeß giebt es heut zu Tage zu London einen Zeichenmeister und Kupferstecher, welcher in großem Rufe ist, und von der Nation sehr bewundert wird. Er heißt Hoggart, und ist der Urheber von einer Menge Kupferstichen, welche man so wohl hier, als in auswärtigen Landen sehr

sucht. Dergleichen sind le Rack's Progres, le Harlots Progres, la Midnight modern Conversation*), und vieler andern.

Man muß zugestehen, daß Herr Hoggart eine außerordentlich richtige, lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft besitzt, daß er seine Stücken mit vielem Genie, und mit einer fast unnachahmlichen Wahrscheinlichkeit zusammen setzt, daß er vollkommen zeichnet und ziemlich gut sticht, und daß seine Kupfer folglich vielen Beyfall verdienen; allein, ich bin mit den Materien, die er erwählt, und mit der Art und Weise, wie er sie ausführt, nicht eben so zufrieden. Er stellt nur allzu oft häßliche und widrige Gegenstände vor, wovon eine zärtliche Person die Augen wegwenden möchte, als z. E. ein Tollhaus, ein Zimmer, wo die Schüler der Facultät zu Montpellier unter dem Vorsitz des Merkurs an schändlichen Krankheiten und Leibesgebrechen ihre Heilungskunst beweisen, und dergleichen. Die schönen Künste bey Vorstellung solcher ekelhaften Dinge verschwenden, ist,

*) Z. E. die Lebensart eines Schlemmers. Die Aufführung eines verbuhlten Mägdchens. Tischgespräche der heutigen Welt nach Mitternacht, und dergleichen. Jedes Stück nimmt fünf bis sechs besondre Blätter ein.

ist, dünkt mich, nichts anders, als die schönen Künste verächtlich machen. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon ein andermal gesagt, daß, je mehr ein Künstler die Geschicklichkeit, der Natur vollkommen nachzuahmen, besitzt, er desto weniger solche zu Abbildung dergleichen Sachen mißbrauchen soll, deren Anblick in einer empfindlichen Seele einen widrigen Eindruck machen kann. Ein Marsias, der von dem Apollo geschunden wird, ein Märtyrer auf der Folter, ein heiliger Laurentius auf dem Roste und dergleichen sind sehr unangenehme Gegenstände, deren Anblick man auf keine Weise ausstehen mag. Die schönen Künste sind nur zum Vergnügen der Menschen bestimmt; die Sittenlehre und die Predigt sollen die Sitten bessern und Andacht einflößen ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

An den Herrn geheimden Rath Jordan zu Berlin.

London, den 26. März, 1741.

Mein Herr!

Wenn bey uns die Professoren der Arzneywissenschaft ihre Schüler zum Fleiß in der Kunst aufmuntern wollen, so pflegen sie zu sagen: dat Galenus opes, Galenus macht reich; und sie haben in der That nicht unrecht; denn in Deutschland sind die Söhne des Hypokrates und des Galenus die einzigen, welche man gut bezahlt. Der protestantische Theologe genüßt sehr mittelmäßige Einkünfte, und hat nicht die geringste Aussicht. Der Advocate wird täglich genöthiget, wider sein Gewissen zu handeln, um seinen Unterhalt zu erwerben. Der Philosophe stirbt vor Hunger, indem er die Menschen weise macht, und ihnen die Wege zeigt, wie sie glücklich werden sollen. So ist es in England nicht, der verständigste Theil des menschlichen Geschlechts ist hier nicht der geringste

ringste an Glücksgütern, und man kann mit jeder natürlichen Geschicklichkeit sich seinen Unterhalt erwerben. Der Geistliche kann Dechant, Bischof und Erzbischof; der Rechtsgelehrte kann Richter, Oberrichter und Kanzler werden; der ächte Philosoph hat in Ansehung der ersten Ehrenstellen im Staate den Vorzug, und wenn er nicht dahin gelangt, oder nicht dahin gelangen will, so findet er allemal Mittel, sich zu bereichern, wenn er nur für die Presse schreibt. Man hat mich versichert, daß Herr Middelton sich durch ein einziges Werk, welches das Leben des Cicero enthält, sich ein anständiges Vermögen erworben hat. Dies ist eine große Aufmunterung für die Wissenschaften, und daher sieht man auch, daß sich viel junge Leute auf selbige legen. Ueberhaupt ist die Philosophie diejenige Wissenschaft, vor welche die Engländer am meisten eingenommen sind, und es giebt hier Philosophen von allen Arten, und Anhänger von allen Systemen. Die Neutonianer sind die herrschende Sekte, allein sie dulden die andern. In dieser Menge von Philosophen habe ich einige gefunden, welche eine ganz eigne Sekte auszumachen scheinen, und welche in einer von allen übrigen Menschen verschiedenen Denkungsart einen Ruhm suchen, indem sie die allergewöhnlichsten und durchgängig angenommenen Begriffe

griffe

griffe ohne Unterlaß bestreiten. Das sind wahrhaftige poradoxe Köpfe. Einer von diesen Herren redete mich einsmals auf dem Slaughterischen Caffeehause an, und sagte zu mir: Mein Herr! so gewiß zwey und zwey vier machen, so gewiß will ich Ihnen beweisen, daß ein barbarisches Volk unendlich weit glücklicher, und weit mehr verehrungswürdiger ist, als ein gesittetes Volk; daß die Künste, die Wissenschaften und die Handlung niemals eine andre Wirkung gehabt haben und noch haben, als daß sie die Sterblichen unglücklich machen, und daß der bloße natürliche Zustand der einzige ist, welcher den Menschen zukommt; und dieses aus diesen und diesen Gründen. Er überschwemmte mich darauf mit einem Strom von falschen Schlüssen, und riß mich viele Meilen weit über die Gränzen der Wahrheit mit fort. Ich hörte ihm lange zu: allein endlich verlohr ich die Geduld und antwortete ihm: Mein Herr, so gewiß zwey und zwey vier macht, so gewiß will ich Ihnen beweisen, daß das viertägige Fieber besser ist, als die Gesundheit, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich mich Ihrer Schlußreden bedienen, und solche wie Sie anwenden darf. Der gute Mann stund ziemlich

bestürzt,

bestürzt, rieb sich die breiten Augenbraunen, und fragte mich: was ich denn an seinem Vernunftschlusse auszusetzen hätte, und was ich vor Fehler darinnen fände? Den Augenblick, da ich ihm antworten wollte, trat ein Tabuletkrämer herein, bot ihm seine Waaren an, und der Philosoph kaufte eine kleine Tändeley für Frauenzimmer, welche ihm ein außerordentliches Vergnügen machte. So bald als sich die erste Hitze seines Vergnügens ein wenig gelegt hatte, so setzte ich meine Rede also fort:

Um den irrigen Satz, den Sie, mein Herr, nur itzo vorgebracht haben, zu beweisen, haben Sie sich in leere Betrachtungen, in weithergeholte Vernunftschlüsse vertieft, und solche durch einzelne besondre Beyspiele, welche im Ganzen nichts beweisen, und deren Anwendung nicht einmal richtig ist, zu unterstützen gesucht: aber Sie wollen die Natur niemals zu Rathe ziehen, und den Menschen, daß ich so reden mag, zergliedern, noch seine Seele, seine Eigenschaften und seine natürlichen Neigungen untersuchen. Wir haben eine Eigenschaft, welche unserm Wesen eigenthümlich ist, eine Art von Leidenschaft, welche man angebohren nennen kann; dies ist der Abscheu für die Einförmigkeit, und der Hang zur Veränderung. Die menschliche Natur und die eigent-

gentliche Beschaffenheit unsers Wesens bringt es mit sich, daß wir bey dem beständigen Anschauen einerley Gegenstände, bey dem Genusse einerley Dinge, und bey der Wiederholung solcher Handlungen, die sich gänzlich ähnlich sind, einen Ekel empfinden, so bald solche zu unserer Erhaltung nicht schlechterdings nothwendig erfordert werden, als wir etwan das Trinken, das Essen, der Schlaf und dergleichen. Selbst bey vielen dergleichen Nothwendigkeiten ist auch so gar die Einformigkeit unerträglich; sie tödtet fast gänzlich den Menschen. Je mehr das höchste Wesen uns Verstand gegeben hat, destomehr sind wir des Ekels fähig: und der Ekel ist ein nagender Wurm, welcher uns nicht einen Augenblick verläßt, und welcher gewißlich zur Erlangung eines glücklichen Lebens nicht das geringste beyträgt.

Die Erfahrung von jedem Alter, und von jedem Tage bestätiget hier dieses, was die philosophische Untersuchung ausfündig gemacht hat. Stellen Sie sich ein Paradies vor, so angenehm, als es nur Ihre Einbildungskraft ausdenken kann; setzen Sie unsre ersten Aeltern darein, so wie sie nach ihrem ursprünglichen Zustande beschaffen waren, und sehen Sie, ob sich solche darinnen werden erhalten können. Es ist nicht ohne Grund, was man gesagt hat; daß es keine ewige Liebe giebt;

die

die allerschönste Frau verliert ihre Reizungen in unsern Augen, so bald wir sie ohne Unterlaß vor uns sehen, und im völligen Besitz haben. Einerley Nahrungsmittel werden uns in die Länge unschmackhaft, und wir können unsmöglich alle Tage Rebhüner speisen. Lassen Sie einen Menschen beständig einerley Oper, einerley Concert hören, lassen Sie ihn einerley Tragödie, einerley Comödie, sie sey auch noch so schön als sie wolle, beständig sehen, sie werden ihn damit bis auf den Tod peinigen können. Mit den Ergötzungen des Gemüths verhält sich es eben so. Das Landleben, welches übrigens so vielen Reiz hat, will durch Studieren, durch Spiel, durch Gesellschaft, und so gar bisweilen durch einen Aufenthalt in der Stadt eine Veränderung haben. Ja! solches wäre ohne die Abwechselung der Jahrszeiten gänzlich unerträglich; der überaus glänzende Sommer, so angenehm er auch ist, flößt uns ein Verlangen nach dem Herbst, nach dem Winter, und nach dem Frühling ein.

Diese beständige Folge der Jahrszeiten aufeinander ist eine Wohlthat des Schöpfers, welcher auch so gar unter dem Aequator den Einwohnern dieses hitzigen Erdstrichs eine regnerische Witterung schenkt, um in ihrer Himmelsgegend eine Veränderung hervorzubringen.

Frostige Sittenlehrer, und enthusiastische Poeten haben uns das Schäferleben als das niedlichste und anmuthigste abgemalt und besungen. Aber es ist überhaupt die Gabe der Poeten, die Menschen in allen Stücken zu hintergehen, und sie gerathen fast allemal auf Irrwege, wenn sie die Philosophie durch den Mund des Apollo sprechen lassen. Dieses Hirtenleben, welches in der That dem natürlichsten Zustande am nächsten kommt, ist das abgeschmackteste und unglücklichste, das man sich nur vorstellen kann. Es ist für alle Wesen, welche vernünftig denken, der höchste Grad des Ekels. Man muß die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die bloß natürliche Nothdurft, die Fortpflanzung unsers Geschlechts, die Unempfindlichkeit, die Faulheit und die Unwissenheit sehr lieben, wenn man sein Glück in einem solchen Leben voller Faullenzer sucht, wie etwan das unsrige seyn würde, wenn die Künste, die Wissenschaft und die Lebensbedürfnisse den Menschen wider diese tödtende Einförmigkeit nicht zu Hülfe kämen.

Nach Ihrem System, mein Herr, sind die Wilden die allerglückseligsten Sterblichen, und nach einer ganz natürlichen Folge sind sie es desto mehr, je wilder sie sind. Allein, was wird denn nun also aus diesen Wilden? was vor eine Rolle spielen sie auf der Welt? be-

trach-

trachten sie solche, sie sind vor ihren Augen. Sie sind nichts anders, als sich selbst bewegende Maschinen, welche gebohren werden, wachsen, sich auf eine unflätige Art fortpflanzen, mit einander, wenns hoch kommt, Krieg führen, einander verfolgen, einander umbringen, und endlich sterben, ohne das geringste wahrhafte Vergnügen in der Welt genossen zu haben; ohne Hoffnung, ohne einen guten Ruf, und ohne den so schmeichelhaften Begriff von irgend einem Nachruhme nach dem Tode. Wahrhaftig! eine ganz besondre Glückseligkeit.

Refut. Rousseau

Nein! mein Herr, diejenigen sind weit größre Philosophen gewesen, als Sie vielleicht denken, diejenigen haben den Menschen und die Eigenschaften seiner Natur am besten eingesehen, die dessen Bedürfnisse gehäufet haben. Ein Mensch, eine Gesellschaft, ein Volk ist nur glücklich, nach dem Verhältnisse der Menge und der Verschiedenheit seiner Bedürfnisse; und diejenigen Länder, welche am meisten dergleichen Bedürfnisse erfordern, und zugleich die meisten Mittel besitzen, sich solche zu verschaffen, sind unstreitig die glückseligsten. Hören Sie nur mit zwey Worten, auf wie vielerley Art die Einführung der Künste und Wissenschaften den Ueberdruß

vermindert, und wie viel Vortheile dieselbe nach sich gezogen hat.

Die Begriffe in der Erkenntniß Gottes und der Welt sind weit vollkommner geworden, seitdem wir die Kunst zu schreiben und zu denken besitzen. Der Mensch behilft sich in der Erkenntniß dieser wichtigen Dinge, und aller andern, die um ihn sind, itzt nicht mehr mit dem bloßen Antheil seiner eignen Ueberlegung und seiner eignen Erfahrung. O nein! er ist mit Büchern, die man über jede Materie geschrieben, mit allen den Gedanken, die man vor ihm gehabt hat, bereichert worden, und wir haben heut zu Tage in einer Bibliothek nicht den Verstand nur eines einzigen Menschen, und eines einzigen Jahrhunderts, sondern den Verstand aller Weltalter, und des ganzen menschlichen Geschlechts, so zu sagen, beysammen. Hier findet sich eine Reihe von Gedanken, welche bis auf unsre Zeit ist fortgesetzet worden, und wir können nun da wieder fortgehen, wo die andern aufgehöret haben. Zum andern wird jede Erkenntniß, jede Geschicklichkeit, die wir erlangen, unser Vergnügen, und folglich unsre Glückseligkeit vermehren. Ein jeder Gegenstand, den wir in der Welt sehen, und den wir wohl kennen, schenkt uns unendlich weit mehr Zufriedenheit, als einem Unwissenden. Ein Maler empfindet bey Betrach-

tung

tung eines Gemäldes vom Raphael oder Rubens tausendmal mehr Wollust, als ein Mensch, der von der Malerey keinen Begriff hat; und die reizenden Töne der Musik rühren einen Kenner weit lebhafter, als einen, der nichts davon versteht. So verhält es sich mit allen Werken der Kunst, und so verhält sich es auch mit allen Wissenschaften. Man muß ein Kenner seyn, um davon urtheilen zu können. Die wahre Schönheit ist nie von einem Unwissenden, oder von einem Wilden gefühlet worden. Dieser Wilde hat also weit weniger Vergnügen, weit weniger Antheil, weit weniger Anspruch an dem ganzen Zusammenhange der Glückseligkeit; und da die Künste und Wissenschaften in großer Anzahl vorhanden sind, und sich täglich vermehren: so wird auch das Vergnügen und das Glück des verständigen Mannes und des gesitteten Volkes hierdurch unendlich vergrössert und vermehret. Denn die Bedürfnisse zeugen die Künste und Wissenschaften, und die Künste und Wissenschaften zeugen die Bedürfnisse, und diese Wirkung und Gegenwirkung unterhält die Welt, und bringet die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hervor.

Ich weis übrigens, daß alle Dinge in der Welt ihre gute und ihre schlimme Seite ha-

ben; ich weis auch gar wohl, daß man zu allen Zeiten Philosophen, oder solche, die sich davor ausgeben, angetroffen hat, welche die, den Künsten und Wissenschaften anklebenden Gebrechen erstaunlich vergrößert, welche ihren Witz auf Unkosten der gesunden Vernunft in einen gewissen Glanz zu setzen, und durch eine schöne Schreibart dem prahlerischen Gewebe ihrer falschen Vernunftschlüsse Beyfall zu erwerben gesucht haben. Aber, mein Herr, wenn Sie Sich die Mühe geben wollen, ihre Werke im Grunde zu untersuchen, so werden Sie darinnen auf allen Blättern Fehltritte wider die gesunde Vernunft finden, und werden am Ende mit mir den Schluß machen: daß die Einführung guter Künste und Wissenschaften in einem Staate die größten und wesentlichsten Vortheile mit sich bringt, und nur ganz kleine Ungemächlichkeiten nach sich führt.

Bey diesen Worten schüttelte mein Philosoph den Kopf, und antwortete mir, daß er sich nach Hause in seine Bibliothek begeben, und über das, was ich ihm gesagt hätte, nachdenken, morgen aber mit 1000 Gegenbeweisen bewaffnet wiederkommen wollte, um meine Meynung zu widerlegen. Er gieng wirklich fort, und ist nicht wieder gekommen.

Die

Die große Begierde, werther Freund, etwas neues hervorzubringen, das Ansehn eines besondern, eines außerordentlichen Kopfs zu haben, und eine andre und tiefsinnigere Denkungsart, als alle andre Leute, zu besitzen, hat unstreitig diese Art paradoxer Menschen hervorgebracht. Wenn ich ein Gesetzgeber wäre; so würde ich mich indessen dadurch wenig erbaut haben. Ein Philosoph mag über gleichgültige Dinge noch so irrige Sätze hegen, es thut nichts, der Schaden ist nicht groß. Aber so bald ein Mensch eine Lehre, die dem Glücke eines Staats und der menschlichen Gesellschaft überhaupt schadet, und welche das größte Uebel, wenn sie Beyfall findet, verursachet, in der Welt ausbreitet; so muß man ihm ein ewiges Stillschweigen auflegen.

Ich umarme Sie zärtlich, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den Herrn Geheimdenrath von Jordan zu Berlin.

London, den 3. April, 1741.

Wertheſter Freund!

Mein Philoſoph iſt wieder zum Vorſchein gekommen, er hat mich ſogar, um unſrer Streitigkeit vollends abzuhelfen, auf meinem Zimmer aufgeſucht; und ich erachte mich verbunden, werther Freund, Ihnen Rechenſchaft zu geben, auf was Art und Weiſe ſich dieſes Wortgezänke geendiget hat.

Er ſuchte mit vielem Nachdruck und vieler Beredſamkeit mir begreiflich zu machen, daß der Grundſatz von meinem ganzen Lehrgebäude, das ich ihm auf dem Caffeehauſe vorgetragen hatte, ein Satz ſey, der etwas beweiſen ſollte, und ſelbſt nicht erwieſen wäre; er ſagte, es ſey wahrſcheinlich, daß der Schöpfer den Menſchen zum natürlichen Zuſtande, und nicht zur menſchlichen Geſellſchaft hervorgebracht hätte: der Menſch würde niemals

einen

einen Ekel für die einförmigen Dinge, und niemals einen Hang zur Veränderung empfunden haben, wenn er nicht von seinem ursprünglichen und natürlichen Zustande zu einem andern übergegangen wäre, der etwas gezwungnes hätte, und von welchem dieser Ekel natürlicher Weise herrührte; unsre ganze Denkungsart und alle unsre Leidenschaften wären Folgen von unsrer Erziehung: und wenn die Gesellschaft, worinnen wir mit andern Menschen leben, uns einige nichtige Vortheile verschaffte, so würde der blos natürliche Zustand uns andre und weit wichtigere gegeben haben, welche uns sattsam über den Verlust der ersten hätten schadloß halten können; er führte dabey die Gesundheit, die Vermehrung unsrer Leibeskräfte und dergleichen zum Beyspiel an. Ich bekenne es, mein Herr, der Schimmer seiner falschen Vernunftschlüsse blendete mich einige Augenblicke; allein, da ich etwas Zeit ein wenig darüber nachzudenken gewann, so war dies kürzlich meine Antwort, die ich ihm darauf, meinem Bedünken nach, zu geben hatte.

Es scheinet mir im geringsten nicht bewiesen zu seyn, daß der Abscheu für die Einförmigkeit, der Geschmack an der Veränderung der Gegenstände, und der Hang zum Ekel von unsrer Auferziehung herrühre, diese

Schlußrede gründet sich ebenfalls auf einen Satz, der etwas beweisen soll, und selbst nicht erwiesen ist. Wenn ich die Zergliederung unsrer Seele vernehme, so finde ich, daß wir mit einem natürlichen und unüberwindlichen Verlangen uns eine weitere Erkenntniß zu verschaffen, und unsre Entdeckungen und Einsichten immer höher zu treiben, gebohren sind. Nun könnte dieses Verlangen nicht erfüllet werden, wenn sich unserm Verstande und Sinnen nicht immer neue und veränderte Gegenstände vorstellten. Der Wilde, welcher in einem bloß natürlichen Zustande lebet, wird eben so gut, als der Schäfer, der Landmann, der Bürger und der Hofmann vom Ekel überfallen. Der wilde Mann, den man vor einigen Jahren bey Hameln antraf, den man zahm machte, und den man reden lernte, hatte in seinen Höhlen und Wäldern eben so wohl Ueberdruß empfunden, als er hernach vielleicht empfunden hat. Alle mögliche Erziehung, diejenige so wohl, die der Schäferjunge erlangt, als diejenige, die der Prinz genießt, haben einerley Wirkung, und der Ekel klebet durchgängig an einem jeden Zustande. Wenn die Verschiedenheit und Neuigkeit der Gegenstände nicht einige Veränderung dabey verursacht.

Ueberdies ist es nicht möglich, sich einen vollkommnen natürlichen Zustand, einen Zustand, worinne ein Mensch ganz und gar von andern abgesondert lebet, in Gedanken vorzustellen. Der Trieb, der unter allen dem Menschen am natürlichsten ist, würde ihn alsbald veranlassen, sich nach Gesellschaft umzusehen; er würde Kinder zeugen, die Kinder würden um ihn herum im Grase kriechen; er würde sie erziehen, wenigstens nach Art der Thiere; sehen Sie, so würde alsbald eine Familie entstehen: dies ist ein Anfang der Gesellschaft, und diejenige Gesellschaft ist in Absicht auf die Gesellschaft die beste, welche die vollkommenste ist. Ja! die Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft, welche durch eine Reihe, durch einen natürlichen Zusammenhang der Dinge entstanden ist, beweiset hinlänglich, was ich glaube, nämlich, daß der Mensch von dem Schöpfer darzu bestimmt worden, und daß diese Gesellschaft in der besten Welt nothwendig war.

Zum andern kommt es mir viel unwahrscheinlicher vor, daß der Mensch in dem Zustande der Natur mehr Leibesstärke als in der Gesellschaft würde erlangt haben. Die Erfahrung, dünkt mich, beweiset das Gegentheil. Nehmen Sie alle diese Wilden, die man entdeckt hat, und die man noch zuweilen

entdecket; nehmen Sie alle ungesitteten Amerikaner; betrachten Sie alle Schäfer bey uns, alle Einwohner in den Wäldern und auf dem Lande, und sagen Sie mir, sind denn solche weit stärker, als zum Exempel die alten Römer waren? oder als unsre unter den Waffen abgehärteten Soldaten, unsre Hufschmiede, unsre Zimmerleute, unsre Lastträger und Tagelöhner sind? Man sieht augenscheinlich das Gegentheil. Das Gebäude unsrer Knochen und Muskeln beweiset selbst, daß wir nicht fähig sind, eine viel größere Stärke zu erlangen. Und gesetzt auch, daß wir um einige Grade mehr Stärke erlangen könnten: würde uns solche in den Zustand setzen, uns allein die Sicherheit, die Bedürfnisse, die nothwendigsten Gemächlichkeiten, und die geringsten Ergötzlichkeiten des Lebens zu verschaffen? würden wir alsdenn dem Elephanten, dem Tiger und dem Löwen, die sich gar bald um uns versammlen würden, oder den muthigen Pferden, den Stieren, und vielen andern fürchterlichen Thieren, die itzo um uns sind, und die wir zu bändigen wissen, würden wir, sage ich, diesen allen an Stärke gleich kommen? was für ein grosser Strich Landes müßte nicht diesen reißenden Thieren und wilden Bestien überlassen werden, wenn die Menschen nicht in einer Gesellschaft

schaft lebten, und wenn sie ohne Kunst und Wissenschaften wären.

Und wenn wir auch mit unserm bloßen Arme einen Ast herunterbrechen, oder einen Baum mit der Wurzel aus der Erde reißen könnten, was für einen großen Vortheil würden wir davon erlangen? wir erreichen mit Hülfe eines künstlichen Instruments, und ohne sonderliche Stärke, den nämlichen Entzweck. Würden wir in dem Stande der Natur, einen Löwen, der unser Leben anfiel, abtreiben, oder einen Vogel, der die Luft durchschneidet, schießen, und ihn zu unsrer Nahrung gebrauchen können?

Noch mehr! in dem bloß natürlichen Zustande würde der boshafteste und der stärkste Mensch ohne Widerspruch der allerglückseligste seyn, gleichwie unter den Thieren das grimmigste und blutbegierigste alle andern zu Boden wirft. Ein höchst erwünschter Zustand! ist es nicht andem, mein Herr?

Glauben Sie denn, daß die Kräuter, die Pflanzen, die Wurzeln, welche auf der Fläche der Erde um uns herum unter einander laufen, von der Natur umsonst hervorgebracht sind, und daß sie ohne Ursache so unter einander laufen? Nein! mein Herr, ich glaube, daß alles, was wirklich ist, einen Entzweck hat, und daß alle diese Dinge uns von dem Schöpfer zu unsrer Erhaltung und

unserm

unserm Vergnügen geschenkt worden sind. Nun, wenn von den Menschen, so zu sagen, nur einer nach dem andern einsam, und im bloßen Zustande der Natur lebte; wenn diejenigen, die später auf die Welt kämen, mit der Erkenntniß der erstern nicht bereichert würden; wenn wir endlich solchergestalt gar keine Kräuterkunde hätten: würde der Mensch wohl etwas von selbiger wissen? würde er alle diese Pflanzen entdeckt haben, und könnte er davon den nöthigen Gebrauch, und die erforderliche Anwendung machen? Noch eins, mein Herr! der allervollkommenste Zustand ist sicherlich nicht derjenige, wo man genöthiget wird, sich aller Dinge zu enthalten. Lesen Sie nur den Weltlichgesinnten des Herrn von Voltaire. Es ist in dieser unvergleichlichen Schrift unter dem Umhange eines witzigen Scherzes mehr Wahrheit und mehr Philosophie verborgen, als Sie kaum glauben werden. Das bloße Wort Gesellschaft schließt den Begriff von einer Vereinigung der Kräfte, von einem wechselsweise einander zu leistenden Beystande schon in sich, es sey nun, um uns zu vertheidigen und zu erhalten, oder unsern Zustand zu verbessern, und unser Schicksal angenehmer zu machen.

Endlich, mein Herr, berufen Sie sich hier ja nicht auf das Beyspiel einiger wilden Völker, welche sich wider die reißenden Thiere beschützen,

und

und sich die physikalischen Nothwendigkeiten verschaffen. Ich habe es Ihnen schon gesagt, so bald diese Menschen schon in einer Art von Gesellschaft leben, so haben sie auch schon unter sich eine Sprache, und gewisse entweder stillschweigend oder ausdrücklich errichtete Verträge, worauf ihre Gesellschaft beruhet, uud sobald man nur dieses zugesteht, so müsse einer sehr ohne Nachdenken seyn, wenn er eine vollkommen eingerichtete, und vollkommen gesittete Gesellschaft jener nicht vorziehen wollte. Was vor Nutzen, vor Vergnügen, vor Reiz haben nicht die Künste und Wissenschaften über das Leben ausgebreitet! die natürliche Wildheit des Menschen ist gebändiget, seine Sitten sind sanfter gemacht worden, und indem er von den Kräften seiner Seele mehr, als von den Kräften seines Leibes Gebrauch macht, so hat er sich je mehr und mehr von der Eigenschaft eines unvernünftigen Thieres entfernet, um sich destomehr den Eigenschaften seines Schöpfers zu nähern.

Je mehr man den Menschen untersucht, (und sehen Sie, dies ist mein dritter Beweisgrund,) ie mehr entdeckt man, daß seine vornehmste Bestimmung die Ausbildung seiner Seele ist. Er hat einige Empfindungen, einige Fähigkeiten mehr als die Thiere erhalten, und diese Empfindungen, diese Fähigkeiten haben ihren Entzweck. Es wäre lächerlich, das-

jenige,

jenige, was unsre Ohren täglich hören, und unsre Augen täglich sehen, als falsch zu verwerfen, und sich ordentliche Marter anzuthun, um nur Muthmaßungen, oder falsche blendende Vernunftschlüsse ausfündig zu machen, welche das Gegentheil wahrscheinlich machen könnten. Nun sagen Sie mir, ist es möglich, daß diese Ausbildung der Seele mit gutem Fortgang außer der Gesellschaft geschehen könnte? Sinnen Sie, mein Herr, ich beschwöre Sie, dieser Gedanke mit einiger Aufmerksamkeit nach: es wäre zu weitläuftig, solche nach allen kleinen Umständen aus einander zu setzen. Vielleicht geschieht es, daß meine Gesellschaft in diesem Augenblicke ihre Einsicht erweitert, und sie verbessert. Dies wäre für meinen Satz der allerstärkste Beweisgrund.

Aber noch eins! Ist es denn selbst in der bloßen Philosophie schon vollkommen erwiesen, daß wir keine Bestimmung weiter für ein andrer Leben, für einen dauerhaftern, für einen vollkommnern Zustand, und endlich für eine größre Rolle haben, als diejenige ist, die wir auf dieser Welt spielen? Ich weis nicht, ob es iemals einen wahren Philosophen gegeben hat, der so verwegen gewesen ist, diesen verneinenden Satz zu behaupten. Die Einsicht unsrer Vernunft ist nicht hinlänglich, uns wegen der Zukunft, es sey auch worinne es wolle,

die

die geringste Gewißheit zu geben. Allein, ich habe doch funfzig für mich, gegen eine wider mich, woraus ich urtheilen kann, daß unsre Seele mit unserm Tode nicht aufhört. Wer sagt uns nun, ob nicht die Ausbildung, die wir an dieser Seele in der gegenwärtigen Welt vernehmen, ob nicht die Erkenntniß und Einsicht, die wir hier erlangen, uns in einer andern Welt nützen, und uns zu solcher weit vollkommner, zubereiteter und geschickter machen? Könnte aber alles dieses geschehen, wenn wir uns vorsetzlich in den Zustand der unvernünftigen Thiere setzen, und mit ihnen auf vier Füßen kriechen wollten? Diese letztre Schlußrede, mein Herr, ist nichts anders als eine Muthmaßung, und ich gebe sie auch vor nichts anders aus. Allein, meine ersten Beweisgründe scheinen mir sehr überzeugend zu seyn.

Mein Philosoph fieng hierauf an, überlaut zu lachen, und antwortete mir mit einer spöttischen Miene. Ich zweifle, daß ich ihn werde bekehret haben; denn einem Philosophen kann man nicht so bald sein System aus dem Kopfe bringen. Er forderte von mir Ponsch, einen Trank, der gekünstelt ist, und dessen verschiedne Bestandtheilchen aus den vier Theilen der bekannten Welt herbeygeholet werden. Er trank davon, machte dadurch sein Glück, und

gieng

gieng davon. Ich habe ihn seit dem nicht wieder gesehen.

Glauben Sie mir, werther Freund, nicht ein einziger von diesen Schwätzern, von diesen Leuten, die sich nur mit leeren Betrachtungen beschäfftigen, würden in diesem bloß natürlichen Zustande, von dessen Vollkommenheit sie so viel Wesens machen, nur acht Tage leben wollen. Ein jeder von selbigen bringt sein Leben damit zu, daß er sich unendliche Mühe giebt, den Umfang seiner Erkenntniß zu erweitern, so viel, als möglich ist, zu erlernen, und durch Ausbreitung paradoxer Sätze in der Gesellschaft, und so gar in der Republik der Gelehrten, über welche er so sehr schreyet, einen vorzüglichen Ruhm davon zu tragen. Was mich betrifft, so habe ich einen Abscheu für Leute, welche den Menschen in einen Zustand zurückbringen wollen, wo sie ihm alles, und sogar die Hoffnung zur Möglichkeit eines glücklichen Lebens, rauben. Ich werde glücklich, und im höchsten Grad glücklich seyn, werther Freund! so bald uns das Schicksal wieder zusammen bringen wird, und so bald ich mit Ihnen in Gesellschaft werde leben können; denn keine Person liebt Sie mehr, und niemand ist aufrichtiger, als ich,

Mein Herr ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An Herrn Bar. von K***

zu Berlin.

London, den 17. März, 1741.

Theurester und würdiger Freund!

In das Lesen der englischen Bücher, welche bloße Geburten der Einbildungskraft sind, und die man unter dem allgemeinen Titel der witzigen Schriften begreifen kann, habe ich mich noch nicht völlig gewöhnet. Vielleicht wird es sich mit der Zeit geben. Neulich nahm ich mir einmal vor, die Pamele zu lesen; aber ich bekenne es zu meiner Schande, daß es mir unmöglich war, sie zu Ende zu bringen. Dieser Roman des Herrn Richardson ist indeß nicht nur von der engl schen Nation, sondern auch von den meisten auswärtigen Völkern, und vornehmlich von den Franzosen sehr wohl aufgenommen worden. Ich habe einen Brief von einem witzigen Kopf aus Paris gelesen, worinnen er dieses Buch lobt, und zum Schlusse sagt: Das Herz ist es, welches die Pamela le-

sen muß, und nicht der Verstand. Ob nun gleich das Lesen des Herzens ein Ausdruck ist, der mir nicht einen vollkommen deutlichen Begriff angiebt: so verstehe ich indessen sattsam, was der Autor mit diesem Unterschiede sagen will; Allein, wie alle Herzen durchgängig nicht ein gleiches Gefühl haben, so weis auch ich aus der Erfahrung, daß das meinige allemal ermattet, so bald meinem Verstande für etwas ekelt. Der Entwurf dieses Romans scheinet mir in der That ziemlich wohl ausgesonnen, und die Begebenheiten an und vor sich wichtig genug zu seyn: Allein dem Gewebe der Fabel, und der Art die Gegenstände in der Erzählung vorzustellen, mangelt es an einer angenehmen Kürze und Munterkeit. Das heißt nicht eine Erzählung durch unerwartete Begebenheiten und durch witzige und glänzende Gedanken erweitern, oder verlängern, wenn man allzugenau das menschliche Herz ausspüren will, und wenn man alle, auch die verborgensten Winkel desselben, einen nach dem andern aufzudecken sucht; nein! das heißt eine Erzählung auseinander dehnen, das heißt eine Erzählung mager machen, entkräften, und gleichsam auf die Tortur spannen. Dieses ist eine Art von Anatomie, welche ekelhaft wird. Es ist eine Kunst, dem Leser selbst das Vergnügen zu überlassen, einige Dinge zu erra-

errathen, und die Lücken, die man immer in den Werken eines geschickten Autors findet, mit seinen eignen Gedanken auszufüllen: ein Vergnügen, so sich auf die Eigenliebe der Menschen gründet. Diese Art übrigens, Romanen zu verfertigen, macht selbige außerordentlich lang, und man erweitert solche dadurch auf acht, neun bis zehn Bände; eine Methode, die den Buchführern nützlicher als den Lesern ist, welche auf diese Art gar bald eine zahlreiche Bibliothek von lauter Romanen zusammen haben werden, wenn dieser Geschmack fortdauert. Diese Arten von Schriften sind überdies zu allen Zeiten eine Nahrung des Geistes für angenehme Müßiggänger und artige Frauenzimmer gewesen. Wenn diese langen Romanen sich in Englang häufen sollten: so müßte man daselbst einen erstaunlichen Müssiggang voraussetzen; welches doch sicherlich nicht ist.

Die Critik hat über den Ursprung der Romane vielfältige Untersuchungen angestellt; aber ich finde nirgends eine gelehrtere noch scharfsinnigere Abhandlung von dieser Sache, als in der gelehrten Schrift, welche der berühmte Huetius der Zaide des Herrn Segrais vorgesetzet hat. Dieser in den schönen Künsten und Wissenschaften so großer Gelehrte, sagt wirklich in dem Anfange seiner Abhandlung:

Ich bin ohne Bücher; ich habe gegenwärtig den Kopf mit tausend andern Dingen angefüllt, und ich sehe ein, wie viele Beschwerlichkeit diese Untersuchung mit sich führt. Und gleichwohl bringt er in der Fortsetzung dieses Werks, so viel Kunst, so viel Beurtheilung und so viel Gelehrsamkeit an, daß man vermuthen muß, er habe eine sehr freye und sehr ruhige Seele, und eine ganze Bibliothek in seinem Kopfe gehabt, wenn sich solche nicht etwan um ihn herum befunden hat. Er versichert mit Recht: daß man sich nicht Hoffnung machen dürfe, weder in Provence, noch in Spanien, wie viele glauben, den ersten Ursprung der Romanen zu finden; sondern man müsse in die entferntesten Länder, und in das tiefste Alterthum zurückgehen, um solche aufzusuchen.

Dieses ist in der That ein ziemlich durchgängiger Fehler, daß man sich die Menschen, welche dem Alter, den Zeitbegriffen und den Ländern nach verschieden sind, so vorstellt, als wenn sie auch selbst von einander so unterschieden wären. Ich rede indessen, mein Herr, mit Ihnen hier nur von den gesitteten Völkern; denn von den Wilden, deren Gedanken nur auf die physikalischen Nothwendigkeiten gehen, ist hier gar die Frage nicht. Unter den ersten

hat es zu allen Zeiten erbare Faullenzer und witzige Frauenzimmer gegeben, welche ohne Zweifel an den Belustigungen des Gemüths ein Vergnügen gefunden haben, und für diese sind eigentlich die Romanen erfunden worden. Seitdem wir Nationen kennen, welche von der Schreibekunst Gebrauch zu machen gewußt haben: seit dem finden wir auch Romanen unter mancherley Gestalt. Herr Huetius sagt: daß die feinen Erfindungen und Gleichnißreden, welche bey den alten asiatischen Völkern zum weltlichen Gebrauche dienten, in Syrien sind geweihet worden, und daß die heiligen Schriftsteller, die sich nach der Denkungsart der Juden richteten, sich derselben bedienet hätten, um die Eingebungen, die sie vom Himmel erhielten, damit auszudrücken. In der That, das Buch Ruth, der Moabitinn, das Buch Hiob, das Hohelied, und viele andre heilige Bücher, haben in Ansehung ihrer Gestalt oder ihrer Art, die Gegenstände vorzustellen, gewissermaßen etwas romanenmäßiges. Die morgenländischen Völker überhaupt sind für die Gleichnißreden, Allegorien, und andre dergleichen Figuren sehr eingenommen.

Alle Geschichte der Liebeshändel unter den Göttern und Halbgöttern des Heydenthums, und alle diese Erzählungen, die man unter

dem Namen der Fabel begreift, sind nichts anders als wahrhaftige Romane, sie mögen nun in Prose oder in Versen geschrieben seyn: indem ein episches Gedichte im Grunde nichts anders ist, als eine Art von einem Roman in Versen, und ein ordentlicher Roman nichts anders, als eine Art von Gedichten in Prose. Das befreyte Jerusalem des Tasso, und der Telemaque des Herrn von Fenelon können mir einzig und allein zum Beyspiel dienen, diesen doppelten Satz zu beweisen.

Das Leben und die merkwürdigen Thaten der meisten Stifter so wohl der alten als neuern Völkerschaften, befinden sich noch in unsern Händen als Romane, worinnen die wirkliche Wahrheit mit untermischten Fabeln und Erdichtungen ausgeschmückt worden.

Man giebt vor, daß Clearch, ein Schüler des Aristoteles, der erste Erfinder der Romanen sey; allein wer weis, was vor Schriften von dieser Art, außer denjenigen, die ich schon angeführet habe, und außer diejenigen, die noch von den alten Römern vorhanden sind, vor und nach dem Clearch verlohren gegangen? Die berühmstesten Werke, deren die Zeit verschonet hat, sind: die Abentheuer und Liebeshändel des Dinias und der Dercyllis, von dem Anton Diogenes; die Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis vom

vom Jamblichus; die Begebenheiten der Leucippe und des Clitophon, vom Achill Tatius oder Statius; die vier Bücher unglaublicher Geschichte von dem Damascius; die äthiopischen Geschichte vom Heliodorus, worinnen er die Liebeshändel des Theagenes und der Chariktee erzählet; die Liebesgeschichte des Daphnis und der Chloe, und verschiedne andre, deren Anzahl zu groß ist, als daß sie in einem Briefe Platz finden könnten. Man sagt auf eine sehr artige Art: daß aus der Eheverbindung des Theagenes und der Chariklee alle Romanen in der Welt an das Licht gekommen sind.

Was Rom betrifft, so war diese Republik bey ihrem Ursprunge viel zu barbarisch, und viel zu wilde, als daß der Geschmack an dieser Art Schriften darinnen hätte aufkommen können. Die Wissenschaften überhaupt waren daselbst anfänglich unbekannt, und gleichsam verbannet, und es wäre in der That lustig, wenn man sich vorstellen wollte, als wenn ein Trupp ungesitteter Straßenräuber, und ein Haufen Weiber, welche pöbelhaften Lustbarkeiten beygewohnt, welche nie dergleichen Schauspiele vorhergesehen, und welche dabey mit Gewalt geraubet worden, sich mit Lesung der Romanen die Zeit vertrieben hätten. Die Menschen überhaupt sind von ihrem Ur-

sprunge an sich immer einander ähnlich, und man bemerket, daß vom ersten Anfange der römischen Monarchie bis zu ihrem völligen Untergange, der Geist der Plünderung und Raubsucht, der die ersten Einwohner beseelte, sich beständig fortgepflanzet hat, und daß er mitten unter den erborgten Tugenden, die man an ihnen glänzen sieht, immer hervorbricht.

Die beständigen Eroberungen, und noch mehr, die Ursachen, womit die Könige, der Senat, und die Kaiser solche Unternehmungen rechtfertigten, der Raub der Sabinerinnen, die unaufhörlichen Plünderungen der feindlichen Lande, die Vertheilung des Raubes und der Felder unter sich, die Streitigkeiten und Empörungen, welche bey dieser Gelegenheit entstunden, alles dieses scheinet mir nichts anders, als eine Folge der Grundsätze und der fehlerhaften Neigungen zu seyn, welche man an den ersten Stiftern der römischen Republik bemerket hat. Die Rauhigkeit der Sitten aber, welche in einem mit Waffen unaufhörlich beschäfftigten Staate, und unter einer bloß kriegerischen Regierung herrschet, diese Rauhigkeit der Sitten, sage ich, wird der schönen Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften, nicht leicht den geringsten Zutritt verstatten. Also sehen wir,

wir, daß alle witzige Werke der Römer von den Zeiten des Cäsars und Augustus niedrig, unvollkommen und abgeschmackt sind. Allein, da die unermeßlichen Reichthümer, welche die Römer von allen Orten zusammen raubten, den Ueberfluß, die Schwelgerey, die Weichlichkeit und den Hang zu Lustbarkeiten in Rom eingeführt, und die Grobheit der Sitten gemildert hatten: so hat sich daselbst auch der Geschmack an allen Arten witziger Schriften, als eine ordentliche Folge des Ueberflusses eingefunden. Indessen sind es nur die Griechen gewesen, welche ihre Romanen, die man ins Latein übersetzt hat, daselbst bekannt gemacht haben; und ich erinnere mich nicht, jemals einen ordentlichen Roman gesehen zu haben, der von einem lateinischen Autor geschrieben wäre. Denn alle diese Erzählungen des Lucans und des Petrons, alle diese milesischen, sybaritischen und saltischen Fabeln und dergleichen, diese Verwandlungen und andre Werke des Ovids und Apulejus, diese Allegorien und Satyren des Martianus Cappella ꝛc. wovon Herr Huetius redet, können sicherlich unter dem Namen der Romanen nicht begriffen werden, und gehören vielmehr zu der ganz verschiedenen Art der witzigen Werke.

Sie wissen, mein Herr, daß nach dem Untergange des römischen Reichs die Wissenschaften überhaupt ebenfalls in einen erschrecklichen Verfall gerathen sind. Die Römer hatten indessen in Spanien, in Gallien, in England, und überhaupt in allen europäischen Ländern, so weit sich ihre Herrschaft erstreckt, die Kenntniß und den Geschmack der Gelehrsamkeit mit ihren Eroberungen ausgebreitet. Der Geschmack an den Romanen fand sich in der Folge daselbst auch ein, und wurde durch die Araber, durch die Mauren und einige andre Völker, welche sich daselbst niedergelassen hatten, und welche zur Liebe, zur Galanterie, und zu ritterlichen Abentheuern eine große Neigung hegten, nach und nach noch stärker vermehret.

Man sah damals, oder vielmehr gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts den Roman des Königs Artur und die Geschichte des runden Tisches von Telesin und von Melchin; und in Frankreich die fabelhafte Geschichte des fränkischen Hunibalds, welcher zur Zeit des Clodovåus gelebet haben soll, zum Vorschein kommen.

Das sehr bekannte Buch von den Thaten Carls des Großen und des großen Rolands, wird gemeiniglich, wie Sie wissen, dem Erz-

bischof

bischof Turpin zugeschrieben, obgleich Huetius daran zweifelt.

Ich will Sie im geringsten nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Romanen belästigen, welche in folgenden Zeiten in allen Ländern, wo man zur Galanterie und ritterlichen Abentheuern geneigt war, und wo man sich mit dem Schreiben abgab, ans Licht gekommen sind. Ich will nur anmerken, daß die Romane in Frankreich nicht eher, als unter Philpp dem Schönen in Gang gekommen sind, und daß der älteste französische Roman, von dem man Wissenschaft hat, Garinle Loheran heißt, wie die besten Critiken dieser Nation versichern.

Aber man muß nicht glauben, daß diese verliebten und galanten Geschichte vor Alters bey irgend einer Nation den Namen der Romane geführet haben. O nein! vielmehr sind die allerernsthaftesten Historien bis auf Franz den Ersten Romane genennet worden.

Die wahrscheinlichste Ursache davon ist diese, daß das Wort: romanisch, vordem eine schöne Sprache anzeigte, und dem Wallonischen, welches die alte und ursprüngliche gallische Sprache war, entgegen gesetzt wurde. Es war solches zum Theil aus der römischen, zum Theil aus der gallischen zusammen gesetzt, und mit einigen Ausdrücken vermischt,

mischt, die aus der fränkischen genommen waren. Diese romanische Sprache, welche die lateinischen Schriftsteller Romancia lingua nennen, ist in den königlichen Verordnungen bis auf das Jahr 1539 im Gebrauch gewesen. Dieses Romanische war also die Sprache des Hofs und der gelehrten Leute; man bediente sich derselben bey Verfertigung der Geschichte, in der Meynung, daß sie zu einer artigen Schreibart bequem wäre; und weil die Historie der damaligen Zeit, wegen der Lügen, der Wunderwerke und des Fabelhaften, womit die Geschichtschreiber die Wahrheit beständig vermengten, ein wahrhafter Roman war: so gewöhnte man sich unvermerkt an, das Wahre mit dem Falschen zu vermischen, die historische Wahrheit also anzusehen, als wenn sie immer mit Lügen vermengt wäre, und endlich diejenigen Thaten, welche man vor gewiß und wahrhaftig hielte, eine Historie, und die zum Zeitvertreibe verfertigten Erzählungen, Romane zu nennen. Daher ist es gekommen: daß ein Roman heut zu Tage ein Buch anzeigt, welches entweder ganz fabelhaft, oder doch mit Erdichtungen ausgeschmückt ist, und welches Liebeshändel und ritterliche Abentheuer enthält, die zur Belustigung und zu einem

angenehmen Zeitvertreibe für müßige Leser erfunden worden.

Nach dem Maaße, als die neuern europäischen Nationen gesitteter, und die Musen in ihr voriges Recht wieder eingesetzet worden, so hat man auch gesehen, daß die Romane nach und nach vollkommner geworden sind.

Frankreich hat gesehen, wie die Asträa des Herrn von Urse, der Cyrus und die Clelie der Madam Scudery, die Polexandra des Gomberville; die Cassandra und Cleopatra des Calprenede; der Franzion und die Ariane; der Telemach des Herrn von Fenelon, alle Werke in dieser Art des Abts Prevot, des Herrn Crebillon, des Sohnes des Herrn Marivaux, und sonst eine unzählige Menge andrer sehr schöner Romane, ans Licht getreten sind.

Spanien hat viel später angefangen. Seine allerältesten Romane sind später, als die Tristans und Lanzelots der Franzosen. Michael von Cervantes findet in seinem Don Quischot unter der ungeheuren Anzahl kaum sechse, welche verdienen, aufbehalten zu werden. Die übrigen sind von ihm dem weltlichen Arme der Magd übergeben worden, um ins Feuer geworfen zu werden. Diejenigen, welche er einer Beybehaltung würdig schätzt,

sind

sind die vier Bücher der gallischen Amadis; der englische Palmerin, vor dessen Verfasser man einen König in Portugal hält; der Don Belianis; der Spiegel ritterlicher Abentheuer; der weise Tyrann; das Kyrie Eleison von Montauban, denen man die Diana mit beyfügen könnte. Ich bin in der spanischen Sprache und Litteratur nicht genugsam erfahren, um Ihnen von den neuern Romanen, welche seit der Zeit des Cervantes zum Vorschein gekommen sind, eine Beschreibung machen zu können.

Italien hat uns eine große Anzahl guter und schlechter Romanen geliefert. Die Eromene vom Biandi; der Streit der Verzweifelten von Marin; die Werke des Loredano und Boccacio sind die berühmtesten. Ja! man kann sagen, daß der Decameron, oder die hundert neuen Neuigkeiten dieses letztern den Stoff zu einer unzähligen Menge andrer Romane dramatischer Stücken, und andrer Werke von dieser Art in sich enthalten.

Deutschland ist ebenfalls nicht ohne Romane geblieben. Wir haben den Theurdank in Versen, den Herkules und Herkuliska in Prose; den Arminius und Thusnelden vom Lohenstein; die asiatische Banise; die römische Octavia des Herzogs von Braunschweig,

und

und unter den neuern Werken die schwedische Gräfinn vom Herrn Gellert, und die Begebenheiten des Grafen von G**. Die ersten schmecken nach einer pedantischen Schreibart, welche vor Alters in Deutschland herrschte, aber die beyden letztern sind vollkommen wohl geschrieben.

Bey den Engländern ist seit den ersten und alten Romanen, wovon ich nur geredt habe, und seit dem Roman der zwölf Pairs und noch einigen andern, eine geraume Zeit vergangen, ehe man einige gehabt hat, die in Ansehn gekommen wären. Herr Richardson und Herr Fielding haben ihnen heut zu Tage das Leben wieder gegeben*). Noch eins, mein Herr, diese beyden Schriftsteller haben viel Verstand, Erfindungskraft und Kunst; sie kennen das menschliche Herz vollkommen, aber sie künsteln, sie zergliedern die Sache

zu

*) Das, was ich weiter oben von der Pamela gesagt habe, und was ich noch itzt anmerken werde, läßt sich ziemlich durchgängig auf die andern englischen Romane, die seit der Zeit heraus gekommen sind, anwenden. Heut zu Tage haben wir die Pamela, Clarissa und den Carl Grandisson, vom Herrn Richardson. Den Joseph Andrews, Thomas Jones, die Amalia und den Jonathan Wild, den Großen, vom Herrn Fielding. Ihr Ansehn hat nicht lange Zeit gedauert.

zu sehr, und in die Länge verursachen sie Ekel.

Bey den Holländern findet man wenig Romane, ob sie schon sonst viel andre sehr gute Bücher so wohl in Versen als in Prose haben. Ich kenne in dieser Sprache keinen, als den Don Clarazel von Gontarnas, oder den herumirrenden Ritter. Dieser Roman scheinet nach dem Muster des Don Quixote verfertiget zu seyn. Der Ritter hat eine Geliebte, mit Namen die schöne Frau Sylviana, und einen Waffenträger, mit Namen Gondales, zwo Personen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach der Prinzeßinn Dulcinee, und dem Sancho Pansa ihr Daseyn zu verdanken haben. Es ist dieser Roman im Jahr 1697 gedruckt worden. Ein andrer, welcher mir jünger scheint, führt den Titel: der lustige Avanturier, oder das sonderbare Leben des Mirandor. Alle beyde sind von einem Autor, welcher seinen Namen durch diese Anfangsbuchstaben N. H. anzeigt, und welchen man für den Herrn Heins hält.

Man könnte in gewisser Betrachtung noch das batavische Arcadien des Herrn von Heemskerk hinzu setzen.

Die nordischen Nationen haben nicht einen einzigen Roman, der in einigem Ansehen

stünde;

stünde; allein, ihre Geschichte selbst, ihre gereimten Chroniken, die Handlungen und großen Thaten ihrer Stifter und ihrer Helden, alles dieses hat nur allzusehr den Charakter eines Romans.

Ueberhaupt verspürt man an allen Romanen, unter was vor einer Himmelsgegend sie das Licht der Welt erblickt, und allen klebt der Charakter ihrer Nation an.

Die spanischen sind mit ritterlichen Abentheuern, mit einer heldenmäßigen Liebe, mit Aberglauben, mit Bezauberungen, mit Gespenstern, mit Erscheinungen abgeschiedner Seelen, und mit Großsprechereyen angefüllt.

Die französischen sind witzig, und voll zärtlicher und gekünstelter Erfindungen der Liebe und Unbeständigkeit; jedoch nehme ich von diesem flüchtigen Wesen die Romane des Herrn Abt Prevot aus, als in welcher etwas finsteres, tragisches und unglückliches, so dem Geschmacke der Engländer ähnlich ist, herrscht. Der Herr von Marivaux hingegen giebt seinen Gegenständen dadurch eine gewisse Munterkeit, daß er dasjenige, was man in dem eigentlichen Verstande schönen Witz nennt, gleichsam mit voller Hand ausstreuet, und mich dünkt auch, daß der Roman der eigentliche Ort ist, wo der schöne Witz hingehöret.

Der Herr von Crebillon hält in seinen Verirrungen des Herzens und Verstandes das Mittel zwischen diesen beyden; aber in seinen übrigen Werken ist er ganz satyrisch, und verfällt bisweilen ins Unflätige.

Die deutschen Romane, wenigstens die alten, sind von vielen Bänden, weitläuftig, frostig, mit männlichen und schönen Betrachtungen ausgeschmückt, aber nach einem pedantischen Geschmacke geschrieben.

Die englischen sind tiefsinnig, ungleich, bald sehr wichtig, und bald sehr ekelhaft, wie überhaupt viele andre von ihren Werken, und wie insonderheit die Schriften des Shakspeare; übrigens sehr traurig, grausam, und in den Leidenschaften übertrieben.

Die italiänischen sind voller Liebe und Eifersucht. Die Bezauberungen, die übernatürlichen Dinge, die Wunderwerke, die Prophezeihungen, die Hexerey, und mit einem Worte, das Betrügerische und Wunderbare kommt alle Augenblicke bis zum Ekel darinnen vor; übrigens aber herrscht in solchen viel Zärtlichkeit, und ihre Autoren finden Mittel, viel poetisches anzubringen, und verschiednes von den schönen Künsten mit einzuflechten.

Uebrigens ist es nicht zu verwundern, daß das alte Christenthum weder die ersten Romane, noch die ersten Comödien ausstehen können, und solche als verabscheuungswürdige Dinge angesehen hat. So wohl die einen als die andern waren zu frey geschrieben, mit Unflätereyen angefüllt, und sehr geschickt, so wohl das Herz als die Sitten zu verderben. Allein, heut zu Tage verhält es sich ganz anders. Die guten Romane sind von diesen wesentlichen Fehlern gereiniget, und ihr Lesen ist wenigstens unschuldig, wenn man es auch nicht nützlich nennen will. Die Art, einen Roman zu schreiben, hat man so gar zu einer Kunst und zu einem System gemacht. Man hat dabey fast die nämlichen Regeln, die man in der Poesie braucht, vest gestellet. Eine einzige Haupthandlung ist das erste, so man fordert. Man verlangt ferner, daß ein Autor die vornehmsten Helden seines Romans in einem weit größern Glanze auftreten lassen soll, als alle übrige Personen, welche er in das Gewebe seiner Geschichte mit einschaltet; Jene müssen die größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Nebenpersonen aber und ihre Begebenheiten müssen nur zur Entwickelung der Haupthandlung das ihrige beytragen, und mit solcher nur eine einzige Geschichte ausmachen; in Ansehung

der Aufmerksamkeit, welche diese verursachen können, muß man weit weniger Verwicklung in ihren Begebenheiten anbringen; man muß einen Roman nicht mit der Geburt der vornehmsten Helden anfangen, und solchen in einer chronologischen Ordnung bis zu ihrem Tode fortsetzen, sondern man muß die Scene mit einem rührenden Zeitpunkt eröffnen, und die Handlungen, welche vorhergegangen und zur Erkenntniß des Lesers nöthig sind, durch eine künstliche Erzählung vortragen; Ferner wird erfordert, daß die belohnte Tugend, oder das bestrafte Laster die Hauptabsicht eines ordentlichen Romans sey, daß man die Unflätereyen, die allzu freyen Reden und eine solche Stellung der Gegenstände, welche die Schamhaftigkeit beleidiget, daraus verbanne; daß man in allem Fall solche einzukleiden, und mit einer großen Geschicklichkeit zu verhöhlen wisse; daß man allemal die Sprache erbarer Leute rede, ohne jedoch sich einer weithergeholten, allzu blühenden und allzu gekünstelten Schreibart zu bedienen; daß man weder in Ansehung der Hauptsache der Geschichte, noch in Ansehung der Art und Weise, wie solche vorgetragen wird, die Natur jemals aus den Augen lasse; daß man in einem Werke, so zum Vergnügen geschrieben wird, keine allzu grausamen und

allzu

allzu schreckensvolle Zufälle, und insonderheit nichts ekelhaftes vorbringe; daß, wenn man ja sehr unglückliche Begebenheiten zu erzählen genöthiget wird, man doch wenigstens solche zu mildern suche; daß das Grausame in einem Roman so kurz, als möglich, sey, und daß man allezeit daran denke, wie man ein Werk schreibe, so von demjenigen Geschlechte gelesen werden soll, für dessen Zärtlichkeit man nicht genug Hochachtung hegen könne.

Ein Roman, der von einem glücklichen Genie hervorgebracht, und indem diese Hauptregeln beobachtet worden, kann sich gewiß einen vorzüglichen Beyfall versprechen, weil es gewiß ist, wie Herr Huetius bemerket, daß für den menschlichen Verstand nichts reizenders ist, als das Gewebe einer wohl erfundnen und wohl erzählten Fabel.

Ein solcher Roman macht nicht nur seinem Autor Ehre, sondern auch das Glück des Buchhändlers; indem die Bücher, welche unsre Damen lesen, eine doppelt stärkere Auflage erfordern, als die Werke, welche nur überhaupt die Gelehrten, oder nur eine gewisse Gattung von Personen in der Gesellschaft beschäfftigen.

Unter allen Romanen, die ich kenne, gefallen mir die französischen am besten. Zwar

erhalten ihre Autoren nicht dadurch meinen Beyfall; weil sie kurzweilige Erzählungen, sinnreiche Einfälle, und noch weniger, weil sie vielen Witz darinnen anbringen; sondern weil sie die Kunst verstehen, den Hauptgegenstand ihres Innhalts wichtig zu machen, und weil sie in ihrer Schreibart eine gewisse hinreißende Lebhaftigkeit herrschen lassen; und in der That ist dieses das Hauptwerk in der Kunst zu schreiben, daß man weis die Gegenstände, so gar in ernsthaften und dogmatischen Werken, also vorzustellen, daß der Leser hingerissen, und gleichsam wider seinen Willen genöthiget wird, sein Lesen vom ersten Blatte bis zum letzten ununterbrochen fortzusetzen.

Allein, werther Freund, wenn der Geschmack der itzigen Zeit in Ansehung der Schreibart in Frankreich so fortdauert, so besorge ich gar sehr, daß meine Bewunderung, die ich für die Schriftsteller dieser Nation hege, nicht allzu lange mehr dauern wird. Die Moden verändern sich daselbst beständig; itzo sind die Antithesen und die Paradoxen daselbst im Schwange. Die besten Autoren pfropfen ihre Werke damit voll; die Journalisten, und so gar die englischen Journale, belegen diesen Witz mit dem Namen Whit. Wenn ich eine französische

Rhe-

Rhetorik zu schreiben hätte, so würde ich die Paradoxen unter die Figuren setzen. Ich erinnere mich, daß ich eine Abhandlung eines Mitglieds der französischen Akademie gelesen habe, welcher behauptete, daß die Dunkelheit im Ausdrucke eine wahre Schönheit in der Rede wäre, und daß ein Schriftsteller recht thäte, wenn er seinem Leser vieles zu errathen überließe. Diese Entdeckung ist besonders. Er hat weder diese Lehre aus dem Aristoteles oder Quintilian geschöpft, noch seine Beyspiele aus dem Demosthenes und Cicero genommen. Aber ich bekenne auch, wenn ich die Sache auf einer andern Seite betrachte, daß man nicht alles mit einander heraus sagen müsse, wie die heutigen englischen Romanen.

Machen Sie mir das Vergnügen, und geben Sie mir bald von ihrer Person Nachricht, und überzeugen Sich von meiner lebhaften und zärtlichen Freundschaft; ich bin

ganz der Ihrige.

Sechs und dreyßigster Brief.

An die Mademoiselle von * * *

in Hamburg.

London, den 25. April, 1741.

Mademoiselle!

Wenn ich Sie ausnehme; so habe ich in der ganzen Natur nichts schöners gesehen, als den Frühling in England. Das Gras, welches gegenwärtig hervorkeimt, ist hier weit buschigter und dichter, als an andern Orten; daher man hier einen weit schönern Rasen antrifft, als in irgend einer Gegend von Europa.

Ich möchte fast sagen, daß auch so gar das Laub grüner wäre. Halten Sie dieses nicht für einen Betrug der Einbildung, ich glaube, daß ich Ihnen hiervon eine hinlängliche Ursache anführen kann. Die Himmelsgegend in England ist nicht einer solchen anhaltenden Witterung fähig, wie an andern Orten, wo die Ländereyen ganze Wochen, ja oft ganze Monate lang, bald mit Regen überschwemmt, bald durch die brennende

Son-

Sonnenhitze ausgetrocknet werden. Wir haben hier bisweilen in einem Tage eine vierfache Abwechselung des Wetters, und fast niemals weder eine allzuscharfe Kälte, noch eine allzubrennende Hitze. Diese vermischte Art der Luft verschafft nicht nur dem Felde ein frisches und munteres Ansehen, sondern sie giebt auch dem Ackersmann eine weit stärkere Hoffnung zu einer reichlichen Erndte, welche in England fast allemal zu seiner gesetzten Zeit zu erfolgen pfleget.

Gegenwärtig ist das Spatzierengehen mein Vergnügen. Solches trägt vieles zu meiner Gesundheit bey, und macht, daß ich auf die Lebensart, so ich den ganzen Winter über bey vieler Arbeit und beständigem Sitzen geführt habe, mich wieder erhole. Alle Morgen mache ich einen kleinen Spatziergang in den Park zu St. James, welcher mir auf einmal den Anblick des Landlebens, der Einsamkeit, des Krieges, der Stadt und des Hofes vor Augen stellet. Bey dem ersten Eintritte sehe ich daselbst auf einer schönen grünen Wiese eine Heerde Kühe weiden, welche zu einem Trunke, den die Engländer Cillibub nennen, und als ein kühlendes Mittel gebrauchen, den vornehmsten Beytrag zollen. Die Engländer finden sich daselbst häufig ein, ein jeder mit einem Becher in der Hand, welcher zum dritten Theile mit spanischen Weine angefüllt ist. Sie über-

reichen den Becher einer Landnymphe, welche solchen unter das Euter der Kuh hält, und ihn mit einer frischen und aus den allerfeinsten Säften der zarten Kräuter und der jungen Blumen entstandenen Milch anfüllt. Ich setze meinen Weg fort, und durchstreiche zwanzig Alleen, welche bald nach der Schnur gesetzt sind, und bald schlangenweise auf einem unebnen Boden fort laufen, insgesammt aber mit der größten Sauberkeit unterhalten werden. Auf der einen Seite sehe ich ein überaus großes Bassin, welches mit schnatternden Enten und allen Arten von Wasservögeln gleichsam bedeckt ist. Mitten aus dem Grunde dieses Bassins erhebt sich eine Insel, worauf ein Landhaus, und zwar ein artiges Landhaus erbauet ist. Dieses war vordem die Wohnung des berühmten St. Evremont, welcher zum guten Geschmack in der französischen Litteratur so vieles beygetragen hat. Mich dünkt, ich sehe ihn noch auf den Terrassen, welche das Haus umgeben, spatzieren gehen, und stelle mir vor, wie er sich bald mit seinen Gedanken in die Ausarbeitung einer einzigen Schrift, und bald in die Reitzungen seiner Herzoginn von Mazarin vertieft, die ihm nach England gefolget war, und deren Zärtlichkeit er bis an den letzten Augenblick seines Lebens besessen hat; ob es gleich eine große Menge

von

von Anbetern gab, welche sich nach und nach zu einem hohen Range schwungen, um ihren Reizungen ein Opfer der Liebe anzünden zu dürfen. Ich breche bisweilen die schönsten Feldblumen in der Gegend dieses stillen Aufenthalts ab, ich werfe solche in das Bassin, und indem ich sie auf dem Wasser daher schwimmen sehe, so bringe ich gleichsam den abgeschiedenen Seelen dieser so seltenen und erlauchten Geliebten, eine Art von Opfer. Einige Schritte davon sehe ich einen Trupp von dem Regiment der Garde zu Fuß, welche ein Officier unter Fluchen und häufigen Schwitzen in dem Gebrauch der Waffen übt, und das Studieren und die Liebe vor die nichtigsten Dinge der Welt achtet. Einen Augenblick darauf richte ich meine Augen gegen die schönen Gebäude, welche den Park umringen, und halte mich insonderheit bey dem prächtigen Palaste von Bukingham auf, worinnen der letzte Herzog dieses Namens vor einigen Jahren in dem ersten Frühlinge seiner Tage, und mitten auf einer Laufbahn, worauf er gewiß einmal würde vorzüglich geglänzt haben, gestorben ist. Er war ein sehr seltenes Genie. Sie werden, Mademoiselle, aus der lateinischen Grabschrift hiervon urtheilen können, die er sich selbst einige Stunden vor seinem Ende verfertiget hat, und die ich Ihnen, wiewohl

sehr

sehr unvollkommen, in schlecht Deutsch übersetzen will:

Dubius, non impius vixi,
Incertus morior, non perturbatus;
Humanum est, nescire et errare:
Ens Entium, miserere mei.

Zweifelhaft, aber nicht gottlos habe ich gelebt. Voller Ungewißheit, aber nicht voller Unruhe bin ich gestorben. Unwissenheit und Irrthum sind das Antheil der Menschen: Wesen aller Wesen! erbarme dich meiner!

Indem ich umkehre, und mein Gesicht von einem Gegenstande, der mir so traurige Gedanken einflößt, wegwende: so nähere ich mich einer großen und weitläuftigen Allee, die man den Mail nennet. Es ist Mittag, und ich finde die Allee mit einer Menge artiger Leute von dem einen und dem andern Geschlechte angefüllt; welche daselbst mit starken Schritten spatzieren gehen. Die Damen erscheinen daselbst in einer Art von Haushabit, welcher ihnen aber besser, als der ausgesuchteste Putz ansteht. Sie sind vom Kopf bis auf die Füße weiß gekleidet, Schuh und Strümpfe sind knapp und nett, und anstatt eines großen Reifrocks tragen sie kurze Unterröckgen, ein klein Mäntel.

teichen mit Spitzen besetzt, ein ganz schlechtes aber sehr saubares Oberkleid, und auf dem Kopf einen kleinen Hut von Stroh oder Bieberhaaren, oder Federn; eine Kleidung, welche ihnen ein muntres und artiges Ansehn giebt. Bey diesem Spazierengehen trifft man immer einen von seinen Freunden an, man begegnet bald Ministern, bald Hofleuten, bald süßen Herrchen, bald Coquetten; man erfährt hier die täglichen Neuigkeiten, und richtet sich seine Gesellschaft auf den übrigen Tag ein; man verweilet sich hier insgemein so lange, bis die Stunde schlägt, da man sich ankleidet, um entweder nach Hofe, oder zur Mittagsmahlzeit zu gehen.

Es giebt an dem äußersten Ende der einen Vorstadt von London, welche Marrybone heißt, noch einen andern Garten, welcher seit kurzen darzu eingerichtet worden, daß erbare Leute die Morgenzeit daselbst auf die angenehmste Art zubringen können. Man nennet ihn Renneles. Er ist geräumlich und nach einem sehr feinen Geschmack angelegt. Bey dem Eintritte zeigt sich ein großer runder Platz, welcher um und um mit kleinen Cabinettern, die an einander hängen, umgeben ist. In diesen Cabinettern wird ein jeder nach Gutbefinden mit Thee, Caffee, Chocolade, gebrannten Wassern, und allem möglichen um einen

sehr

sehr billigen Preiß bedient. Da dieser Ort anfängt in Aufnahme zu kommen; so findet man hier die beste Gesellschaft in London, und es ist ein überaus angenehmer Anblick, einige hundert Dames und Cavaliers in einem sehr saubern Haushabit zu sehen, welche hier und da in diesen verschiedenen Zimmern sitzen, und öffentlich ihr Frühstück zu sich nehmen. Mitten in diesem runden Platz erhebt sich ein Lusthaus, welches von allen Seiten offen stehet, und zur Musik bestimmt ist. Einige Herumträger, Kaufleute mit kleinen Waaren, und Gallanteriehändlerinnen kommen dahin, ihre Waaren feil zu bieten. Das übrige von dem Garten bestehet in grünen Rasen, welcher mit großen Alleen von Linden und großen Castanienbäumen besetzt, und auf beyden Seiten mit Buchenhecken, welche die Sonne abhalten, besetzt ist. Man spatzieret hier in Gängen von gesiebten und vest geschlagnen Sande, wie auf einem türkischen Teppich. Es scheinet, daß Rennelas nach dem Muster von Forhall angelegt ist; dieses ist ein andrer öffentlicher Garten, der aber viel weitläuftiger ist, und weit mehr ins Große gehet, als jener, und der in der Vorstadt Southwark auf der andern Seite der Themse liegt. Er wird nur des Abends besucht, und man kann sich dahin entweder über die Brücke in einem Wagen, und

auch

auch zu Schiffe, wovon beständig eine große Anzahl auf dem Flusse vor Anker ist, bringen lassen. Man bezahlt einen englischen Schilling vor den Eingang: die Alleen sind daselbst geraumlich und sehr schön. Der ganze Garten ist voller Cabinetter von hölzernen Gitterwerk, welche alle mit Zahlen bezeichnet sind. Ein jedwedes Cabinet hat seinen eignen Aufwärter, der zu solchem insbesondre gedungen ist. Ein jeder von diesen Aufwärtern trägt die Nummer seines Cabinets auf einer an seinem Rocke angehefteten kupfernen Marke. Man trifft hier auch ein sehr großes und erhöhtes Gebäude an, so zur Bequemlichkeit, entweder des Hofes, oder sonst einer zahlreichen und vornehmen Gesellschaft bestimmt ist. Uebrigens befindet sich alles unter einander, und es wird hier, als an einem öffentlichen Orte, wo ein jeder seine Zeche bezahlt, in Ansehung des Ranges nicht der geringste Unterschied gemacht. Bey dem Eingange in den Garten ist in der Mitte eines sehr geraumen Vierecks der große Pavillon vor die Musik errichtet, wo die geschicktesten Virtuosen in London diejenigen Stücken aufführen, so bey der Nation am meisten Beyfall finden. Man kann sagen, daß dieses Concert prächtig ist. Eine jede Gesellschaft, die den Abend daselbst zubringen will, meldet sich bey dem Eintritt an einer großen

Bude,

Bude, wo sich der Wirth aufhält, und sagt, was sie für Speisen zum Abendessen oder zu einer kleinen Mahlzeit verlangt. Einige von den ersten Köchen, so dem Wirthe zur Seite stehen, merken solches augenblicklich an, tragen davor Sorge, daß es zubereitet wird, und überreichen die Marke des Cabinets, so dieser Gesellschaft angewiesen wird. Man nimmt alsdenn davon Besitz, man läßt sich darinnen nieder, um der Musik zuzuhören, oder man macht sich auch wohl mit einem Spatziergange eine Veränderung. So bald der Tag zu Rüste geht, macht sich der Innhaber des Gartens gefaßt, selbigen zu erleuchten. Ich muß Ihnen, Mademoisell, sagen, daß in allen Alleen, Abtheilungen, Cabinettern, Gebäuden, und übrigen Gegenden des Gartens, in einer gewissen Entfernung von einander, große Laternen in Gestalt einer Kugel, und eine unzählige Menge kleiner gläserner Lampen aufgestellet sind. An einer jeden Lampe hängt ein Dacht von Werg, so in Weingeist eingetaucht ist; und nachdem alles von früh morgens an mit grosser Sorgfalt zurechte gemacht worden, so giebt der Herr alsdenn mit einer Pfeife ein helles Kennzeichen, welches alle Handlanger erinnert, daß sie sich gefaßt halten sollen, die Dachte anzuzünden; und so bald er zum andernmale

pfeift,

pfeift, so legen sie Hand ans Werk, mit einer solchen erstaunlichen Geschwindigkeit, daß in weniger als zwey Minuten der ganze Garten so helle, wie bey Tage, erleuchtet wird. Diese Erleuchtung, die einer Zauberey nicht unähnlich ist, fällt auf eine bewundernswürdige Art in das Auge. Was mir aber noch mehr Verwunderung verursacht, das ist ein Meisterstück aus der Machanik, welches alle englische Damen und zärtliche Mannspersonen wider den Abendthau in Sicherheit setzet. Man fürchtet sich in England vor nichts mehr, als vor dem Schnupfen, den man Catschcold nennet, und man redet von solchem nicht anders, als von einem sehr traurigen Zufall, den man durch die Erkältung bekommt. Man nimmt sich vor diesem Catschcold hier mehr in Acht, als man sich in Morgenländern wider die Pest, oder in der nordischen Gegend wider den Scorbut verwahret. Damit man nun der Unbequemlichkeit, in frischer Luft des Abends zu speisen, überhoben seyn möge, so hat der Innhaber zu Forhall sich es ausgesonnen, wie er alle Cabinetter mit Wachsleinwand könne bekleiden lassen. In der That, so bald es neune geschlagen hat, so hört man sein Pfeifchen zum drittenmale erschallen, und plötzlich sieht man leinwandene Rollen sich gleichsam unten aus der Erde heraus erheben, im Aufsteigen

sich selbst aus einander wickeln, die Cabinetter auf drey Seiten überziehen, und sich oben an dem Gesimse anschließen. Alles dieses ist mit lebhaften und schimmernden Farben sehr artig gemalt, und stellt in jedem Cabinette drey große Gemälde vor, welche die Gesellschaft wider die Abenddünste und den durchstreichenden Wind vollkommen in Sicherheit setzen, und dem Auge zugleich ein ungemeines Vergnügen verursachen. Die Musik hört eine oder zwo Stunden auf, und jeder setzt sich, die Abendmahlzeit zu genießen. Nachhero nimmt man wieder einen Spatziergang vor, oder man macht sonst, was man will. Es herrscht zu Forhall viel Freyheit, aber auch zugleich eine große Ordnung, und eine bewundernswürdige Anständigkeit. Die Zänker und Störer des Vergnügens würden daselbst sehr schlecht willkommen seyn. Der Eigenthümer dieses warhaftig bezauberten Gartens soll erstaunliche Summen dadurch gewinnen, allein, wenn man die Anzahl der Bedienten, der Gartenknechte, und der Handwerksleute von allen Arten, die er bezahlen muß, damit alles wie am Drathe gehet, genau betrachtet, wenn man endlich die entsetzlichen Unkosten, die er darauf verwenden soll, überleget, so kann man ihm den Ueberrest eines mäßigen Gewinnstes nicht mißgönnen, zumal

da

da er der erste ist, welcher der Stadt ein Vergnügen verschafft, dergleichen man bis itzt, so viel ich weis, in ganz Europa nicht antrifft. Ich fände solches ganz vollkommen, wenn ich das Glück haben könnte, mit Ihnen in diesen niedlichen Gegenden spatzieren zu gehen. Diesem fehlet nichts weiter, als Dero Person, Mademoisell, und Sie erinnern mich bey diesen, wie bey vielen andern Gelegenheiten, daran, daß hier auf dieser Welt kein vollkommnes Glück zu finden ist. Das größte, das ich vor meine Person gegenwärtig besitze, ist dieses, daß ich Ihnen wenigstens die schriftliche Versicherung geben kann, in wie hohem Grad ich bin ꝛc.

Sieben und dreyßigster Brief.

An den Herrn von Hagedorn zu Hamburg.

London, den 28. April, 1741.

Ich erinnere mich, daß einstmalen ein Oesterreicher, mit dem ich von England sprach, zu mir sagte: Ach! mein Herr, wie sehr wünschte ich dieses Land zu sehen; aber kann man nicht zu Lande dahin reisen? Ich antwortete ihm: Nein! mein Herr, es ist eine Insel. Ey! warlich, das weis ich wohl, daß es eine Insel ist, erwiederte er, aber ich glaube, daß, wenn man einen weiten, einen recht weiten Umweg nähme, man wohl einen Weg dahin finden sollte. Wenn nur der Kaiser Leopold noch lebte, der würde solches gewiß bald zu Stande bringen.

Ich konnte mich nicht enthalten, über seine Unwissenheit zu lachen, und ich hatte viele Mühe, ihm das Eigentliche einer Insel begreiflich zu machen, und ihn zu überführen, daß ein Land, welches auf allen Seiten vom Meere umflossen würde, dem ungeachtet von einer sehr wohl eingerichteten, glücklichen

und

und ansehnlichen Nation bewohnt werden, und mit allen andern Völkern des vesten Landes in einer genauen Gemeinschaft stehen könnte. In Wahrheit, man würde mit Erstaunen wahrnehmen, wie England von Reichthümern und allen demjenigen, was das bewohnte Land hervorbringt, gleichsam überfließet; man würde sich nicht genug verwundern können, wie es innerhalb seines Landes in allen Stücken zu einer so außerordentlichen Vollkommenheit gekommen ist, und wie es außerhalb einen so großen Einfluß in alle Staatsgeschäffte von Europa erlanget hat: wenn man nicht die fast zauberischen Wirkungen der Schiffahrt schon kennte. Horaz, welchen ich so sehr wegen seines Ausdrucks, und manchmal so wenig in Ansehung des Gründlichen derer Gedanken bewundere, Horaz, sage ich, hat einen nicht allzu richtigen Begriff von dem unendlichen Nutzen der Schiffskunst für das menschliche Geschlecht gehabt, wenn er in seiner Ode auf das Schiff, in welchem Virgil nach Athen fuhr*), wider die ersten Erfinder der Schiffahrt losziehet. Ich gestehe denen Poeten das Privilegium zu, manchmal, auf Kosten der Vernunftlehre, auf des Apollo Altären zu opfern; aber ich

*) Ode III. ad nauem, *Virgilium* Athenas vehentem.

erlaube ihnen nicht, unter dem blendenden Fürniß der Dichtkunst Gedanken und Meynungen, die durchaus falsch sind, zu verbreiten. Das heißt, ein geschminktes Ungeheuer in die Welt setzen, und ihm unter einer roth und weiß gefärbten Larve Anbeter verschaffen wollen. Wenn Horaz ein Einwohner von Großbritannien gewesen wäre, und das Seewesen der Engländer gesehen hätte, er würde solches zum Gegenstande seiner Lieder erwählet haben. Denn welche Erfindung ist größer und schöner, als die Schiffahrt, welche unter den Bewohnern der Inseln und vesten Länder, von einem Ende der Erde zum andern, eine leichte Gemeinschaft errichtet; welche der Grund aller Handlung ist; welche sich der Winde statt der Pferde, und der Gestirne statt der Wegweiser bedienen, und mitten durch die Meere schwimmende Vorrathshäuser führen, um einem jeden Volk alles dasjenige, was ihm in seinem eignen Lande an seinen Bedürfnissen abgehet, zu verschaffen. Die Engländer und die andern Insulaner haben der Schiffahrt noch mehr zu verdanken, als die Völker, welche das veste Land bewohnen. Sie war anfänglich für sie ein nothwendiges Uebel, und wurde unter ihren Händen die Grundlage ihrer Größe. Das Meer, welches sie einschließt, ist itzo die Quelle ihrer

Reich-

Reichthümer, und dadurch sind sie im Stande, bis an die äußersten Enden der Welt Flotten zu schicken, um ihre angelegten Colonien zu beschützen, welche oft in die Staatsgeschäffte von Europa einen großen Einfluß haben, und Großbritannien allen andern Mächten fürchterlich machen. Man darf sich dahero nicht wundern, daß das Meer das Element der Engländer geworden ist; Ja! sie haben das Seewesen und alles, was eine Verwandschaft damit hat, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, welcher die Einbildungskraft übersteigt. Ich habe, um mir einen richtigen Begriff davon zu machen, eine Reise nach Chatham gethan, wo ich die Seemagazine, die Schiffbauplätze und einen Theil der englischen Flotte gesehen habe. Da ich mit einem Empfehlungsschreiben von dem Admiral Norris versehen war; so wurde mir daselbst mit der größten Höflichkeit begegnet, und alles dasjenige gezeigt, was einen Gegenstand meiner Neubegierde abgeben konnte. Man führte mich an den Bord des königlichen Monarchen, welches ein Schiff von der Linie, und mit hundert Canonen versehen ist. Niemals hat ein Palast mein Auge so sehr belustiget, noch an Artigkeit der innern Auszierung einen Vorzug gehabt. Die große Admiralscajüte, die

prächtige Gallerie, womit solche nach dem Hintertheil des Schiffs zu umgeben ist, der Speisesaal, der Saal, wo der Gottesdienst gehalten wird, das Zeughaus, die verschiedenen Kammern, Cajüten und andre Wohnungen der Officiers, Soldaten und Matrosen, alles dieses erweckte Bewunderung bey mir; sonderlich aber wurde ich, da ich wieder ans Land trat, bey Besichtigung der Magazine, welche auf den Dämmen von Chatham angelegt sind, ganz bezaubert; indem sie alle nur mögliche Schiffsmaterialien und alle nothwendige Vorräthe aufbehalten, um in einem jeden Augenblick eine beträchtliche Flotte auszurüsten. Die Verschiedenheit, der Ueberfluß und die Vollkommenheit aller dieser Nothwendigkeiten haben mich eben so sehr, als die Ordnung selbst, welche dabey in ihren Veranstaltungen herrscht, in Erstaunen gesetzt. Eine jede Sache befindet sich, so zu sagen, bey der Hand. Die Form der englischen Schiffe hat außerdem mehr zierliches und schönes, als bey andern Nationen; und man empfindet ein geheimes Vergnügen, diese Gebäude auf den Wellen schwimmen zu sehen. Es bedarf, glaube ich, keines Beweises, daß die Schiffahrt und der Fleiß der Engländer in allen Arten von Manufacturen der wesentliche Grund der bewunderns-

würdigen Handlung ist, welche sie treiben; es ist solches eine Sache, welche sich von sich selbst begreift: aber die Vorstellung, auf welchen Grad sie die Handlung und den kaufmännischen Geist getrieben haben, ist weit schwerer. Hier nehmen alle Vergnügungen das Wesen der Handlung an, und die Handlung dient selbst zum Vergnügen. Es ist eine große Ergötzung für mich, die Fabriken zu besuchen, die Vollkommenheit, welche daselbst herrscht, zu betrachten, die Straßen von London zu durchstreichen, in die Kramläden zu gehen, welche in einer ununterbrochnen Reihe nach einander fortlaufen, und die unermeßliche Verschiedenheit von Sachen zu bewundern, welche der Verstand und der arbeitsame Fleiß hervorbringt. Es ist kein Schauspiel, und keine Art von Vergnügen, welche mich so sehr belustiget. Man würde sich wundern, daß alle die Kaufleute, welche diese Kramläden führen, ihre Unterhaltung dabey finden können: wenn man nicht überlegte, daß die eine dieser Familien von der andern lebte, der Gewürzkrämer von den Bedürfnissen des Glashändlers, der Glashändler von den Bedürfnissen des Gewürzkrämers, und so weiter. Ein wohl eingerichteter Staat ist eine mit vieler Kunst eingerichtete Maschine, und die Vereinigung

aller Triebfedern, welche das allgemeine Gewerbe in Bewegung setzen, ist ein würdiger Gegenstand der Betrachtung. Vielleicht mache ich einmal einen Versuch, diese Dinge aus einander zu wickeln. Ich habe mir hier unterschiedne Materien zu einem dergleichen Werke gesammlet, und ich verspreche mir ein wahres Vergnügen, wenn ich Ihnen solche bey meiner Zurückkunft nach Deutschland vorlegen werde, um mir Ihre Einsichten in der Wahl der nützlichsten Stücke zu Nutze zu machen.

In Erwartung dieses glücklichen Augenblicks, welcher mich zu Ihnen zurück bringen wird, habe ich die Ehre, mehr als jemand zu seyn ꝛc.

Acht und dreyßigster Brief.

An den Herrn Jordan zu Berlin.

London, den 1. May, 1741.

Ihre Neubegierde, mein liebster Freund, in Ansehung der Universitäten in England, werde ich nur schlecht befriedigen können. Die Sachen, welche mich hier beschäfftigen, sind von einer solchen Art, daß sie mir nicht erlauben, mich allzu lange von London zu entfernen, um sie zu besuchen; und Sie wissen wohl, daß man dergleichen Gegenstände mit einem Auge sehen, und mit einem aufmerksamen Nachdenken untersuchen muß, wenn man nicht bloß gemeine Dinge, welche die ganze Welt weis, davon sagen will. Es ist wahr, ich bin bey meiner ersten Reise nach England in Oxfort gewesen, und wurde daselbst an einen berühmten Professor des Collegium Christi empfohlen, welcher die Höflichkeit hatte, mir nicht allein das merkwürdigste bey der Universität zu zeigen, sondern mich auch bey der Abreise mit einem sehr schönen Buche zu beschenken, welches

den Titel führet: Oxonia illustrata, in Folio: mit vielen Kupferstichen. Dieses Werk enthält einen vollkommnen Abriß von Oxfort, von der Stiftung dieser Universität, von allen den verschiedenen Collegien oder Seminarien, die davon abhangen, von der innern Einrichtung eines jeden dieser Collegien, von den öffentlichen und besondern Vorlesungen, von dem großen und öffentlichen Hörsaal, dem anatomischen Theater, der Buchdruckerey, den Bibliotheken, den verschiedenen Kleidungen der Professoren und Studirenden, von dem botanischen Garten, und kurz, von allen den Anordnungen, welche in dieser berühmten Stadt zu Unterweisung der studirenden Jugend getroffen worden. Man muß gestehen, daß alle diese Anstalten, so sehr als es auf der Welt möglich ist, vollkommen sind; und es muß einem jungen Menschen an natürlichen Fähigkeiten fehlen, wenn er in derjenigen Wissenschaft, die er ergreift, bey dem vortrefflichen Beystande, den er genießt, zu keiner gründlichen Erkenntniß gelangt. Was mir am meisten zu Oxfort gefallen hat, ist, daß daselbst die Studirenden so sind, wie sie seyn sollen, wirkliche Togati, nämlich mit einem schwarzen langen Rock bekleidet, welcher ihren Stand bezeichnet. Die Lords unterscheiden sich daselbst bloß durch eine goldne

Quaste,

Quaste, mit welcher ihr Baret gezieret ist; keiner von ihnen untersteht sich einen Degen zu tragen, und sie wohnen und leben alle in verschiednen Seminarien, unter der Aufsicht geschickter und kluger Professoren. Alles dieses ist gerade das Gegentheil von den Einrichtungen, welche in Deutschland getroffen sind, bey welchen man voraussetzen muß, daß ein Haufe von ein oder zwey tausend junger Leute, bey dem ungestümen Feuer einer hitzigen Jugend, keine Aufsicht nöthig haben, und daß sie, indem sie, sich selbst überlassen, und wie ein Bataillon bewaffnet sind, in keine Ausschweifung und Unordnung ausbrechen, keine oft nur gar zu traurigen Schlägereyen unternehmen, oder wenigstens ihr Studiren nicht verabsäumen und in keine unordentliche Aufführung gerathen werden. Die Stifter unsrer Universitäten haben sich zu sehr auf das deutsche Phlegma verlassen; aber die Erfahrung beweiset öfters, daß sie sich betrogen haben. In England glaubt man, daß die jungen Leute Aufsicht bedürfen, und daß sie nicht auf Universitäten gehen, um das Handwerk der Renomisten zu lernen.

Auf solche Art kommen von Oxfort und Cambridge sehr geschickte und gelehrte Personen zurück. Sie verstehen vollkommen die gelehrten Sprachen, vornehmlich das Griechi-

sche, uud haben sich besonders auf die Kenntniß der klaßischen Autoren gelegt. So viel ich nach dem, was ich sehe und lese, urtheilen kann: so ist die Weltweisheit unter allen Wissenschaften diejenige, welche die Engländer mit dem meisten Fortgange getrieben haben, und die Geschichtkunde diejenige, in welcher es ihnen am wenigsten gelingen wollen. Die besten Jahrbücher von ihrem eignen Lande hat Rappin Thoiras geschrieben, welcher ein Fremder war, und zu Stettin lebte. Die Geschichte des Burnet stehen noch lange in keinem solchen Ansehen. Es ist wahr, die Schriften von Riemern in zehn Folianten bieten vortreffliche Materien für die Geschichte von England dar: aber ein so weitläuftiges Werk kann nicht von jedermann gelesen, und nicht wie ein Wörterbuch gebraucht werden, das im Nothfall zum Nachschlagen dient. Es ist hier eine geschickte Hand nöthig, die Quintessenz daraus zu ziehen, und eine Geschichte daraus zu verfertigen. Man versichert mich, daß hier eine Gesellschaft von Gelehrten die Verfassung einer allgemeinen Welthistorie unternehmen will. Dieser Entwurf scheint mir vortrefflich zu seyn. Ein einziger Schriftsteller, so weitläuftig dessen Gelehrsamkeit auch wäre, kann nicht alles dasjenige sammlen, was zu einem unermeßlichen Werke erfordert wird. Man kann hier sagen,

daß

daß viel Augen mehr sehen, als eins; und auserdem können Staats- und Glücksveränderungen, Krankheiten, der Tod selbst, die Arbeiten eines Gelehrten unterbrechen, an statt, daß eine Gesellschaft sich niemals endiget, weil jedes Mitglied, das davon abgehet, durch die Wahl eines andern geschwind wieder besetzt wird. Auf solche Art kann sich die gelehrte Welt einmal das Ende eines so beträchtlichen Werks versprechen, um welches es schade seyn würde, wenn es nicht völlig zu Stande kommen sollte *). Ich habe Ihnen über diesen Artikel noch mehr sagen wollen; aber einige Freunde entreißen mich dem Vergnügen, welches ich bey meiner Unterhaltung mit Ihnen empfinde. Sie führen mich fast wider meinen Willen ins Schauspiel, und wollen mir, diesen Brief zu endigen, aus der Ursache kaum erlauben, weil man gemeiniglich bey der Unterschrift aller Briefe zu lesen pfleget ꝛc.

*) Dieses Buch ist nach der Zeit im Druck erschienen, und beynahe in alle Sprachen übersetzt worden.

Neun und dreyßigster Brief.

An den Herrn Baron v. Pöllnitz zu Berlin.

London, den 6. May, 1741.

Der König hat vor einiger Zeit beym Orden des Hosenbandes ein Capitul gehalten, in welchem er die Herzoge von Marlborough, von St. Alban, von Portland und von Kingston zu Rittern erwählet. Sie wissen, mein Herr, es sind zween Orden in England, der Orden vom Hosenbande, welcher im Jahr 1350 durch den König Eduard den Dritten errichtet worden, und der Orden vom Bade, welchen Richard der Zweyte gestiftet, und der itzige König, nachdem er etwas in Abnahme gekommen, wiederum erneuert hat *). In Schotland ist der dritte, der Orden des heiligen Andreas, welchen man sonst auch den Orden von der Distel nennet. Das Band des erstern

*) Der Orden vom Hosenbande ist einer der berühmtesten in der Welt. Seit seiner Stiftung haben ihn acht Kaiser und zwanzig fremde Könige getragen.

stern ist dunkelblau, das Band des andern hellkarmoisin, und das Band des dritten dunkelgrün. Die Zahl der Riter vom blauen Hosenbande, welcher Orden der vornehmste ist, und von Sr. Majestät selbst getragen wird, ist auf vier und zwanzig gesetzt, den Monarchen nicht mit gerechnet, welcher der Großmeister davon ist, und ihn, vermöge dieser Würde, allein vergiebt. Ich war so unglücklich, daß ich zu spät nach Hofe kam, und die Ceremonie bey Haltung des Capituls versäumte: man hat mir aber erzählt, daß der König unter seinem Thronhimmel gesessen, und einen niedrigen Sessel ohne Lehne vor sich gehabt habe; die vier Candidaten hätten sich einer nach dem andern nähern müssen, und er habe sie zuerst zu Rittern des Ordens vom Bade erwählt, indem er seinen Degen ausgezogen, und ihnen drey Schläge auf die Schultern gegeben hat. Nachdem sie hierauf den gewöhnlichen Eid abgelegt, so hätten sie sich wieder genähert, um ihm die Hand zu küssen, und indem sie den Fuß auf den Sessel gesetzt: So habe Seine Majestät ihnen das Hosenband unter dem Knie umgebunden. Diese neuen Ritter haben den Orden vom Bade von diesem Augenblick an, bis an den Tag ihrer Einweihung, zum Orden des Hosenbandes getragen. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese

letzte Ceremonie, welche zu Windsor geschiehet, mit aller Bequemlichkeit und aller möglichen Aufmerksamkeit anzusehen. Wir wurden durch den Ceremonienmeister darzu eingeladen, und wir reiseten am letzten Sonnabend dahin ab. Wir besahen unterwegens das Schloß und die Gärten zu Richmond, die eine außerordentlich angenehme Lage haben. Nichts ist schöner, als der Prospekt der Themse, und der herumliegenden Landschaft, welche sich in einem weiten Raume nach und nach erhebt, und auf dessen Anhöhen sich endlich unser Auge verliert. Wir blieben die Nacht zu Hampton-Court, einem andern königlichen Schlosse, welches nicht weniger schön und kostbar ist. Den Sonntag früh besahen wir die Zimmer und Gärten dieses Schlosses. Ich bewunderte vornehmlich die berühmten Gemälde des Raphael, welche in den Augen aller Kenner von einer unvergleichlichen Schönheit und einem unschätzbaren Werthe sind. So bald wir unsre Neugier befriediget, und unsre Mittagsmahlzeit zu uns genommen hatten, verfolgten wir unsern Weg, und kamen noch früh genug zu Windsor an, um daselbst alles zu betrachten, was die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdient. Das Schloß zu Windsor liegt auf der Spitze eines Berges, und die Stadt unten an demselben. Ob sie gleich lustig gebauet ist; so fehlen ihr doch die Zeichen

der

der Pracht und des Ueberflusses, welche durchgängig in England herrschen. Ich fragte nach der Ursache davon, und man sagte mir, daß der König jederzeit eine Art von Widerwillen für Windsor bezeigt habe, nicht nur wegen der scharfen Luft, welche daselbst wehet, und die dem schwachen Gesicht Sr. Majestät schädlich ist, sondern auch, weil die Einwohner dieser Stadt unter der Regierung Georgs des Ersten sowohl als bey dem Anfange der itzigen Regierung viel üble Gesinnung wider das Haus Hannover, und eine vorzügliche Neigung gegen die vermeyntlichen Stuarts haben blicken lassen; aus welcher Ursache es Se. Majestät für billig hält, ihnen seinen Unwillen desfalls wieder empfinden zu lassen, und ihnen seine Gegenwart zu entziehen; und diese Entziehung hat auf ihren Wohlstand eben die Wirkung, welche die Entfernung der Sonne auf die Früchte der Erde zu haben pflegt. Die Wachsthumskraft wird gehindert; die Nahrungssäfte stocken; alles erstarret; alles scheint dem Untergange nahe zu seyn. Das Schloß und die Gärten zu Windsor hingegen werden in sehr gutem Stande erhalten. Was mir demohngeachtet am merkwürdigsten geschienen hat, das ist die Aussicht der dortigen Gegend, welche ich bloß mit der stufenweise erhabnen Landschaft um St. Germain en Laye, nicht weit

von Paris vergleichen kann. Ob es gleich von Windsor nach London zwanzig englische Meilen sind: so entdeckt man doch in der Ferne die Thürme dieser Hauptstadt und vornehmlich den St. Paul Thurm. Diese Thürme scheinen dem Gesichtskrais Gränzen zu setzen, nachdem das Auge eine unermeßliche Fläche durchlaufen hat, in welcher die Themse sich schlängelt, und die mit Städten, Dörfern, Schlössern, Gärten, Gebüsche und allem demjenigen durchstreuet ist, was dem Gesichte schmeicheln kann. Das schönste Stück des Schlosses ist der Rittersaal. Es ist ein langes Viereck, das eine Art von Galerie ausmacht, und kostbar ausgezieret ist. Man sieht am Ende desselben, gerade der großen Thüre des Eingangs gegen über, das Portrait des Königs Wilhelms des Dritten in Lebensgröße, wie er mit dem Ordenshabit bekleidet ist, und auf seinem Throne sitzt. Die Stufen von diesem Thron stellen weißen Marmor vor. Alles dieses ist so fürtrefflich ausgeführet, und die Regeln der Perspektive sind dabey so gut beobachtet, daß man beym Eintritt eine lebendige Person auf dem Thron sitzen zu sehen glaubt, und man geht bis in die Mitte des Saals, indem man immer noch die Stufen für wirklichen Marmor hält; so sehr kann die Kunst, so die Leinwand durch die Farben zu

beseelen pfleget, der Natur nachahmen, und selbst durch den Betrug gefallen. Die andern Zimmer sind sehr schön und reich ausgezieret, aber nach einem Geschmack, welcher sich dem Alterthume allmählig nähert. Es ist hier eine sehr schöne Bildergalerie, wo man kostbare Stücke aus allen den verschiedenen italiänischen und niederländischen Schulen siehet.

Den Montag früh um zehn Uhr verkündigte uns das Lauten aller Glocken der Stadt Windsor, daß die Ceremonie der Einweihung ihren Anfang nehmen sollte. Der größte Theil der fremden Minister, die sich in London aufhalten, hatten sich mit ihrem Gefolge in eben dem Gasthofe zu Windsor versammlet, um der Ceremonie als Zuschauer mit beyzuwohnen. Gegen eilf Uhr kam der Ceremonienmeister zu uns, und führte uns in die große Kirche, gerade dem Schloßplatze gegen über. Wir giengen mitten durch das Schiff der Kirche, welches mit gemeinem Volk angefüllt war, und er ließ uns auf Bänken Platz nehmen, die hinter einander in die Höhe giengen, und den innern Theil des Chors, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte, umgaben. Diese Bänke wurden verschlossen, und waren dem Anschein nach vor Alters für die Domherren erbauet worden, um die Ho-

ras daselbst zu singen. Die vornehmsten Damen, welche zu dieser Feyerlichkeit eingeladen waren, die Minister und Cavaliers, wurden in bunter Reihe nach einander gesetzt. Ich hatte meinen Platz zwischen einer alten und einer jungen Dame. Diese letztere hatte ein liebreiches Ansehn, und war auf französische Manier nach einem außerordentlich angenehmen Geschmack gekleidet. Ich machte mir den Titel eines Fremden, vor den ich erkannt wurde, zu Nutze, um sie anzureden, und indem ich mein ganzes englisches Wörterbuch in der Geschwindigkeit durchlief, so machte ich ihr das artigste Compliment, das ich nur zusammensetzen konnte. Sie beantwortete mir solches in der nämlichen Sprache auf eine sehr höfliche Art, und war so gefällig, mich von allen den Gegenständen, welche meine Neugier auf sich zogen, zu unterrichten, dasjenige ausgenommen, was sie selbst betraf, und welches für mich bald ein größrer Gegenstand der Aufmerksamkeit, als alles übrige wurde. Ich war mit meiner Nachbarinn so beschäfftiget, daß ich die große Kirche, in welcher wir uns befanden, und ihren Schmuck, nur mit einem flüchtigen Auge betrachtete. Ich bemerkte unterdessen darinnen 24 Fahnen von verschiedenen Farben, welche rings um das Chor

herum

herum aufgemacht, und auf welche die Wappen derer noch wirklich lebenden Ritter, nach der Zeit ihrer Aufnahme in den Orden, gemalt waren; und vor dem Altar nahm ich eine offne Gruft wahr. Kaum konnte ich meine schöne Unbekannte um eine genauere Erklärung aller dieser Sachen fragen. Meine Zerstreuung gab ihr zu erkennen, daß ich nur Augen für sie hatte. Sie schien es gewahr zu werden, und verdoppelte ihre Höflichkeiten.

In solchen Fällen steht, wie man es uns erzählet,
Ein Geist den Mägdchen bey, der ihren Witz beseelet.

Es scheinet, daß dieser Geist ihnen alles dasjenige ins Ohr saget, was in dem Herzen einer Mannsperson vorgeht. Ich glaube, Gott verzeih mir es, daß die Heiligkeit des Orts mich nicht abgehalten hätte, ihr alles zu sagen, was ich empfand, wenn die Ceremonie unsre Unterredung nicht unterbrochen hätte.

Die Thüren des Chors öffneten sich, und ich sah die Trabanten des Ordens hereinkommen, welche zwey und zwey mit einander giengen. Sie waren auf schweizerisch gekleidet, trugen Helleparten in der Hand, und

auf dem Kopfe Mützen, welche mit rothen Federbüschen gezieret waren. Nach ihnen kamen alle Ordensbediente, die Wappenherolde und der Ceremonienmeister, ein jeder nach seinem Range. Endlich kamen die Ritter selbst, die ebenfalls zwey und zwey mit einander giengen, und die neu aufzunehmenden vier Ritter in der Mitten hatten. Die jüngsten Ritter giengen zuerst, und sie waren alle im Ceremonienhabit. Diese Kleidung ist von weißem Atlas, und besteht in einer Art von Wammes, nach spanischer Art gemacht, Hosen von eben dem Zeuge, weißen Strümpfen, weißen Schuhen, und einem großen Mantel von dunkelblauem Atlas, weiß gefüttert, und mit goldnen Büscheln oder Quasten gezieret. Die Kette, oder das große Ordensband hebt diese Kleidung ungemein, so wohl als das blaue Knieband, auf welchem mit Gold, und manchmal auch mit Buchstaben von Diamanten der Wahlspruch gestickt ist: Honny soit, qui mal y pense. Der Degen hängt in einem goldnen Gürtel, die Handschuh sind mit goldnen Franzen besetzt, und anstatt des Huts tragen sie eine Mütze von schwarzem Sammet, dessen Vordertheil ein Heftel oder ein Knopf von Diamanten, und ein großer weißer Federbusch

busch zieret. Sie haben die Haare fliegend, oder tragen natürliche Peruquen.

So bald die Ritter alle in das Chor hinein waren, wurden die Thüren verschlossen, und ein jeder nahm seinen Platz unter der Fahne, welche sein Wappen führte. Ich bewunderte unter solchen vornehmlich den Herzog von Richmond und den Ritter Robert Walpole, welche sich durch ihre vortheilhafte Leibesgestalt, ihren edlen Anstand und ihre große Miene ausnahmen, und überhaupt verschaffte die Versammlung aller dieser Ritter einen sehr schönen Anblick. Man fieng damit an, daß man alte Rüstungestücke derer vier verstorbenen Ritter in die Gruft brachte. Ihre Helme, Degen, Sporen, Handschuh ꝛc. wurden Stück vor Stück durch zween alte Ritter von der Thüre des Thors bis zur Gruft an dem Fuße des Altars getragen, worein sie der Ceremonienmeister hernachmals einlegte. Dieses Hin- und Wiedergehen nahm außerordentlich viel Zeit hinweg, und sie würde mir verdrüßlich geworden seyn, wenn ich nicht dadurch Gelegenheit erlangt hätte, meiner schönen Nachbarinn etwas vorzusagen. Nachdem man mit der Versenkung dieser Stücke fertig war, rief der oberste unter den Wappenherolden mit lauter Stimme aus; Sic transit gloria mundi, und

man schritte darauf zur Einkleidung der neuen Ritter. Man führte sie, einen nach dem andern, zum Altar; man las ihnen daselbst die Statuten des Ordens vor; und sie mußten, dieselben treulich zu halten, versprechen, worauf zween alte Ritter, mit Hülfe des Ceremonienmeisters, ihnen den Habit anlegten, den Degen umgürteten, und ihnen die Mütze und die Handschuh reichten. So bald sie eingekleidet waren, näherten sich ihnen alle die andern Ritter, umarmten sie, und führten sie an die Plätze, welche mit ihren Fahnen bezeichnet waren; nachdem sie sich alle in Ordnung gestellt hatten, bedeckten sie sich insgesammt, die alten so wohl als die neuen, mit ihren Mützen, und blieben einige Minuten in dieser Stellung. Hierauf wurden die Thüren wieder geöffnet; die Zuschauer giengen aus der Kirche, und stellten sich reihenweise in dem Hofe des Schlosses, wohin die Ritter bald hernach in Procession gegangen kamen, und sich in den großen Rittersaal begaben. Wir folgten ihnen dahin, um den neuen Rittern zu ihrer Einweihung Glück zu wünschen. Bald darnach kam der Ceremonienmeister, und führte uns in den Speisesaal, welcher von einer außerordentlichen Größe und ringsherum mit einer Galerie umgeben war, wo sich die Zuschauer aufhielten

ten. Ich machte meine Sachen so gut, daß man mich bey Tische meiner schönen Nachbarinn in der Kirche zur Seite setzte, deren Namen ich nunmehro erfahren hatte. Es war die Mademoiselle Ch=..l, die Tochter von dem General dieses Namens. Die Tafel war mit 120 Couverts auf eine prächtige Art bedeckt, und die Gäste empfanden bey der schmachtenden Hitze, die damals war, ein doppeltes Vergnügen, daß sie außerordentlich gut mit Getränke bedienet wurden. Die Kosten der Mahlzeit so wohl als des ganzen Tages wurden von den vier neuen Rittern gemeinschaftlich getragen, und es soll einem jeden über zwey tausend Pfund Sterling gekostet haben. Die Ritter saßen insgesammt auf der einen Seite mitten an der Tafel, nach der Ordnung und Zeit, wie sie im Orden aufgenommen waren, und hatten ihre Ceremonienkleider anbehalten. Ich hatte mich den ganzen Tag gemartert, um meine Nachbarinn in englischer Sprache zu unterhalten, und ihr angenehme Dinge vorzuschwatzen: desto bestürzter wurde ich daher gegen das Ende der Mahlzeit, da ich sie das Französische viel besser als ich selbst konnte, sprechen hörte. Ich hätte sie bald für eine Französinn angesehen: sie sagte mir aber, daß der Herr General, ihr Vater, sie zu Paris habe erziehen

lassen,

lassen, und daß sie nur vor kurzem zurückgekommen sey.

Diese Entdeckung machte mir ihre Unterhaltung viel leichter; und ich würde mich derselben weiter zu Nutze gemacht haben, wenn man nicht einen Augenblick darnach die Tafel aufgehoben hätte. Ich kam dabey in die grausamste Verwirrung, und in die größte Gefahr, die ich Zeit meines Lebens ausgestanden habe.

Es ist bey dergleichen Festen der Gebrauch, daß die Ritter die Tafel und alles, was darzu gehört, Tischgeschirr, Messer, Gabeln, Gläser, Tischzeug ꝛc. dem Volke zur Plünderung überlassen. Das Zeichen zu dieser Plünderung wurde ein wenig zu bald gegeben, ehe noch die Gäste alle den Saal geräumet hatten. Ich war so unglücklich, unter der Zahl dererjenigen zu seyn, welche sich ein wenig zu lange verweilet hatten, und in einem Augenblick sah ich den ganzen Haufen des begierigen Pöbels auf mich und meine reizende Begleiterinn mit einer Heftigkeit losstürmen, welche ich unmöglich ausdrücken kann. Tausend Arme waren ausgestreckt, die Beute zu sich zu reißen, und wir vertraten diesem plündernden Volke den Weg. Mademoiselle Ch** fieng laut an zu schreyen; wir waren von allen Seiten eingeschlossen, daß wir weder

der vor noch hinter uns konnten. Alles, was ich thun konnte, war, sie in meine Arme zu schließen, und uns an eine von den Säulen zu drängen, welche die Galerie trugen. Wir kamen zwanzigmal in Gefahr, erdrückt oder erstickt zu werden; bis endlich die Wache und die Hellepardirer die Gefahr gewahr wurden, der wir ausgesetzt waren, und uns zu Hülfe eilten, da sie uns denn nach einer Arbeit von einer guten Viertelstunde aus dem erschrecklichen Zustande erlöseten, in welchem wir uns befanden. Ich konnte unterdessen im stärksten Gedränge die Geschwindigkeit nicht genug bewundern, in welcher alles geplündert und weggerissen ward. Ich habe niemals auf dergleichen Art abräumen gesehen. Nachdem ich meine Befreyer reichlich belohnt und meine Gesellschafterinn halb todt in ihre Wohnung gebracht hatte; so begab ich mich nach Hause, um mich von meinem Schrecken wieder zu erholen.

Gegen sechs Uhr des Abends giengen wir aufs Schloß zurück, wo wir eine sehr zahlreiche und ausgesuchte Gesellschaft fanden. Kurz darauf eröffnete man den Ball. Ich suchte meine Nachbarinn unter dem Haufen, und meine Augen wurden sie bald gewahr. Es ist in England gewöhnlich, so bald man sich in Menueten überdrüßig getanzt hat,

und

und die englischen Tänze anfängt, daß man sich gleich im Anfange eine Gesellschafterinn ausucht, die man Partner nennet, und welche mit Ausschließung aller andern den ganzen Abend hindurch unsre Mittänzerinn ist. Ich bediente mich meiner ganzen Beredsamkeit, um der Mademoisell Ch** begreiflich zu machen, daß das Schicksal selbst uns zu Partners bestimmt zu haben schiene, und sie war im geringsten nicht willens, sich den Schlüssen des Verhängnisses zu widersetzen; Ich hatte dahero das Vergnügen bis weit in die Nacht hinein mit ihr zu tanzen. Den folgenden Morgen kehrte ich nach London zurück, und war mit allem demjenigen, was ich gesehen hatte, und vornehmlich mit meiner liebenswürdigen Gesellschafterinn außerordentlich zufrieden.

Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Vierzigster Brief.

An Se. Excell. den Herrn von Podewils, königlichen Staats- und Cabinetsminister zu Berlin.

London, den 10. May, 1741.

Der wahre Amphitryo ist der, bey welchem gespeiset wird. Dieser Grundsatz scheint mir in aller Betrachtung wahr zu seyn. In den politischen Staaten, und vornehmlich in den republikanischen Regierungsformen ist die wahre höchste Gewalt allemal bey derjenigen Gesellschaft, welche die öffentlichen Gelder unter den Händen hat, und zugleich für deren Anwendung Sorge trägt. Da das Unterhaus hier dieses Vorrecht allein genießt: so scheint es mir beynahe unrecht zu seyn, daß man es die Kammer der Gemeinen nennt; indem nichts so gemein in der Welt ist, als eine große Anzahl vornehmer Herren zu sehen, welche mit schönen Titeln prangen, sich eines Vorzugs über das menschliche Geschlecht anmaßen, sich das äußerliche Ansehn der Hoheit zu geben wissen, und öfters doch nicht einen Kreuzer haben,

um

um sie zu behaupten. Das Oberhaus ist hier mit aller Pracht der Majestät umgeben, ohne die wahre Gewalt derselben in Händen zu haben. Die Pairs des Reichs, die geistlichen und weltlichen Lords, woraus es bestehet, tragen scharlachne Röcke, welche mit Hermelin gefüttert sind. Der König hat bey ihren Versammlungen den Vorsitz. In denjenigen Sachen, welche eine gemeinschaftliche Unterhandlung der beyden Kammern erfordern, empfängt das Oberhaus die Abgeordneten der Gemeinen an den Schranken des Saals, deren Sprecher hier seine Reden an den König selbst richtet. Die Kammer der Pairs bestätiget die Gesetze, kann aber keine neuen in Vortrag bringen; und wenn man die Sachen unter ihrem wahren Gesichtspunkt betrachten will, so ist das Unterhaus die Seele des Staats, weil sich die innere Kraft desselben in ihren Händen befindet. Bey großen Feyerlichkeiten, an den Tagen, wo der König das Parlament mit seiner Gegenwart beehrt, entweder es zu eröffnen, oder es aufzuheben, oder auch seine Einwilligung zu Acten oder Billen zu geben, welche ihm vorgelegt worden, ist nichts blendender als der Glanz, in welcher die Kammer der Lords erscheinet: er ist aber dem Glanz der himmlischen Körper gleich, welche an sich dunkel

sind,

sind und ihren Schimmer bloß von der Sonne empfangen. Das englische Volk hat bey Errichtung der öffentlichen Reichsgesetze überaus fein und klüglich verfahren. Indem es die höchste Gewalt mit seinem Könige theilt, hat es sich nicht nur die Einführung der Gesetze und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte vorbehalten, sondern auch Mittel gefunden, zwischen sich und dem Thron eine ehrwürdige Gesellschaft zu stellen, welche aus den Vornehmsten der Nation besteht, und welche ihre ganze Macht bloß in Vertheidigung des Volks suchen muß. Da bey dem Unterhause die wichtigsten Sachen abgehandelt werden, und es auch denen Fremden erlaubt ist, bey den Streitigkeiten daselbst gegenwärtig zu seyn; so habe ich mich zu verschiednen malen dahin begeben, die geistreichen Reden mit anzuhören, welche einige ihrer Mitglieder über die Sachen halten, die in Untersuchung gekommen sind. Die Pitte, die Pelhams und so viel andre sind die englischen Demosthenes; aber so viel ich davon urtheilen kann, ist der Ritter Robert Walpole der Cicero unter ihnen. Ich werde nicht müde, ihn zu hören, ob gleich fast alle seine Reden ziemlich lang sind. Das ist auch die Ursache, warum der König diesen Minister nicht zu der Würde eines Lords und Pairs des Reichs erhebt, weil er alsdenn Sitz und

Stimme in dem Oberhause erhalten würde, da doch Se. Majestät seine Beredsamkeit unter den Gemeinen nöthig hat.

Ew. Excellenz verlangen übrigens mein Urtheil über den Charakter der Engländer: ich empfinde aber mein Unvermögen, Ihnen auf eine solche Art Genüge zu thun, die Ihren Erwartungen gemäß ist. Es ist nichts schwerer, als den Charakter einer Nation zu schildern. Unter allen Völkern der Erde giebt es so viel besondre Charaktere, welche von den allgemeinen abgehen, daß die Nationalgemälde, wenn sie auch noch so getreu sind, oft die Aehnlichkeit zu verlieren scheinen, wenn man einzelne Personen davon siehet. Ich begnüge mich dahero, Ihnen, mein Herr, einige einzelne Betrachtungen mitzutheilen, welche ich über diesen Gegenstand entworfen habe. Die englische Nation scheint mir nicht mit einem schöpferischen Geiste begabt zu seyn, der die Folge einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft ist; der die Verhältnisse, welche die entferntesten Gegenstände zu einander haben, zu finden, und die Begriffe, welche einander am meisten entgegen gesetzt sind, zu vereinigen weis: aber sie besitzt hingegen einen richtig denkenden Geist im höchsten Grade, welcher die innerlichen und äußerlichen Eigenschaften, welche unter den Dingen, ja selbst unter den

Bil-

Bildern der Dinge herrschen, bey dem ersten Augenblicke bemerkt; jenen herrschenden Geist, welcher, indem er von Schluß zu Schluß fortgehet, endlich mit langsamen aber sichern Schritten bis an den Grund und die Quelle der Wahrheit gelangt, welche er sucht. Mit einem Worte, die Engländer sind Maschinen, die bloß zum Denken gemacht sind. Diese Eigenschaft ist nicht auf gewisse Stände in der Gesellschaft eingeschränkt, sondern der Ackersmann, der Tagelöhner, der Bettler ꝛc. urtheilet hier wie der Edelmann und der Weltweise. Was mich in diesem Begriffe noch mehr bestärkt, das ist die Sprache, in welcher jedermann dem andern dasjenige mittheilt, was er in dem Innersten seiner Seele empfindet. Bey allen andern Nationen habe ich einen unendlichen Unterschied in der Art des Ausdrucks gefunden, dessen sich angesehne Leute, und dessen sich der Pöbel zu bedienen pflegt, weil sich der letztere allemal über dasjenige schlecht erklärt, was er schlecht denkt: da sich hingegen in England der geringste Bürger mit Anmuth und Zierlichkeit ausdrückt. Dieses beweiset demonstrativisch genug, daß er gut denkt.

Die andre Eigenschaft des englischen Nationalcharakters ist die Munterkeit. In Wahrheit, ich kenne kein Volk, welches, allgemein betrachtet, arbeitsamer wäre. Vielleicht

hat diese Eigenschaft ihre Quelle in dem Temperamente selbst, und in dem geschwinden Umlaufe des Blutes. Es gehört eben nicht für mich, die natürliche Ursache davon zu untersuchen; aber es ist wahr, und ich bin ein Augenzeuge davon gewesen, daß bey einem gesunden Engländer, welcher die Röhre eines richtigen Wetterglases in die Hand nimmt, und sie etliche Minuten darinnen eingeschlossen hält, das Quecksilber zwey oder drey Grad höher steigt, als bey denen Franzosen, Italiänern, Deutschen, oder jedem andern Fremden. Dieses bewegt einen zu glauben, daß ein so hitziges Blut dem Engländer diese große Lebhaftigkeit bey allen seinen Arbeiten giebt; und da er mit solchen sehr oft einerley Handlungen wiederholt; so wird diese Wirksamkeit auf seiner Seite die Quelle seiner Fertigkeit, seiner Geschicklichkeit und seiner Fähigkeiten.

Die dritte Eigenschaft von dem Charakter der Engländer ist die Redlichkeit und die Freymüthigkeit, welche eine Folge davon ist. Sie denken zu richtig, als daß sie die Menschen, die ihres Gleichen sind, durch einen falschen äußerlichen Schein, welcher mit dem Grunde ihres Herzens nicht übereinstimmt, durch eitle Schmeicheleyen, womit sich die kleinen Geister so sehr ergötzen, und durch jenes Betragen, dessen betrügliches Wesen so

be-

bekannt ist, und welchem wir den schönen Namen der Weltklugheit geben, hinter das Licht führen wollten. Man muß unterdessen nicht glauben, daß die Grobheit in England herrscht, vornehmlich bey denenjenigen, welche durch ihre Geburt oder ihre Reichthümer den Vortheil einer guten Erziehung genossen haben, noch auch, daß der größte Theil der Engländer, dem Sir Jacob Rostbeef in dem Franzosen zu London gleicht, oder daß sie das ungeschliffne Wesen und die harte und rauhe Art von solchen an sich haben. Ich habe vielmehr in diesem Lande eine wahre Artigkeit der Sitten, ein mit Höflichkeit zuvorkommendes Betragen, und eine große Neigung, andern ein Vergnügen zu machen, häufig angetroffen. Man beschuldiget die Engländer, daß sie höflich, verbindlich, gesellschaftlich, und dem Vergnügen ergeben sind, so lange sie in fremden Ländern reisen: daß sie Freunde daselbst suchen, und ihre Höflichkeiten gerne annehmen; daß sie aber, so bald sie in ihr Land zurückgekommen, eben diese Freunde nicht mehr kennen, sie kaltsinnig empfangen, und daß sie überhaupt gegen die Fremden viel Gleichgültigkeit blicken lassen: man bedenket aber nicht, daß der größte Theil dieser Fremden, welche nach England kommen, sich bloß zu London aufhält, und daß der englische Adel gemeiniglich

zu London eben so fremde ist, als der französische, deutsche oder italiänische; daß die wenigsten von den Vornehmen eine Haushaltung daselbst haben, sondern daß ihre beständige Wohnung auf dem Lande eingerichtet ist, und daß sie sich in der Hauptstadt bloß Staats- und Parlamentssachen wegen, oder ihrer eignen Geschäffte halber einfinden. Dieses giebt ihnen freylich außerordentlich viel zu thun, und da sie überdies diejenigen, mit welchen sie auf ihren Reisen Bekanntschaft gemacht haben, nicht nach ihrem Wunsche daselbst bey sich aufnehmen können: so begnügen sie sich, selbige in dem Weinhause, wo sie selbst gewöhnlicher maaßen zu speisen pflegen, mit einer Mahlzeit zu bedienen, sie in das Schauspiel zu führen, oder ihnen die merkwürdigsten Seltenheiten zu zeigen. Wenn man aber die Provinzen durchreiset; wenn man sie auf ihren Landhäusern besucht, wo sie sich eingerichtet haben: so wird man durchgängig höflich und freundschaftlich von ihnen aufgenommen, man wird mit Gefälligkeiten und Wohlthaten überhäuft, und bey der Abreise mit Empfehlungsschreiben an ihre Freunde durch ganz England versehen. Von diesen letztern wird man eben so gut empfangen, und man gelangt durch sie zu neuen Bekanntschaften, dergestalt, daß ein Fremder, wenn er nur in etwas angenehm, und

für

für keinen abentheuerlichen Ritter bekannt ist, mit einem unendlichen Vergnügen durch ganz England kommen kann, wie ein Ballen, welchen ein Spieler dem andern zuschlägt. London ist außerdem von einer Jahrszeit zur andern mit Fremden von allen Gattungen angefüllt, und es giebt so viel schlechte oder verdächtige Leute unter ihnen, daß man aus seinem Hause einen Kasten Noah, eine Art von allgemeiner Herberge machen würde, wenn man darinnen alle die Reisenden, welche der Rauch der Küche, oder der Ruf eines für die ganze Welt gastfreyen Wirths dahin locken würde, auf einem vertraulichen Fuß aufnehmen wollte. Eben diese Ursache findet bey allen großen Städten statt, und es ist so leicht nicht, als man denkt, sich in Paris den Zutritt in die guten Häuser zu verschaffen.

Die Mildthätigkeit gehöret mit Recht auch zu dem Charakter der Engländer: sie zeigt sich hier aber unter einer ganz andern Gestalt, als in Frankreich. Man sieht in den hiesigen Hospitälern keine Herzoginnen vor den Betten der Kranken auf den Knien liegen, und ihnen kräftige Brühen darreichen. Man überläßt diese Bemühung denen Wächtern, welche ein Handwerk daraus machen, und von dem Staat reichlich bezahlet werden, auch überhaupt sich besser darauf verstehen, und durch

ihre Gegenwart dem armen Kranken nicht so viel Zwang verursachen. Die christliche Liebe wird hier nicht aus Praleren ausgeübet, weil die englische Kirche den Satz von dem Verdienst der guten Werke nicht zuläßt. Die Gutthätigkeit der Engländer ist nicht theologisch, sondern philosophisch; sie erstreckt sich nur auf diejenigen, welche zur Arbeit unfähig sind, ohne die Faulheit und den Müßiggang aufzumuntern. Alle fromme Stiftungen sind zum Besten der Kindheit, des Alters oder der Krankheiten errichtet. Ein gesunder Armer, ein Bettler von Handwerk, hat in England keine gute Zeit. Man macht sich mit einem Halfpenny, oder einem Farding von ihnen los, welches kleine kupferne Münzen sind, und von welchen der Bettler 1008 Stück sammlen muß, wenn er eine Guinee haben will. Die Gutthätigkeit äußert sich bey den Engländern noch besonders durch die Dienstfertigkeit, mit welcher sie den Unglücklichen, die sich aus ihren verdrüßlichen Umständen zu reißen suchen, zu Hülfe kommen, und durch den Beystand, welchen sie denen Fremden ingeheim aus ihrer Börse leisten, wenn sie bey ihnen in die Verlegenheit des Geldmangels gerathen. Sie dehnen endlich ihr Mitleiden bis auf die Gefangenen aus, und halten es für unmenschlich, sie in finstern und ungesunden Kerkern ver-

schmach-

schmachten zu lassen. Die Gefängnisse zu London sind räumlich; sie haben in ihrem Bezirk Spatziergänge, und so gar Caffeehäuser, wo sich die Gefangenen versammlen, um die öffentlichen Neuigkeiten zu lesen, und einige Erfrischung zu sich zu nehmen.

Alles, was ich in dem allgemeinen Charakter der englischen Nation tadelhaft finde, da man einmal in dieser Welt nichts vollkommenes antrifft; das ist eine gewisse Rauhigkeit, welche bey dem Pöbel manchmal bis zur Wildheit ausartet, und die hier so gar in den Lustbarkeiten herrscht. Hieher gehören die mörderischen Jagden, Stier- und andre Thiergefechte, Wettläufe, bey welchen Menschen und Pferde zu Grunde gehen, die blutigen Schlägereyen selbst unter den Bürgern und so fort. Der Engländer siehet alle diese Grausamkeiten, nicht nur, ohne darüber gerührt zu werden, sondern er bezahlt sie so gar zu seinem Vergnügen. Ich glaube, daß die Luft, die Nahrungsmittel, die harte Lebensart der Seeleute, die Gewohnheit von Alters her, die fehlerhafte Erziehung, und viele andre, so wohl natürliche als sittliche Ursachen, der Grund dieser Rauhigkeit sind, ohne daß die Quelle davon in ihrem Herzen liegen sollte.

Dieses sind einige Züge von dem allgemeinen Charakter der Engländer, die ich nur flüchtig gezeichnet habe, und welche auf allen Fall einem geschicktern Maler zu Verfertigung eines vollkommnen Gemäldes dienen können. Ich bitte Ew. Excellenz, diesen Versuch als eine bloße Bemühung zu betrachten, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, und die Begierde darinnen zu erkennen, welche ich habe, Ihnen bey aller Gelegenheit Beweise meines Eifers und derjenigen Hochachtung zu geben, mit welcher ich die Ehre habe, zu seyn ꝛc.

Ein

Ein und vierzigster Brief.

An meine Mutter zu Hamburg.

London, den 16. May, 1741.

Madam!

Die Unglücksfälle, welche man voraussieht, sind deswegen nicht allezeit in dem Augenblicke, da sie sich zutragen, weniger rührend, und die traurige Nachricht, die Sie mir in Dero Schreiben geben, setzt mich nicht weniger in eine entsetzliche Bestürzung, ob mir gleich die Krankheit meines Vaters schon seit vielen Monaten die heftigste Unruhe verursacht hat. Dieser würdige Vater, dieser verehrungswürdige Vater ist also nicht mehr! diese einzige Gedanke ist mir unerträglich. Die Natur und die Vernunft vereinigen sich, mir diesen Verlust, den ich leide, nach seiner ganzen Größe empfinden zu lassen. Mein Herz betete ihn an, meine Seele flößte mir die zärtlichste Ehrfurcht für ihn ein. Ob ich gleich von ihm weit entfernt war, so tröstete mich doch die bloße Gedanke, ihn noch am Leben zu wissen, sie stärkte mich auf der so dornichten Laufbahn,

die

die ich in dieser Welt durchlaufe; ich glaubte beständig an seiner Seite zu laufen; ich bildete mir stets ein, an ihm eine Hülfe und Stütze zu haben; anstatt, daß es mich itzo dünkt, als wenn ich itzo ganz von aller Welt verlassen wäre. Die Thränen, die ich häufig über seinen Tod vergieße, drücken den Schmerz, von welchem meine Seele betroffen ist, eben so schwach aus, als die Klagen und Seufzer, die ich mit zitternder Hand auf diesem Pappiere kenntbar mache. Gott allein ist mein Zeuge von dem, was in meinem Herzen vorgeht. Sie allein, meine liebe Mutter, sind in Zukunft mein Trost, meine Hoffnung, meine Stütze, der Gegenstand meiner Wünsche und meiner Zärtlichkeit. Ich beklage itzt nicht bloß einen verehrungswürdigen Vater, der in einem hohen Alter denen Mühseligkeiten dieses Lebens, und denen Schmerzen einer empfindlichen Krankheit entrissen worden, ich beklage auch noch eine zärtliche Mutter, die einen geliebten Ehegatten beweint. Ach! daß ich meinen Schwestern und Brüdern nicht beystehen kann, wenn sie Dero Thränen abtrocknen! ach, daß ich Dero Herzen nicht einigen Trost mittheilen, und Ihnen sehen lassen kann, wie großen Antheil ich an Dero Schmerz nehme! doch nein, Madam, dieses Herz ist vor Dero

Kin-

Kinder noch voller Empfindung. Ich weis, daß Sie uns lieben, und daß unsre Verzweiflung zu nichts weiter dienen wird, als Ihren Kummer noch mehr zu erregen und zu vergrößern. Diese Betrachtung hält mich zurück; ich werde Ihnen nichts mehr von meiner Betrübniß sagen, und ich werde Ihnen die Ursachen, die solche so sehr rechtfertigen, nicht aufs neue erwähnen. Sie werden in ihrem Verstande, und vornehmlich in Ihrer Gottesfurcht Bewegungsgründe des Trostes, und Mittel wider Ihre unglücklichen Zufälle finden. Thun Sie ja so wohl, und machen Sie Sich dieselben zu Nutze, theils aus Liebe gegen Sich, und theils aus Liebe gegen Dero Kinder, welche das Leben ihrer Mutter auch mit dem Verluste ihres eignen Lebens, das sie Ihr zu verdanken haben, zu verlängern wünschen. Wenn meine Wünsche insbesondre zu Ihrer Erhaltung etwas beytragen können, so seyn Sie versichert, Madam, daß noch niemals reinere und innbrünstigere sind geopfert worden. Haben Sie hinwiederum die Gewogenheit, und würdigen mich ferner Dero Güte und Zärtlichkeit; vereinigen Sie in Zukunft in Dero Person zugleich die Eigenschaft eines Vaters und einer Mutter, gleichwie ich in Dero Person einen doppelten Gegenstand

mei-

meiner kindlichen Ehrfurcht vereinige, und seyn Sie endlich versichert, daß ich bis an den letzten Augenblick meines Lebens zu seyn nicht aufhören werde ꝛc.

Zwey und vierzigster Brief.

An den Herrn Jordan

zu Berlin.

Hannover, den 26. May, 1741.

Verwundern Sie Sich nicht über mein Stillschweigen, theuerster und allerliebster Freund. Ich habe das Unglück gehabt, fast vor einem Monate den besten unter allen Vätern zu verlieren, und der Kummer, den ich darüber empfinde, hat mich so sehr niedergeschlagen, daß ich mich dem Vergnügen eines freundschaftlichen Briefwechsels nicht habe überlassen können. Kaum habe ich so viel Kräfte übrig behalten, als zur Verrichtung der unumgänglichen Arbeit nöthig sind. Ich bin mit einem sehr fühlbaren Herzen gebohren, über welches die Natur mit einer unumschränkten Gewalt ihre Rechte ausübt. Nehmen Sie Antheil an

mei-

meinem Schmerz, haben Sie Mitleiden mit meinem kummervollen Zustande, und verzeihen Sie mir mein Stillschweigen. Die Zeit schwächet alles, sie wird auch meine Betrübniß mindern, aber niemals wird sie meine Traurigkeit gänzlich aufheben.

Sie werden ohne Zweifel aus den öffentlichen Zeitungen ersehen haben, daß der König von England in Hannover angekommen, wo die Gegenwart Sr. Majestät nothwendig ist. Dieser Monarch wird daselbst mehr in der Nähe seyn, die Unterhandlungen zu beschleunigen, welche angefangen worden, den Folgen des Kriegs, der itzo wegen der österreichischen Erbfolge nach dem Tode Kaiser Carls des Sechsten ausgebrochen ist, vorzubeugen, und dessen Feuer, wenn es möglich, auf einmal zu ersticken. Diese Reise wurde uns plötzlich angekündiget, und wir mußten uns mit der größten Eilfertigkeit geschickt machen, Sr. Großbritannischen Majestät zu folgen. Die Zubereitungen zu unsrer Abreise von London haben meine Traurigkeit einigermaßen unterbrochen. Ich habe von meinen Freunden in England Abschied, und vielleicht auf ewig Abschied genommen. Es gieng nicht ohne einer geheimen Beklemmung des Herzens ab, da ich meine Augen zurück nach London warf, und zum letztenmal den

hohen St. Paulsthurm sah, welcher in der Luft und noch in einer weiten Entfernung mir die Größe der englischen Nation in seinem Bilde zeigte. Wir haben uns zu Harwich am Bord des Paquet-Boots eingeschifft. Unsre Ueberfahrt ist glücklich, aber sehr langweilig gewesen, indem wir fast vier Tage auf dem Meere zugebracht haben, und durch widrige Winde bis an die norwegischen Küsten, wovon meine Augen das Ufer erblickten, sind getrieben worden. Nachdem wir endlich ohne einen verdrüßlichen Zufall in Helvoetsluys angekommen, so haben wir uns daselbst so kurz als möglich aufgehalten, weil bey dem Abgange aus England der Beutel der Reisenden selten so sehr gespickt ist, daß er den Anfällen, welchen die Gastwirthe dieser Stadt auf solchen thun, hinlänglich widerstehen kann. Selbst der König, George der I. nachdem er mehr als einmal ihre Raubbegierigkeit erfahren hatte, wollte eines Tages diesen verdrüßlichen Geldschneidereyen ausweichen, und gieng derowegen durch Helvoetsluys, ohne sich daselbst aufzuhalten. Es war ein schöner Sommertag, und indem man sich beschäfftigte, die Pferde anzuspannen, und die Reisechatoulle des Königs in den Wagen zu setzen, so saß der König auf einer Bank vor der Thüre

des

des vornehmsten Wirthshauses, und forderte drey frische Eyer. Man brachte ihm solche, und nachdem Se. Majestät gefragt hatte, wie viel diese Eyer kosteten; so antwortete der Wirth: zwey hundert Gulden. Was! sprach der erstaunte Monarch, die Eyer müssen also zu Helvoetsluys sehr rar seyn. Se. Majestät verzeihen mir, versetzte der geldhungrige Wirth, die Eyer sind hier nicht rar, aber die Könige sind hier rar. Der Monarch lächelte ein wenig über diesen Einfall, zuckte die Achseln, und ließ ihm 200 Gulden auszahlen. Da wir auf unsrer Hinreise nach England gemerkt hatten, daß die königlichen Gesandten in dieser Stadt ebenfalls nicht allzu häufig seyn müssen: so reisten wir so geschwind als möglich wieder ab, und setzten unsern Weg mit Eilfertigkeit nach Haag fort, wo wir unser voriges Logis zum alten Hof wiederum bezogen.

Nachdem wir daselbst mit dem Großpensionair, dem Greffier der Republik und einigen fremden Ministern verschiedne Unterredungen gepflogen, thaten wir in die Provinz Holland eine kleine Lustreise, um darinnen die vornehmsten Städte zu besehen. Wir sahen Delft, Leyden, Harlem und Amsterdam. Der Agente des Königs in dieser letzten Stadt empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und

ließ uns alles dasjenige zeigen, was für uns einen Gegenstand der Neubegierde abgeben konnte. Das Rathhaus schien mir ein ungeheurer Steinhaufen ohne Geschmack und ohne Zierlichkeit zu seyn.

Marmor und Metall sind an solchen verschwendet. Es sind auch einige Statuen und verschiedne Stücken von erhabner Arbeit vorhanden, welche den Beyfall der Kenner verdienen, was ich aber am meisten bewundern mußte, das waren fünf oder sechs große Gemälde von dem berühmten van Dyk, die vollkommensten, die ich in meinem Leben gesehen habe. Diese Stücke von unschätzbarem Werth waren an die bloße Mauer ohne irgend einen besondern Rahmen aufgehangen; alle Zimmer waren überhaupt sehr schlecht angebracht, und noch weit elender ausmeublirt. Nirgend ein Zusammenhang der Gemächer, nirgend ein Vorsaal, Vorhänge und Stuhldecken von wollenen Zeuge, mit einem Worte, nichts kam mit der Größe des Gebäudes, mit den unermeßlichen Summen, welche es gekostet, und mit dem Reichthum der Stadt Amsterdam überein.

Man führte uns auf die Zimmerplätze der Admiralität, man zeigte uns die Magazine, man führte uns an den Bord des Kriegsschiffs Amsterdam von hundert Canonen. Alles

die-

dieses war mit dem, was wir nur allererst in England gesehen hatten, gar nicht zu vergleichen. Die Form eines holländischen Kriegsschiffs schien uns überhaupt etwas plumpes und garstiges zu haben, welches dem Auge mißfiel, und die Magazine und Zeughäuser waren lange nicht so wohl und so überflüßig angefüllt, als wie die engländischen. Die Oekonomie und die Nachläßigkeit blickten auf allen Seiten hervor, welches uns bey einem Staate unbegreiflich schien, der so große Reichthümer in seinem Schoße verschließt, dessen Glückseligkeit von seiner Schiffahrt abhängt, der so wichtige Ländereyen über dem Meere besitzt, und dessen ganze Wohlfahrt in so vorzüglicher Maaße auf der Unterhaltung seines Seewesens beruht.

Die Magazine und Zimmerplätze der indischen Compagnie gefielen uns weit mehr. Alles ließ hier Spuren des Reichthums erblicken, alles schien hier in Bewegung zu seyn, anstatt daß bey der Admiralität alles ein todtes und lebloses Ansehen hatte.

Nachdem wir in Holland unsre Neubegierde vergnügt hatten, so reisten wir aufs eilfertigste gerade durch Westphalen, und trafen wenig Tage nach der Ankunft des Königs von England in Hannover ein.

Unterwegens erhielt der Herr Graf von Truchses sein Zurückberufungsschreiben, mit Befehl, ungesäumt Hannover zu verlassen, und sich zum Könige zur Armee zu begeben. Da in dem Schreiben meiner gar nicht gedacht worden, so befand ich mich in einer großen Verlegenheit, was ich vor einen Entschluß fassen sollte; allein, ich war kaum nach Hannover gekommen, so brauchte ich mir deswegen keinen Kummer zu machen. Se. Majestät hatten den Herrn Baron von Plotho dahin geschickt, um den Grafen von Truchses in dem Gesandschaftsposten abzulösen, aber dieser neue Minister hatte nur an das Ministerium von Hannover Beglaubigungsschreiben bey sich, und der Staatssecretär, Milord Harrington, wollte nicht eher mit ihm Unterhandlung pflegen, als bis das Creditivschreiben an Se. Großbritannische Majestät selbst angelangt wäre. Unterdessen nun, als man auf solches wartete, war es nöthig, daß ich hier blieb, um die allerwichtigsten und nöthigsten Geschäffte zu besorgen, und ich gewann Zeit, an den König zu schreiben, und in Ansehung meiner Bestimmung mir seine Befehle auszubitten. Das neue Beglaubigungsschreiben vor den Herrn Baron von Plotho ist angekommen, und ich habe die Erlaubniß erhalten, eine

kleine

kleine Reise nach Hamburg zu thun, um daselbst meine Anverwandten zu besuchen, und meine Familiensachen in Ordnung zu bringen. Nach diesen habe ich Befehl, mich ebenfalls nach Schlesien zu verfügen. Der Graf von Truchses ist schon seit vierzehn Tagen zur Armee abgegangen, und ich mache mich geschickt, die Meinigen in Hamburg zu besuchen. Mein Aufenthalt wird da nicht gar zu lange dauren; denn mich verlangt mit der äußersten Ungeduld, unsern unvergleichlichen Herrn bedeckt mit Lorbern bald zu erblicken. Ich werde durch Berlin reisen, wo ich Sie vermuthlich noch antreffen, und Ihnen von meiner Hochachtung und meiner zärtlichen Freundschaft mündlich die theuerste Versicherung geben werde ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

An meinen Bruder zu Bordeaux.

Hannover, den 15. Jun. 1741.

Indem du Frankreich durchläufst, mein liebster Bruder, so renne ich meines Orts in Deutschland herum. Du wirst in meinem letzten Briefe, den ich noch in London geschrieben, ersehen haben, daß ich im Begriff war abzureisen, um nach Hannover zurückzukehren. Eines Tages begegnete mir an diesem letztern Orte ein lustiger Zufall. Ich saß um neun Uhr des Abends ganz ruhig in meinem Cabinette, und war mit Zusiegelung meiner Briefe beschäfftiget. Ein Bedienter trat herein, und sagte zu mir, daß den Augenblick in der London Schenk, welches der vornehmste Gasthof dieser Stadt ist, eine fremde Dame angekommen wäre, welche mich unverzüglich zu sprechen wünschte. Meine in Staatsgeschäffte vertieften Gedanken, wovon mein Kopf noch ganz erfüllt war, erstickten bey mir alle verliebten Gedanken, und ich war bescheiden genug, zu glauben,

daß

daß mein Besuch bey dieser Dame eben nicht würde so außerordentlich nothwendig seyn, daß sie sich nicht sollte bis auf den folgenden Tag gedulden können. Ich ließ mich derowegen so gut, als es mir möglich war, auf das beste entschuldigen; allein, eine Viertelstunde darnach meldete man mir, daß die schöne Unbekannte, die ihren Namen nicht anzeigen wollte, mir itzt eine Portechaise schickte, und mich bitten ließ, den Augenblick zu ihr zu kommen, wenn es auch nur im Schlafrocke wäre. Diese Dame, diese Eilfertigkeit, diese Portechaise, dieser Schlafrock, alles dieses gieng mir auf eine außerordentliche Art im Kopfe herum; allein, da ich allemal habe sagen hören, daß sich ein Romanheld niemals lange besinnen soll, wenn ihn eine Schöne um seinen Beystand anspricht, so legte ich eine ganze Rüstung an, und warf mich in meinen Tragsessel, in welchen man mich nach der London Schenk brachte. Unterwegens entwarf ich tausend Plans, und stellte mir tausend Vergnügungen in Gedanken vor. Man führte mich mit einer geheimnißvollen Miene in ein Vorgemach, wo ich bey meinem Eintritte zu meiner größten Verwunderung unsern zukünftigen Schwager, den Herrn von Stüven erblickte, von welchem ich seit langer Zeit nichts hatte reden hören, und welcher,

da ihn der Herr Marggraf von Bayreuth, sein Herr, zum Gouverneur von Christian Erlangen ernennet, die Erlaubniß bekommen hatte, sich nach Hamburg zu begeben, und daselbst unsre älteste Schwester zu heyrathen. Er gieng damals durch Hannover, und da er vernommen hatte, daß ich mich hier befände, so hat er mich diesen Abend noch umarmen wollen, weil er sich vest entschlossen hatte, den folgenden Morgen unter Anführung des geflügelten Liebesgottes seine Reise auf das eilfertigste fortzusetzen. Aber, das war nicht meine Meynung; ich wollte mir gerne die Erlaubniß des Königs zu Nutze machen, um in seiner Gesellschaft mit nach Hamburg zu reisen, und bey der Vermählung selbst gegenwärtig zu seyn. Wir speiseten Abends mit einander, und mit Hülfe des Weingottes fand ich Mittel, seine Freundschaft und Zärtlichkeit rege zu machen, so sehr, daß er mir sein Wort gab, drey bis vier Tage in Hannover zu bleiben, damit ich Zeit gewönne, meine Geschäffte zu Stande zu bringen, um mit ihm zugleich meine Reise anzutreten.

Den folgenden Morgen darauf schickte er seinen Kammerdiener, mit Namen Julius, nach Hamburg voraus, um daselbst seine nahe Ankunft melden zu lassen.

In

In den ersten zween Tagen fand ich Mittel, seine verliebte Ungeduld durch mancherley Veränderungen zu besänftigen; allein, den dritten Tag wollte es fast nicht mehr angehen, er besuchte mich zu der Zeit, da ich in Schriften gleichsam begraben war, und weil er mich in der Arbeit nicht stören wollte, warf er sich auf ein Ruhebette, ergriff aus Bescheidenheit ein Buch, und rufte alle Augenblicke aus: Sehr glücklicher Julius! o sehr glücklicher Julius! du siehst sie nun schon persönlich, und ich, ich schmachte noch auf diesem Bette, entfernt von ihrer reizenden Gegenwart! Endlich erschien der glückliche Tag. Wir reisten in einer schönen Kutsche, welche Stüven zu Erlangen hatte machen lassen, und von welcher er mich versicherte, sie wäre so geschickt gebaut, daß sie auch in den bergigsten und unebensten Wegen nicht umschmeißen könnte, glücklich von Hannover ab. Unterdessen hatten wir kaum einige Meilen zurückgelegt, als sich mitten auf einer schönen Ebene unsre Kutsche umgekehrt, und alle vier Räder oben befanden. Wir waren alle beyde eingeschlafen, als die Kutsche umschmiß, und geriethen beym Erwachen in eine erstaunliche Verwunderung. Als wir durch den Schlag der Kutsche herausgekrochen waren, wollte ein jeder von

uns hinlaufen, und den Pastillon ausprügeln; allein da wir einer den andern ansahen, und ein jeder die Verwirrung, worinnen sich der andre befand, erblickte, so fanden wir die Sache so komisch, daß sich unser Zorn in ein lautes Gelächter verwandelte. Endlich kamen wir voller Schmutz in Zollenspicker an, wo der verliebte Stüven das unaussprechliche und nur den warhaftig Verliebten allein bekannte Vergnügen hatte, nach aller ausgestandnen Mühe und Widerwärtigkeit, endlich den Gegenstand aller seiner Wünsche, und diejenige Person, die inskünftige die Gesellschafterinn seines Lebens seyn sollte, aufs zärtlichste zu umarmen. Wenig Tage nach unsrer Ankunft gieng die Hochzeit wirklich vor sich, welche mit weit weniger Pracht und unnützen Ceremoniel vollzogen wurde, als es sonst in unserm guten Vaterlande bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich ist.

Da das Schreiben, welches ich vor meinem Abgange von Hannover vom Könige erhalten hatte, mein zukünftiges Schicksal in dem Dienste Sr. Preußischen Majestät vest zu bestimmen schien, so brachte ich in Hamburg meine Zeit damit zu, daß ich meine alten Freunde besuchte, und auf ewig von ihnen

Abschied

Abschied nahm. Vielleicht habe ich damals zum letztenmale in meinem Leben diejenige gesehen, die seit einigen Jahren die Freude meines Herzens gewesen ist, und ich habe das Herz gehabt, ihr alle die Hindernisse vor Augen zu stellen, die unsrer Vereinigung im Wege sind. Dieses freymüthige Betragen hat mir ihre ganze Hochachtung erworben: Sie hat den Grund hiervon in meiner Tugend gefunden, und diese einer Zärtlichkeit, welche nicht anders als vergeblich oder verstellt seyn könnte, weit vorgezogen. Da wir aufgehöret haben, einander zu lieben, so verknüpfen wir das Band unsrer Freundschaft nur desto vester. Ein Beyspiel, dem alle diejenigen folgen sollten, welche die Liebe vereiniget hat, die Vernunft aber trennt.

Siehe, mein lieber Bruder, so sind so wohl meine, als auch unsrer Familie Angelegenheiten gegenwärtig beschaffen. Unsre würdige Mutter genießt einer vollkommenen Gesundheit. Stüven und seine Frau sind nach Erlangen abgegangen, wohin sie meine jüngere Schwester begleitet, um daselbst einige Zeit bey ihnen zu bleiben. Ich bin in der That gerührt worden, als ich unsern jüngsten Bruder wieder sah. Niemals habe ich eine schönere Gestalt, noch ein Genie, das mehr

ver-

verspricht, gesehen. Seine Lehrmeister sind erstaunt über den geschwinden Fortgang, den er in jeder Art der Wissenschaft macht.

Nachdem ich mich zehn Tage in Hamburg aufgehalten hatte, so bin ich wiederum nach Hannover zurück gereiset, wo gegenwärtig meine Verrichtung ist, alle meine Geschäffte zu Stande zu bringen, mich am Hofe zu beurlauben, und alles zu meiner Reise nach Schlesien zu veranstalten. So bald als ich dem Könige meinem Herrn aufgewartet habe, und einen Augenblick Ruhe genießen werde, so will ich dir von mir weitere Nachricht geben.

Vier-

Vier und vierzigster Brief.

An Madame von M***

zu Hannover.

Madam!

Der Briefwechsel ist vor diejenigen, welche das Schicksal in weit entfernten Gegenden zu leben verdammt hat, die Nahrung der Feundschaft. Die Freundschaft, die Sie mir während meines Aufenthalts zu Hannover erzeigt haben, ist mir so schätzbar, daß ich mich bemühen werde, sie fortzusetzen, und durch einen fleißigen Briefwechsel, so viel mir nur möglich ist, zu unterhalten. Ich mache mir daher mit dem größten Vergnügen die ersten Augenblicke, die mir von meinen Geschäfften übrig sind, zu Nutze, Ihnen von mir einige Nachricht zu geben, und dergleichen von Ihnen mir auszubitten. Meine Reise von Hannover nach Berlin ist eine der glücklichsten gewesen; allein ich habe diese Stadt, gegen damals, da ich sie verlassen, sehr verändert gefunden. Die Abwesenheit des Königs, der Besatzung und

einer

einer großen Anzahl Personen, die beym Kriegscommissariat und Proviantwesen gebraucht werden, verursacht hier eine sehr merkwürdige Stille. Friedrichstadt ist überhaupt sehr von Leuten entblößt, und ich glaube, daß in einigen entlegenen Straßen würde Gras wachsen, wenn nur einige Keimgen vorhanden wären.

Als ich diese Hauptstadt verließ, so war darinnen alles belebt. Die Erhebung des Königs auf den Thron hatte eine erstaunte Menge fremder Standespersonen aus allen Nationen herbeygezogen; aber auch zugleich einen großen Haufen Spieler und Glücksritter, die durch den Ruf von der Freygebigkeit und dem prächtigen Staate des königlichen Prinzen angetrieben, herzugelaufen waren, in der lächerlichen Hoffnung, daß der neue Monarch würde vor sie seine Schätze öffnen, und daß sie weiter nichts würden thun dürfen, als nur sich bücken, um die Louis und Ducaten aufzulesen. Alle Gasthöfe waren voll; man erblickte unzählige Kutschen und Livereyen von allen Farben; man spielte groß Spiel; man bat einander zu Gaste; man stellte große Lustbarkeiten, und äußerlich zeigte sich wenigstens überall Reichthum und Lebhaftigkeit. Itzo

aber ist hier alles todt. Die verdienstvollen Leute, welche sich damals meldeten, sind in Dienste genommen worden, man hat ihnen entweder bey der Armee oder in denen Provinzen einen Platz angewiesen, und die Glücksritter, die man vor Betrüger erkannt, haben sich fortgemacht, um ihr Glück anderwärts zu suchen.

Es wird vor Friedrichen ein sehr würdiges Unternehmen seyn, diese prächtige Hauptstadt nach dem Frieden wiederum zu bevölkern. Dieser Monarch ist sehr wohl vermögend, alles durch seine Gegenwart aufs neue zu ermuntern, und einer Stadt, welche fast halb todt ist, Geist und Leben wieder zu geben. Er ist die wahre Sonne des Staats *). Die regierende Königinn hält sich mit ihrem Hofstaat ordentlich zu Schönhausen auf, einem Lusthause, so ihr der König geschenkt hat, und die königliche Mutter zu Monbijous. Beyde Majestäten empfangen daselbst alle fremde Standespersonen, die ihnen aufwarten, sehr gnädig. Die junge Königinn, die den Auf-

ent-

*) Die Erfahrung hat diese Prophezeihung sattsam bestätiget, und Berlin ist hernach in dem Frieden vollkommen wieder lebhaft worden.

enthalt zu Rheinsberg noch ihres Andenkens würdiget, gab mir am verwichnen Sonntage nach der Kirche in ihrem Zimmer eine besondre Audienz, und empfieng mich mit vieler Gnade und Achtung.

Der Herr von Podewils, der Vorgesetzte bey unserm Departement der auswärtigen Geschäffte, ist mit seiner ganzen Canzley zu Breßlau, und der liebenswürdige Herr von Bork, Staatsminister bey eben diesem Departement, ist hier geblieben, um diejenigen Geschäffte zu besorgen, welche sich dort unten nicht wohl verrichten lassen. Er überhäuft mich mit Höflichkeiten, allein es kommt mir vor, als wenn ihm die Absicht des Königs in Ansehung meines künftigen Schicksals unbekannt wäre. Ich habe dahero keinen andern Weg zu ergreifen, als unverzüglich zur Armee abzugehen, wo ich die Ehre haben werde, Sr. Majestät aufzuwarten. Ich werde in Gesellschaft eines jungen Barons von Kaiserling reisen, welcher Kriegsdienste sucht, und wir werden uns morgen früh auf den Weg machen. Ob gleich die Hauptstraßen diesseits der Oder nicht allzu sicher seyn, so lebe ich doch der guten Hoffnung, daß uns die Vorsicht glücklich nach Breßlau bringen wird, wo ich das Vergnügen

gen haben werde, meinen guten Jordan und den größten Theil meiner alten Freunde zu umarmen. Die Anstalten zur Reise verhindern mich heute, Ihnen mehr zu sagen. Vielleicht finde ich in Schlesien Gelegenheit, Sie mit sehr wichtigen Sachen zu unterhalten: vergessen Sie nicht die Reisenden in Ihr Gebet und Litaney mit einzuschließen.

Ich habe mehr als jemand in der Welt die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und vierzigster Brief.

An die Madam von *** zu Berlin.

Breßlau, den 12. Jul. 1741.

Madam!

Obgleich die Hauptstraßen, welche nach Schlesien führen, nicht allzu sicher waren, so bin ich doch dem ungeachtet mit meinen Reisegefährten glücklich in Breßlau angekommen. Bis Frankfurt an der Oder ist uns nichts merkwürdiges vorgefallen, aber in dieser letzten Stadt trafen wir die Madam von *** an, welche eben wie wir, die Absicht hatte, zur Armee zu reisen, und sich zu dem Herrn Obristen, ihrem Gemahl, zu begeben. Sie schien ausnehmend erfreut zu seyn, daß sie uns angetroffen hatte, und wir unsrer Seits waren es nicht weniger. Es war dieses vor zween irrende Ritter eine Art von einem unverhofften Glück, daß wir in Gesellschaft einer jungen und liebenswürdigen Dame reisen, und sie im Fall der Noth vertheidigen konnten. Sie hatte überdies

ein überaus artiges Kammermägdchen bey sich, deren schöne Augen den angehenden Heldenmuth meines Reisegefährten ein wenig zerstreuten. Was mich betraf, so erklärte ich mich vor die Frau, und dieser verschiedne Geschmack ist uns auf unsrer ganzen Reise sehr wohl zu statten gekommen. Ich bat die Madam von ***, mir einen Platz in ihrer Kutsche, welche nur auf zwo Personen war, einzuräumen, und ihre Kammerjungfer mit dem Herrn von K** in meiner Postchaise fahren zu lassen. Auf diese Art reisten wir ganz ruhig bis in die Gegend des Klosters Leibus in Schlesien. Hier aber mußten wir über eine Art von Schlachtfeld fahren, wo zween Tage vorher einige Escadrons unsrer Husaren des Regiments von Bandemer durch die Oesterreicher waren übel angeführet worden. Alle ihre leichte Reuterey hatte sich hinter einem Berge, welcher vor dem Kloster liegt, versteckt. Sie hatten nur einige kleine Corps zum Vorschein kommen lassen, welche von den unsrigen so gleich waren angegriffen worden; allein, mitten im Gefechte bricht ihre ganze Cavalerie hervor, fällt auf unsre Leute, und richtet ein großes Niedermetzeln unter ihnen an. Wir sahen noch die zermetzelten Glieder der halb eingegrabenen Körper, und dieser ekle Anblick jagte uns

wegen Fortsetzung unsrer Reise eine grosse Furcht ein, dergestalt, daß unsre erhitzte Einbildungskraft den nämlichen Abend bey Untergang der Sonne uns drey bis vier Heuwagen, welche auf uns zukamen, vor eben so viel Escadrons feindliche Husaren ansehen ließ. Als dieses leere Schrecken bey dem deutlichen Anblicke vorüber gegangen war, so gab es uns darauf viel Gelegenheit zum Lachen. Endlich kamen wir halb unter vergnügten Scherzen und halb mit Zittern in Breßlau an.

Diese Hauptstadt war nur von unsern Truppen eingenommen worden. Niemals hat wohl die Einnahme einer Stadt weniger gekostet. Alle Feindseligkeiten, welche bey dieser Gelegenheit vorgefallen waren, bestunden in einer Ohrfeige, die der General von Münchau einer Schildwache gab, die beym ersten Schlagbaume Wache stund, und ihn zuziehen wollte. Unsre Truppen marschirten Regiment vor Regiment hinein, bemächtigten sich der Thor- und Hauptwache, entwaffneten die Stadtsoldaten, die sich darinnen befanden, ganz friedlich, pflanzten die Kanonen auf den Markt, und stellten vor die Thüren der Bürgermeister und aller Rathsherren Schildwachen aus. Kein einziger Kramladen wurde zugeschlossen, und keine

Kräu-

Kräuterfrau auf den öffentlichen Märkten gieng von ihrer Stelle weg. Den Nachmittag wendete man an, die neue Besatzung in die Quartiere zu verlegen, und den Morgen drauf langten der Herr Marschall von Schwerin an, welcher den Rath versammlen ließ, an ihn eine schöne Rede hielt, und ihn nöthigte, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Auf diese Art endigte sich die republikanische Regierung der freyen Stadt Breßlau, nachdem solche verschiedene Jahrhunderte durch gedauert hatte. Endlich ließ der König die Privilegia der Bürger und die Vorrechte der Rathsglieder bestätigen, unter welchen letztern er die vornehmsten mit ansehnlichen Titeln beehrte, und ihnen Pensionen gab. Jedermann war vergnügt, oder wenigstens stellte man sich so, und als ich in dieser großen Stadt ankam, so nahm man darinnen fast nicht die geringste Veränderung wahr.

Ich habe mein Logis zur goldnen Gans genommen, welches hier der vornehmste Gasthof ist; ich denke aber nicht lange darinnen zu bleiben. Ich habe bey Sr. Excellenz, dem Herrn von Podewils, meine Aufwartung gemacht, und habe alle meine Freunde

gesprochen. An den König ist von mir ein Brief abgegangen, um zu vernehmen, ob ich mich zur Armee begeben soll, und ich erwarte in diesem Fall mit Unterthänigkeit seine Befehle; unter der Zeit aber bemühe ich mich mit den vornehmsten Einwohnern der Stadt Bekanntschaft zu machen. Es vergeht fast kein Tag, an welchem man mich nicht einem guten Hause vorstellen sollte, und überall nimmt man mich sehr liebreich auf. Der Adel in Schlesien scheint mir sehr artig und gesellschaftlich zu seyn. Die Mannspersonen sind durchgängig sehr verbindlich und sehr gesprächig, und das Frauenzimmer sehr galant. Diese letzte Eigenschaft erstreckt sich über alle Stände der Gesellschaft. Es ist eine wunderbare Sache um das menschliche Herz, das weibliche nicht ausgeschlossen. Verzeihen Sie mir diese Anmerkung, Madam, Sie sind unter dem großen Haufen nicht mit begriffen, und ich bewundre in Ihnen die Denkungsart eines vollkommnen rechtschaffnen Mannes schon lange Zeit; allein, nach dem Beyspiel, das ich Ihnen gleich zu erzählen die Ehre haben werde, mögen Sie die Richtigkeit meiner Gedanken beurtheilen. Schon vor einigen Tagen schickte der König sein erstes Bataillon von der Garde hierher. Sie wissen, daß die-

dieses unter allen seinen Truppen das schönste Corps ist. Bis hierher hatte die preußische Garnison zu Breßlau nur aus vier Bataillons Füseliers bestanden, welches die unansehnlichsten Leute bey unsrer Armee sind. So bald als die Garde, welche aus sechs Fuß hohen, wohlgebildeten, gleichsam gedrechselten, mit Blau und Silber bekleideten, und wie Adonis frisirt und gepuderten Leuten bestunden, in die Stadt einrückte, so wollten sich alle Frauenzimmer den Kopf abreißen. Niemals habe ich eine so allgemeine Verwirrung in dem Reiche der Galanterie gesehen. Als ich mich gestern mit meinem Banquier, dem Herrn H** an seiner Thüre unterredete, sahen wir eine artige junge und muntere Frau vorbey gehen, welche die bittersten Thränen weinte. Herr H** der sie kannte, fragte sie nach der Ursache ihrer Bekümmerniß. Nach einigen kleinen Zeichen der Schamhaftigkeit, gestund sie uns seufzend, daß sie sich an einen Füselier unter dem Regiment von Münchau verheyrathet hätte, nun aber ihre Uebereilung beklagte, weil sie itzo einen Soldaten von der Garde sechs Fuß und zwey Zoll hoch heyrathen könnte, wenn sie ihre Hochzeit nur acht Tage länger aufgeschoben hätte. Wir beklagten ihren Unstern, allein, wir glaubten nicht, daß sie unsers

Raths

Raths bedürfe, um zu ihrem Trost ein kräftiges Hülfsmittel zu finden.

Ich merke, Madam, daß es Zeit ist, meinen Brief zu schließen, welcher bereits die Gränzen einer ordentlichen Zuschrift überschreitet. Wenn ich das Land ein wenig besser kennen werde, so will ich Ihnen von Breßlau und von den Einwohnern Schlesiens eine weitläuftige Beschreibung machen. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

XX (1+2) VI 92

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bielfeld, Jakob Friedrich <<von>>,

Des Freiherrn von Bielfeld freundschaftliche Briefe nebst einigen andern
Aus dem Französischen

Bd.: 1

Danzig ; Leipzig (1765)

Epist. 81-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402224-1
VD18 80364640-001